Mikrokosmus.

Ideen zur Naturgeschichte und Geschichte
der Menschheit.

Versuch einer Anthropologie

von

Hermann Lotze.

Zweiter Band.

4. Der Mensch. 5. Der Geist. 6. Der Welt Lauf.

Zweite Auflage.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1869.

Inhalt.

Viertes Buch.

Der Mensch.

Seite

Fünftes Kapitel.

Die Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts.

Fünftes Buch.

Der Geist.

Erstes Kapitel.

Der Geist und die Seele.

Zweites Kapitel.

Die menschliche Sinnlichkeit.

Drittes Kapitel.

Die Sprache und das Denken.

Viertes Kapitel.

Die Erkenntniß und die Wahrheit.

Im ersten Bande sind folgende Fehler zu verbessern:

S. 268 Z. 11 von oben für Zukunft lies: Vernunft.

S. 271 Z. 11. von unten nach begleitet schalte ein: bald von einem reicheren.

S. 291 Z. 12 von oben für bedingte lies unbedingte.

Viertes Buch.

Der Mensch.

Erstes Kapitel.

Die Natur und die Ideen.

Mechanische Erklärung und ideale Deutung der Natur. — Unabhängigkeit beider Auffassungen von einander und Nothwendigkeit ihrer Verknüpfung. — Die zwecksetzende Schöpfung. — Das Ideal-reale. — Die Natur als Thatsache. —

Wie ungern hören wir doch alle zu und wie ungläubig, wenn ein aufdringlicher Scharfsinn den feinsten Bau unsers Innern zu zergliedern sucht, und wie wenig imponirt uns die gelassene Zuversicht, die dieser bestimmten Mischung unserer Anlagen von allgemeinen Gesichtspunkten aus ihre nothwendige Entwicklung voraussagen möchte! Wir glauben mehr zu sein, als eine unter vielen möglichen Gruppirungen auch sonst bekannter Eigenschaften; jeder Versuch, uns nach einem Maße zu messen, das auch auf andere paßt, erschöpfe sich fruchtlos an den Aeußerlichkeiten unsers Wesens und lasse unberührt und unverstanden einen unvergleichlichen Rest zurück, jenes wahre Ich, das in allem, worin es der Beobachtung zugänglich ist, sich nur eine äußere mit Anderem vergleichbare Oberfläche gebe. Was wir so für uns verlangen, das sind wir bereit auch außer uns den Erzeugnissen der Natur zuzugestehen. Es gibt eine gewisse Bescheidenheit der Beobachtung, die gern jede einzelne Naturgestalt in die besondere Folgerichtigkeit ihrer eigenthümlichen Bildung begleitet; ohne Eigenwillen den Spuren der Sachen folgend, möchte sie sich zum nachfühlenden

Verständniß des geheimen Sinnes hinanführen lassen, der alle Dinge belebt, und der uns nothwendig in allen entgeht, so lange wir umgekehrt die ausdrucksvolle Mannigfaltigkeit ihrer Entwicklungen mit gleichgiltiger Hand auf allgemeine Maßstäbe zurückführen. Von solcher Schonung der lebendigen Eigenthümlichkeit der Erscheinungen hat unsere frühere Betrachtung keine Spur verrathen. Mit einer Härte, die völlig unzugänglich schien, wiesen wir ihre eindringliche Beredsamkeit zurück, wie sie um Anerkennung ihrer besonderen Bedeutung bittend sich an uns drängen; überall beharrten wir darauf, sie alle nur als Beispiele der mannigfachen Erfolge anzusehen, die einem allgemeinen Gesetzkreise sich abgewinnen lassen, wenn irgend ein Spiel der Zufälle ihm die Elemente der Wirklichkeit bald so bald anders verbunden darbietet.

Gewiß befriedigt eine solche Auffassung des Naturlaufes nicht im mindesten die Erwartungen, mit denen jedes unbefangene Gemüth sich zur Beobachtung desselben zu wenden pflegt; denn in der That, mit dieser Meinung allein würden wir kaum dem Vorwurf entgehen, daß unvermerkt unserer Ansicht der Gedanke einer Natur überhaupt völlig abhanden gekommen sei. Will doch Niemand mit diesem Namen die bloße Anhäufung unbestimmt vieler, aus unbekannten Quellen beziehungslos zusammengeflossener und durch unberechenbare Zufälle in Bewegung versetzter Stoffe bezeichnen, in deren blinder Gährung nur die unbrechbare Gewalt allgemeiner Gesetze mit unvermeidlicher, aber unabsichtlicher Regelmäßigkeit widerschiene. Von einem R e i ch e der Natur sprechen wir vielmehr; und alle jene lebendige Gliederung der Theile zum Ganzen, jene gegenseitigen Beziehungen einander voraussetzender und unterstützender Bildungen, durch welche jedes kleinste Gebäude mehr ist, als ein Beispiel der statischen Gesetze, die es befolgt: all diese vernünftige Bedeutsamkeit inneren Zusammenhanges möchten wir auch der Natur gesichert wissen. Aus der Sehnsucht der Phantasie, ihr Ideal harmonischen Daseins in der Wirklichkeit wiederzufinden, mag diese Forderung unabgebrochener Einheit der Natur zuerst entspringen; sie kann nur geschärft werden durch die

Erinnerung an das Räthsel, das alle unsere Gedanken jetzt beschäftigt, an unsere eigene Stellung in der Mitte dieser Natur, in deren Unruhe und Verlauf wir uns auf unauflösliche Weise verkettet finden. Die Ansicht, welche wir von dem Schauplatz unsers Daseins fassen werden, wird unvermeidlich auch die Färbung der Ueberzeugungen mit bestimmen, die wir über den Sinn und die Ziele unsers Wirkens uns bilden möchten. In die Mitte eines mannigfaltigen Wirbels geworfen, dem nur die nothwendige Nachwirkung des Vergangenen, aber kein Plan der Zukunft seine Richtung gäbe, würden wir befürchten, auch die festen Zielpunkte unsers eigenen Strebens schwanken zu sehen; die Sicherheit unsers Hoffens und alle Freude an unserm Dasein ruht auf dem Glauben an die vorbedachte Einheit des Weltbaus, die uns unsere Stätte bereitete und die schon in den blinden Wirkungen der Natur den Keim der Entwicklung anlegte, welche das geistige Leben aufnehmen und fortführen soll.

Mit solchen Anschauungen, deren siegesgewisse Wärme wir dem menschlichen Gemüthe, das sie ewig von neuem erzeugen wird, nicht einmal neiden möchten, selbst wenn der Versuch, sie ihm zu entreißen, weniger hoffnungslos wäre — mit dieser Stimmung blicken wir auf den Weg zurück, den wir bisher zurücklegten, und können ihn nicht anders als öde finden. Zwar wird es wahr bleiben, und jeder entgegengesetzte Versuch der Phantasie wird sich widerwillig zu dieser Erkenntniß zurückgezwungen sehen: daß alle Fragen nach dem Verwirklichungshergang einer Erscheinung und nach der Möglichkeit ihres Bestehens auf jenen früher geschilderten Pfad einer mechanischen Ansicht zurückkommen müssen. Aber nie wird es doch befriedigen, für jede bedeutsame Harmonie und Schönheit des Wirklichen die Erklärung wiederholt zu hören, auch sie erzeuge sich mit blinder Nothwendigkeit als ein unvermeidliches Ergebniß, wenn einmal diese und keine andern bedingenden Vorereignisse, diese und keine andere Verknüpfung der Elemente voranging. Freut sich die mechanische Naturwissenschaft der Sicherheit, mit welcher sie jeder Lage der Dinge, möge der Zufall sie fügen,

wie er wolle, ihre nächsten nothwendigen Consequenzen zu ziehen vermag, so können wir doch nicht glauben, das ganze Wesen der Natur in diesen allgemeinen Gesetzen zu finden, die eines Zufalls bedürfen, um einen Gegenstand ihrer Anwendung, und erst durch diesen eine bestimmte Gestalt ihres Erfolges zu gewinnen. In dem vielmehr liegt eben die wahre schöpferische Natur, was als Beispiel der allgemeinen Regel vorher nur dieser und ihrer unumschränkten Gewalt als Folie zu dienen schien: darin liegt sie, daß überhaupt eine bestimmte Mannigfaltigkeit wirkungsfähiger Elemente sich findet, denen das Gesetz gebieten kann; darin, daß Verknüpfungen dieser Elemente nicht wie versprengtes Wild sich zusammenhanglos in dem zusammenhängenden Netze der mechanischen Regeln fangen, sondern daß in bestimmter Auswahl und Reihenfolge, unter einander verschwistert, diese Constellationen der Umstände hervortreten, um die in ihnen eingeschlossenen Keime reicher und schöner Erfolge der festen Führung jener Gesetze zu sicherer Entwicklung zu übergeben. Dem Grunde und der Herkunft dieser Ordnung nachzuforschen, ist eine Aufgabe, deren Werth wir nicht versuchen dürfen zu verkleinern, und die mechanische Ansicht wird nicht vermeiden können, sie neben sich zu dulden.

Selbst den Versuch zur Lösung dieses Räthsels zu machen, wird allerdings sie mit Recht ablehnen. Sie wird daran erinnern, wie ja doch jede Erklärung irgend einen thatsächlich gegebenen und nur anzuerkennenden Bestand voraussetzen müsse, dessen folgerichtige Nachwirkung allein sie nach Anleitung allgemeiner Gesetze entwickeln könne. Nichts hindere nun, diesen Thatbestand, die erste gegenseitige Stellung der Elemente in der Welt, sich als so gewesen zu denken, daß jede spätere Harmonie, Schönheit und Zweckmäßigkeit des Wirklichen als eine nothwendige Zukunft in ihr eingeschlossen lag. Die Abneigung, sich bei dieser Voraussetzung zu beruhigen, schließe im Stillen nur die andere noch sonderbarere Voraussetzung ein, daß Unordnung eigentlich natürlicher sei als Ordnung, und daß ein wüstes Chaos eine größere Wahrscheinlichkeit, ja fast mehr Rechtsanspruch auf Dasein besitze, als ein harmonischer Zustand

der Dinge, zu dessen Begründung stets noch ausdrückliche Nachhilfen nöthig wären. Wie unberechenbar ist doch die Biegsamkeit der Gedanken! Während die eine Ansicht gewiß ist, die tief empfundene Schönheit der Natur am frömmsten durch Ableitung aus einem weit höheren Quelle zu heiligen, sieht sie sich unerwartet durch die andere überboten, die entrüstet darauf hindeutet, wie ausschweifend und der Würde der Wirklichkeit unangemessen die Befürchtung sei, dem Schlechten und Verworrenen sei an sich der Zugang zum Dasein leichter als seinem Gegentheil.

Wir vermeiden, diesen Wettstreit zu verfolgen; uns genügt ein Zugeständniß, welches der mechanischen Ansicht, wenn sie ihn aufnehmen will, nothwendig wird. Denn indem sie alle Schönheit, Zweckmäßigkeit und ideale Bedeutsamkeit der Natur auf eine uranfängliche Stellung, Mischung und Bewegung der Elemente zurückschiebt, meint sie zwar hauptsächlich verneinend den Gedanken eines besonderen vernünftig schaffenden Weltgrundes abzuwehren; aber unwillkührlich bejaht sie doch damit zugleich, daß der erste Zustand der Welt eine vernünftige Ordnung gewesen sei, und daß alle ihre eignen Erklärungsmühen nur die Consequenzen dieser ursprünglichen Vernunft ausbeuten. Für die nächsten Zwecke ihrer Untersuchungen nun mag die mechanische Wissenschaft Recht haben, wenn sie diese Vernunft nur in der Gestalt einer ewig bestandenen Thatsache berücksichtigen will, ohne noch über sie hinaus zu einem Grunde ihres Daseins zurückzugehen. Denn in der That würde jeder Versuch, ihre Entstehung zu erklären, nur eine andere vorangehende Thatsache voraussetzen können, in Bezug auf welche dieselbe Frage mit gleichem Erfolg oder gleicher Erfolglosigkeit sich wiederholen würde. Aber die Nothwendigkeit, die Erklärungen des Zustandekommens der Dinge mit der Anerkennung irgend eines letzten Gegebenen abzubrechen, kann doch nicht hindern, in einer anderen Weise diese unvordenkliche Grundlage zum Gegenstand neuer Untersuchungen zu machen. Denn immer wird doch die unüberwundene Frage wieder auftauchen, woher die unendliche Anzahl jener vorauszusetzenden ersten Verhältnisse zwischen den

Elementen der Welt stamme, und gerade mit dieser glücklichen gegenseitigen Ergänzung und Beziehung aller auf alle stamme, daß die nothwendige Folge dieses ersten Thatbestandes eine zusammenhängende und zu gemeinsamem Leben in sich übereinstimmende Natur sein mußte. So entsteht neben der mechanischen Naturauffassung eine andere, mit anderen Zwecken und anderen Formen ihrer Untersuchung. Wenn jene erste, die eigentlich erklärende Wissenschaft, überall die realen Mittel aufsucht, durch deren gesetzliche Verflechtung Alles, Großes und Kleines, Schönes wie Häßliches, das Gesunde wie das Kranke, gemacht wird, sich selbst erhält und Anderes macht, so ist diese andere, die ausdeutende Ansicht der Natur, gleichgiltig gegen diese Mittel der Verwirklichung. Indem sie es aufgibt, die Entstehung der ursprünglichen Anordnungen zu erklären, zu deren Annahme sie gedrängt wird, möchte sie für diesen Mangel durch den andern Nachweis entschädigen, daß wenigstens nicht eine zerstreute Vielheit beziehungsloser Einzelheiten, sondern die Einheit einer bedeutungsvollen Idee jenes erste Gegebene bilde, einer Idee, deren unbedingter Werth es verdient, zum tiefsten und festesten Grunde der Welt gelegt zu sein, und aus deren Gesammtsinne sich die unendliche Mannigfaltigkeit aller einzelnen Anfangsverhältnisse des Naturlaufs mit dem überredenden Zwange einer poetischen Nothwendigkeit entwickle.

Zwischen diesen beiden Naturauffassungen finden wir theils einen mißverständlichen Streit, theils eine Beilegung desselben, die nicht alle unsere Zweifel beschwichtigt. Man bemerkt leicht, wie bequem man beide bis zu einem gewissen Punkte auseinander halten und den Aufgaben jeder einzelnen für sich genügen kann. Der ästhetische Eindruck eines Gemäldes hängt doch zunächst nur von den Zügen ab, die wir fertig in ihm finden und vor uns sehen, nicht von der Kenntniß der Kunstgriffe, durch welche dem Künstler ihre Ausführung gelang. Ebenso wird die Einsicht in

diese ideale Bedeutung eines Naturgebildes, in den Gedanken, zu dessen erscheinender Ausprägung es berufen ist, nicht durch die Kenntniß der Maschinerie unterstützt, durch welche dem Naturlauf seine Erzeugung gelang. Nur da, wo eine noch fortdauernde Entwicklung mit zu den Zügen gehört, in denen der Sinn einer bewegten Naturgestalt sich ausdrückt, kann es wichtig sein, auch die dienenden Elemente und die vermittelnden Vorgänge aufzusuchen, die hier nicht ohne eigene Bedeutung ihrer Auswahl zur Verwirklichung jenes Sinnes verwendet sind. Ist es nun eine gewöhnliche Täuschung, die Art des Gemachtseins bestimme völlig auch den ästhetischen Werth eines Bildes, so begeht der Naturforscher diesen Fehler selten; er sieht seine Auseinandersetzungen über den Hergang eines Ereignisses keineswegs zugleich für eine Bestimmung seines idealen Werthes an, sondern überläßt die Auffindung eines solchen anderen Bemühungen, die von dessen Dasein überhaupt gewisser überzeugt sind und einen Weg zu seiner sicheren Ermittlung zu kennen glauben. Weit häufiger verkennt umgekehrt die ideale Ausdeutung der Natur die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit; sie fordert oft, den von ihr aufgezeigten Sinn der Erscheinungen zugleich für eine Erklärung ihres Zustandekommens mit gelten zu lassen. Und doch ist die Kenntniß der Verwirklichungsweise eines Ereignisses von dem Verständnisse des Gedankens, der vielleicht in ihm liegt, in gleichem Grade unabhängig, wie dieses Verständniß von ihr. Denn gleichviel, ob überhaupt eine Idee die Dinge lenke oder nicht, gleichviel ferner, welches der Inhalt dieses beherrschenden Gedankens sein möge: da zu sein und zu geschehen vermag doch Alles nur, so weit es in vorangegangenen Umständen seine zwingenden Ursachen hat. Was daher auch die Idee gebieten möge: ob ihr Gebot überhaupt, und in welcher bestimmten Form es zur Vollziehung gelange, das wird zuletzt immer nur durch die Kenntniß der thatsächlich vorhandenen Mittel und der gegebenen Verknüpfung dieser Mittel entschieden, welche der wirkliche Naturlauf ihr zu Gebote stellt, und aus welchen dann, wenn sie einmal da sind, der gleiche Erfolg mit blinder

Nothwendigkeit auch ohne das Geheiß der Idee, ja selbst gegen ihr Gebot würde hervorgehen müssen. So scheiden sich diese beiden Gebiete der Untersuchung und bestehen neben einander. Die mechanische Forschung erklärt das Zustandekommen der Ereignisse Schritt für Schritt aus ihren zwingenden Ursachen und sie wendet nichts dagegen ein, wenn eine andere Richtung der Betrachtung in der Gesammtheit dieses Naturlaufs auch noch einen vernünftigen Sinn zu entdecken glaubt. Die ideale Deutung hebt den Zusammenhang und die innere Consequenz dieses Sinnes hervor, und wenn sie nichts gegen den Nachweis einwendet, daß die bedeutungsvollen Ideen nur durch die Mittel des Mechanismus realisirt werden, so ist sie doch überzeugt, daß in jedem Falle, wäre auch die Summe dieser Mittel eine ganz andere, doch dieselben Gedanken in einer andern ihnen gleich entsprechenden Form auch in dieser andern Welt wieder erscheinen würden.

Aber eine Grenze hat diese Theilung der Arbeiten dennoch. Für alle Untersuchungen des Einzelnen mag es nützlich sein, den Streit beider Ansichten durch sie zu schlichten und der widerrechtlichen Vermischung verschiedener Aufgaben auf diesem Wege vorzubeugen; wo es sich jedoch um die Gestaltung unserer zusammenfassenden Weltansicht im Ganzen handelt, kann es nicht mehr befriedigen, eben diese verschiedenen Fragen auseinander zu halten, die im Gegentheil hier aus Einem Quelle Beantwortung suchen. Wie wenig auch die Bewunderung eines schönen Gemäldes auf der Kenntniß des technischen Malverfahrens beruht, so hat sie doch diese Voraussetzung wenigstens wohl immer, daß das Bild das Erzeugniß einer künstlerischen Phantasie sei, die durch die Einheit ihrer Absicht die buntfarbigen Elemente zur Einheit einer in sich zusammenhängenden Erscheinung verband. Hätten wir die klare Ueberzeugung, nur ein zusammenhangloser Wirbel von Zufällen habe die farbigen Punkte in diese Umrisse zusammengeführt, und vermöchten wir nicht wenigstens uns in die Täuschung des Gegentheils hineinzufühlen, so würde unsere Bewunderung empfindlich durch das Bewußtsein leiden, daß nur wir in diese Formen

eine Bedeutung legen, die uns nicht aus ihnen als der Ausdruck ihres eigenen Sinnes entgegenkomme. Dieselben Bedenken werden unvermeidlich rege, wo es sich um eine Gesammtauffassung der Wirklichkeit handelt. Man kann die Natur nicht als ein Kaleidoskop ansehen, das vom Zufall geschüttelt wird, und dann Gestalten erzeugt, die sich so ausnehmen, als wäre Sinn in ihnen; soll dieser Sinn selbst Sinn haben, so muß man Ernst mit seiner Voraussetzung machen und die Ueberzeugung festhalten, dieselbe Macht, welche die mechanischen Wirkungsfähigkeiten der Dinge begründet, schließe unmittelbar zugleich jene formbestimmende Phantasie ein, die diesen Fähigkeiten ihre Anwendungspunkte verschafft und ihnen ihre bedeutungsvollen Richtungen anweist. Wir kommen deshalb nicht mit jener Beschwichtigung aus, zuzugeben, daß neben dem mechanischen Verlaufe der Natur, und freilich mitten in ihm, sich die ideale Bedeutsamkeit nur *auch* vorfinde; vielmehr wird jede Ansicht der Welt, die sich abzuschließen sucht, sich irgend eine bestimmte Vorstellung über das Verhältniß bilden müssen, in welchem in der Natur der *vorbildende Gedanke* zu den *arbeitenden* Ursachen seiner nachbildlichen *Verwirklichung stehen* soll.

Es pflegt in zwei Weisen zu geschehen, und jede von ihnen verwickelt sich bald in eigenthümliche Schwierigkeiten.

Die eine wendet unbedenklich unser eigenes Verhältniß zu unsern Hervorbringungen auf die Beziehung der Natur zu ihrem Grunde an; sie läßt aus der berechnenden, zwecksetzenden Weisheit eines selbstbewußt persönlichen Gottes die zusammenstimmende Organisation des Weltlaufs entspringen. Wir wollen nicht zu streng gegen sie in den Vorwurf der Selbstüberhebung einstimmen, mit welcher sie göttliche Absichten zu verstehen glaube; liegen doch auch die allgemeinen Gesetze des mechanischen Naturlaufs nicht als angeborne Erkenntnisse in unserem Inneren, und doch ist es möglich, sich ihrer zum großen Theil wenigstens zu bemächtigen.

Warum sollte es unmöglich sein, daß eine sinnige Naturbeobachtung, nicht pomphaft lehrend, sondern bescheiden lernend, aus der Vergleichung der Erfahrungen mit einem ähnlichen Grade der Annäherung zwar nicht alle Absichten Gottes, aber doch Manches errathen könnte, was sie mit Ueberzeugung zu diesen rechnen und in der Zurechtlegung der übrigen Erscheinungen benutzen dürfte? Würde doch zudem die Giltigkeit ihres Grundgedankens nicht von der Möglichkeit abhängen, ihn wirksam durch die Betrachtung aller Einzelheiten des Weltlaufs hindurchzuführen; wir zweifeln an der Richtigkeit der allgemeinsten Gesichtspunkte unserer Mechanik auch nicht deshalb, weil die Verwicklung der Gegenstände uns oft nur erlaubt, sie in einem allgemeinen und ungenauen Ueberschlage anzuwenden. Ebenso würde auch diese Ansicht unerschüttert stehen, wie weniges sie auch vollständig erklären könnte; genug, wenn neben dem allgemeinen Eindruck der Natur, welcher sie begünstigte, keine einzelne Erfahrung einen nicht zu beseitigenden Widerspruch erhöbe.

Aber wie glücklich sie auch immer in ihren Bemühungen zur Erklärung des Gegebenen sein möchte: die allgemeineren Schwierigkeiten wird sie mühsamer überwinden, die in jener Uebertragung menschlicher Wirkungsweise auf dies unendlich höhere Beispiel schöpferischer Thätigkeit liegen. Zwecke kann nur der Wille haben, dessen Wollen nicht zugleich Vollbringen ist, dessen Absicht vielmehr, durch den Widerstand einer von ihm unabhängigen Natur der Dinge verzögert, sich in ein Ziel verwandelt, nach welchem hin es noch einen Weg zurückzulegen gibt. Zweckmäßiges Handeln ist nicht da zu finden, wo eine unbedingte Gestaltungskraft Alles unmittelbar aus sich gebiert, sondern da, wo ein eingeschränktes Wirken Mittel zu seinem Erfolge bedarf, Mittel, die es seinen Zwecken nur um den Preis dienstbar machen kann, daß es umgekehrt sich in der Form seiner eigenen Entwürfe nach der Natur dieses ihm fremden Materials bequemt. Alles, was wir Menschen zu leisten fähig sind, beruht auf diesem Verhältnisse; beruht darauf, daß ein Reich uns fremder Elemente, nach bestimmten von uns

unabhängigen Gesetzen wirkungsfähig und in fein vorgezeichneten Formen gegliedert, uns umgibt, und wir mit ihm organisch auf's innigste verflochten sind. Daher stammt nicht allein die Möglichkeit, daß überhaupt die Regungen unsers Innern, unsere Vorstellungen, Absichten und Willensentschlüsse jemals einen wirksamen Zugang zur Außenwelt finden: auch die anschaulichen und lebensvollen Formen unsers Handelns entspringen aus derselben Quelle. Formlos sind an sich alle jene letzten Triebfedern unsers Strebens: die Lust, die wir suchen, das Leid, das uns drückt, selbst jede edlere Sehnsucht der Phantasie nach irgend einem Höheren ist ursprünglich in uns ein Wogen in sich selbst, dem die Richtung fehlt; der an sich kurze und gestaltlose Sinn unserer Wünsche breitet sich erst während seiner Verwirklichung in eine ausführliche Erscheinung aus und gewinnt charakteristische Züge, indem er sich mit den Ueberwindungsformen bestimmt gestalteter Hindernisse und mit den Benutzungsweisen äußerer Anstöße umkleidet. Mit dem Wegfall dieser unabhängigen Außenwelt, an deren erziehendem Widerstande wir Gestalt gewinnen, würde auch das anschauliche Bild unsers Handelns in eine für uns unfaßbare Einheit der Absicht mit ihrer Erfüllung zurücksinken. Diese Bedingungen aber, die uns die Erfolge unsers eignen Thuns erst begreiflich machen, können wir nicht auf das göttliche Wesen, den Grund aller Welt, übertragen wollen. Glauben wir, manche einzelne Einrichtung in ihrer Bedeutung für den Plan Gottes zu verstehen, so bleibt uns um so dunkler der Ursprung der ganzen Formenwelt, innerhalb deren von einem Plane die Rede sein kann. Was würden wir in dem Wesen Gottes als letzten belebenden Grund der Schöpfung uns Anderes denken mögen, als jenen Hauch der Heiligkeit, Güte und Schönheit, in dem wir doch vergeblich trachten würden, eine nothwendige Richtung seiner schaffenden Thätigkeit auf die Erzeugung der bestimmten Naturformen zu finden, die uns umgeben? Nur wenn diesem Gedanken eine unabhängige Welt des Stoffes gegenüberstand, konnte, für uns begreiflich, die schöpferische Kraft durch die Eigenthümlichkeit dieser ihr fremden Bedingung

ihres Wirkens zu bestimmten Formen für den Ausdruck ihrer ge= staltlosen Sehnsucht getrieben werden.

So endet diese Ansicht in einem schwer zu schlichtenden Zwie= spalt. Neben der schöpferischen Weisheit Gottes, dem Grunde des idealen Inhaltes der Welt, tritt eine andere Macht hervor, ein dunkler Hintergrund, an dem der gestaltlose Strahl der Ideen sich erst zu einem Spiele anschaulicher Formen bricht. Weder ent= behren können wir dies fremde und unergründliche Element, noch wissen wir ein Recht, es festzuhalten; ist seine eigenwüchsige Natur und Gesetzlichkeit für uns, die wir uns nur an Hindernissen ent= wickeln, zugleich Widerstand und erziehende Anregung, so darf sie weder das eine noch das andere sein für das göttliche Wesen.

Die andere Auffassung, deren wir gedenken wollten, vermeidet diesen verhängnißvollen Gegensatz zwischen der zwecksetzenden Ab= sicht und dem dienenden Mittel ihrer Realisirung durch die un= mittelbare Verschmelzung beider. Ein Unendliches, eine träumende Weltseele, Stoff und Idee, bildsames Material und bildender Gedanke zugleich, pulsire in allen Erscheinungen und entfalte aus der Einheit ihres Entwicklungstriebes die zusammenstimmende Schönheit der Dinge. Nicht gelenkt von einem Bewußtsein, das draußen stände, nicht belastet mit der Verbindlichkeit, Zwecke zu erfüllen, die nicht ihr eigner Trieb wären, nicht umgekehrt in ihren Erzeugungen an die Zustimmung allgemeiner Gesetze ge= bunden, die ihrem Schöpfungsdrange gleichgiltig gegenüberständen, sei die Wirklichkeit ein zwangloses ewiges Sichselbstentwickeln, Ernst und Lust zugleich, zielloses Wogen einer gestaltenden Phantasie, die ins Unendliche sich an der wiederholten Entfaltung ihres sin= nigen Formenreichthums freut. In solchen und ähnlichen Aus= drücken zeigt sich diese Vorstellungsweise nicht nur als ein leb= hafter, kurzer und zutreffender Ausdruck der Räthsel, die wir hier nicht willkührlich erdenken, vielmehr in der Natur der Sache gegeben finden, sondern sie bezeichnet zugleich jene sorglos jugend= liche Romantik des Nachdenkens, die in der begeisterten Aus= sprache der Räthsel zugleich ihre Lösung gegeben zu haben glaubt.

Durch alle Zeiträume menschlicher Bildung hindurch hat diese Auffassungsart der Dinge sich in verschiedenen Formen erneut ohne wesentliche Fortschritte zur Erreichung ihres Zieles zu machen; selbst ihre neuesten Ausdrucksweisen, an deren Widerhall unsere Phantasie jetzt gewöhnt ist, sind kaum mehr, als eine pomphaftere Wiederholung derselben Gedanken, die seit dem ältesten Alterthum jeder sich im Stillen machte, der den Namen der Natur oder der Physis aussprach.

Man kann einen unangenehmen Contrast von Licht und Schatten nicht nur durch Aufhellung des letztern, sondern auch durch Dämpfung des ersten mildern; fast möchten wir sagen, daß aus einem ähnlichen Grunde ein natürlicher Hang der menschlichen Reflexion immer wieder zur Versenkung in den Abgrund dieser schwärmerischen Ansicht drängt. Denn indem sie die Vorstellung eines schöpferischen Selbstbewußtseins in die einer unbewußten Vernunft abschwächt, die zugleich der sich bildende Stoff selbst sei, breitet sie das tiefe Dunkel, welches in jener früher erwähnten Meinung über dem Verhältniß dieser beiden dort klar geschiedenen Glieder lag, als eine gefälligere Unklarheit über den ganzen Gedanken aus. Wohl soll die ganze natürliche Formenwelt nicht wie ein äußerliches Gewand, sondern wie die eigene Oberfläche aus dem Innern der Vernunft hervorgehen; wohl soll die Vernunft nicht an einem fremden Stoffe von außen sich abmühen, sondern nur das im Bewußtsein widerspiegeln, was ihr eignes unbewußtes Thun geschaffen hat; aber dieses Ziel ist unerreichbar, wenn wir nicht vorher die Bedeutung der Frage abschwächen, die zu diesem Versuche einer Verschmelzung der höchsten Gegensätze führte. Denn so lange wir in den Namen der Vernunft das einschließen, was uns als der belebende Gedanke der geistigen Welt gelten muß, die Ideen des Heiligen, des Guten und der Seligkeit, so lange ist dieses Formenreich der Sterne mit ihren Steinen, Pflanzen und Thieren keineswegs die eigene erscheinende Oberfläche jener Vernunft, sondern hängt wie ein äußerliches Kleid von zufälliger und unbegreiflicher Herkunft um sie her, geeignet vielleicht, das

innerliche Leben derselben durch seinen Faltenwurf anzudeuten, aber gewiß nicht berechtigt, als das einzige mögliche und erschöpfende Aeußere dieses Inneren zu gelten. Nur wenn wir den Begriff jener Vernunft fast bis zur Interesselosigkeit verarmen lassen und in ihr von Anfang an nichts suchen, als eine Phantasie, die von künftigem Magnetismus träumt und ihre Unruhe in den schwellenden Trieb der Pflanze oder die Beweglichkeit des Thierkörpers ausströmen möchte: nur dann ist die Formenwelt der Natur der knappe Ausdruck dieser Idee, das wahre Aeußere dieses Innern. Aber die Bedeutung der Frage, deren Beantwortung wir suchten, ist damit verändert. Denn jene durchdringende Einheit der Natur, zu deren Gunsten diese ganze Anschauung ausgebildet wurde, hatte einen ernsten Werth für uns nur deshalb, weil sie allein die völlige Unterordnung aller Wirklichkeit unter das Gebot jener wahrhaft geistigen Idealwelt möglich machte, aus deren Inhalt als der hellste Punkt der unbedingte Werth der sittlichen Ideen hervorleuchtet. Diese Sehnsucht erreicht ihr Ziel nicht durch die Annahme einer Weltseele, die nur das Geschehende weiß und nur das Geschehende ist, deren Inneres das Aeußere vor-, deren Aeußeres das Innere nachbildet, ohne daß irgendwo etwas erschiene, dessen unbedingter und unendlicher Werth diesem ganzen Spiele Weihe gäbe. Der ideale Grund, der schöpferische Gedanke ist hier behaftet mit einem Triebe zu bestimmter Gestaltung, ohne ihn wahrhaft aus sich zu erzeugen, und beschränkt auf das Bewußtwerden dessen, was dieser Trieb ihm zur Anschauung erzeugt. Ich kann nicht finden, daß dieses Ergebniß bestechender wäre, als der Ausgang der ersten Ansicht, die wir früher schilderten. Blieb uns oben der Zwiespalt zwischen der zwecksetzenden Weisheit und dem Reiche der realisirenden Mittel, so war doch die erste wenigstens in ihren Entwürfen selbständig; auf wahrhaft geistige Ziele gerichtet, trat sie der letztern wie die beherrschende Macht dem dienstbaren Stoffe gegenüber; die zweite Ansicht kennt nur diesen Stoff allein und verschmäht die höhere Macht über ihm. Denn ihre Weltseele ist nichts Anderes, als dies fremde und unergründ-

liche Element, der dunkle Hintergrund, von dem auch jene andere Ansicht die bestimmten Formen für die Realisirung der göttlichen Zwecke erwarten mußte. Für sich allein hervorgehoben tritt dieser Hintergrund hier auf, begabt mit einem Bewußtsein dessen was er ist; aber er mißbraucht diesen Funken des Himmelslichtes nur, um die Selbstgenügsamkeit und Zwecklosigkeit eines bunten Ereignißspieles, die wir der öden mechanischen Ansicht des Weltlaufs vorwarfen, zu systematischer Einheit abzurunden.

Keine von beiden Ansichten erreicht ihr Ziel; sie lassen beide diese Aufgabe ungelöst zurück, an deren Auflösung zu scheitern menschlichem Scharfsinne nicht unrühmlich ist. Wir werden derselben Gefahr uns am Ende unserer Betrachtungen aussetzen, aber schon die nächsten Schritte, die uns obliegen, sollten nicht ohne das Bekenntniß gethan werden, welches unüberwundene Räthsel wir einstweilen hinter uns zurücklassen. Von drei verschiedenen Anfängen geht alle unsere Weltanschauung aus. Wir finden in uns ein Wissen von allgemeinen Gesetzen, die, ohne irgend eine besondere Form des Daseins zu begründen, sich als die nothwendigen, unmittelbar gewissen Schranken uns aufdrängen, innerhalb deren jede Wirklichkeit sich bewegen muß. Wir finden anderseits in uns einen Glauben, der uns in Ideen des Guten, des Schönen und Heiligen den einzigen unverbrüchlichen Zweck sehen läßt, der jeder Wirklichkeit allein Werth gibt; aber auch dieses Ziel bestimmt für unsere Erkenntniß die Form der Mittel nicht, die zu seiner Erreichung führen sollen. Zwischen diesen beiden spannenden Punkten dehnt sich für uns ein drittes Gebiet, das der Erfahrung aus, mit einer unermeßlichen Fülle der Gestalten und Ereignisse, von unbekannter Herkunft. Wir können in diese Fülle hinein jene allgemeinen Gesetze verfolgen, die allem Geschehen gegeben sind; und der erste Theil unserer Betrachtungen hat diesen Versuch gemacht, ihre unverminderte und unterschiedlose Geltung in allen Gebieten der Wirklichkeit zu vertreten. Wir

können in derselben Fülle des Gegebenen auch den Vorschein jener Ideen aufsuchen, die allem Sein und Geschehen Werth geben; und der letzte Theil unserer Betrachtungen soll bestimmt sein, den Spuren nachzugehen, durch welche ihre Gegenwart und mitgestaltende Thätigkeit sich in dem Gewirr der Erscheinungen verräth. Aber je mehr wir bei dem Versuche, einer dieser beiden Aufgaben zu genügen, uns in die Einzelheiten des Naturlaufs vertiefen, um so mehr tritt zunächst dessen eigene Ursprünglichkeit wieder hervor: die unabhängige Formenfülle, mit welcher er die allgemeinen und farblosen Gesetze des Mechanismus überkleidet, und der Eigenwille des Verfahrens, mit dem er den Geboten der Ideen nicht überall auf dem Wege, der uns am kürzesten dünken möchte, sondern auf Umwegen und mit Befolgung allgemeiner und weit sich verbreitender Gewohnheiten des Wirkens entgegen kommt. Weit entfernt davon, eine Sammlung einzelner Einrichtungen und Werkzeuge zu sein, die dazu geeignet wären, einzelne Forderungen einer Idealwelt zu befriedigen, ist die Natur vielmehr vor Allem Zusammenhang in sich selbst; ein Organismus, ein Haushalt größten Styls, der zwar bereit ist, in seiner Gesammtheit auch der Gesammtheit der Ideen zu dienen und sich von ihr die Summe seiner Aufgaben vorzeichnen zu lassen; aber die Anordnung der Ausführung behält er sich selbst vor, und nicht aus dem Stegreif befriedigt er jedes einzelne Bedürfniß durch eine besondere augenblickliche Anstrengung; lange Zeit scheinen die Ereignisse, uneingedenk ihrer Aufgaben, nur der Mannigfaltigkeit ihres eignen Formenspiels nachzuhängen, häufig ihr Lauf neben den Zwecken vorbei ins Unbestimmte zu gehen, oder selbst der Richtung zu widersprechen, die ihm unsere voraneilende Phantasie im Interesse der höchsten Ideale geben möchte: nur wer statt des kleinen Ausschnittes der Natur, der in Zeit und Raum unserer Beobachtung offen steht, ihr Ganzes zu überblicken vermöchte, würde die endliche Uebereinstimmung dieser scheinbaren Verwirrung mit unbedingt werthvollen Zielen bemerken. Aber auch dies selbst ist eine Ansicht, die wir der Erfahrung und Beobachtung weit voran=

eilend fassen, und obgleich wir ihr nicht verwehren wollen, im Stillen selbst als ein Ziel, dem wir uns zu nähern haben, unsern Gedanken vorzuschweben, so müssen wir doch einstweilen uns von ihr abwenden. Darauf haben wir unsere nächsten Betrachtungen zu beschränken, nachzuforschen, welches die großen thatsächlichen Gewohnheiten und die Formen des Wirkens sind, die die Natur vor uns entfaltet, welche Einheit und welchen Zusammenhang ihrer einzelnen Erscheinungen die Erfahrung uns kennen lehrt, welches endlich die Stellung des menschlichen Wesens in ihr und die Bedingungen, die sie seiner Entfaltung förderlich, hinderlich oder gestaltend überhaupt gesetzt hat.

Zweites Kapitel.

Die Natur aus dem Chaos.

Zweifel an der Herrschaft der Zwecke. — Die Geschöpfe als Selbstzwecke. — Zwecke und Erfolge. — Entwicklung der Dinge aus dem Chaos. — Freiwillige Entstehung der Ordnung aus der Unordnung. — Die Elemente des Chaos. — Innere Zweckmäßigkeit der Dinge und ihrer Wirkungen. — Die Einheit der Natur als Erzeugniß mannigfacher Wechselwirkungen.

Wir haben bisher uns arglos jener Anschauung hingegeben, für welche, trotz des augenblicklichen Scheiterns unserer Versuche ihm näherzukommen, doch die Wahrheit ihres Zieles an sich, die lebendige innere Einheit der Natur, unerschüttert feststeht. Es wird vortheilhaft sein, noch eine dritte Stimme zu hören, die des Geistes, der stets verneint, ich meine eben jener mechanischen Auffassung, welcher wir, im Begriff uns endlich ganz von ihr abzuwenden, die Möglichkeit einer letzten Vertheidigung gewähren dürfen.

Welchen erfahrungsmäßigen Grund, wird sie fragen, hat nun doch eigentlich jene Meinung von einer solchen Einheit der

Natur, die nur aus der zusammenfassenden Absicht Eines Schöpfers, oder aus dem Entwicklungstriebe einer einzigen, der Mannigfaltigkeit aller Dinge zu Grunde liegenden Substanz zu begreifen wäre? Wir verstehen, daß das menschliche Gemüth eine Sehnsucht haben kann, diese Ansicht der Natur durchzuführen; aber auf welche gegebenen Thatsachen stützt es sich denn zum Beweise, daß dieser Wunsch erfüllbar, diese zusammenhängende innere Lebendigkeit und Einheit der Natur eine Wirklichkeit sei? Müssen wir nicht vielmehr zugeben, daß im Grunde nur einige wenige Züge und Ereignisse derselben diesen Gedanken der Zweckmäßigkeit und ideenvollen Consequenz in uns rege machen? daß wir dann diese besonderen Erfahrungen ohne zulängliches Recht bis zu der Annahme einer allgemeinen Harmonie und Zweckmäßigkeit erweitern? daß wir von diesem so gewonnenen Standpunkte aus die Nothwendigkeit eines vernünftig schaffenden Wesens darthun? daß wir endlich von hier aus wieder zurückschließen, Vernunft und Zweckmäßigkeit werde sich im Naturlauf auch da zeigen, wo wir sie freilich, und leider so oft, nicht nachzuweisen wissen?

Ein kurzer Umblick kann uns genügen, diesen Kreislauf unserer Gedanken zu bemerken. Der lebendige Körper ist am häufigsten der Ausgangspunkt solcher Betrachtungen. Wir fließen über von Bewunderung der unendlichen Zweckmäßigkeit seiner Bildung und wiederholen die üblich gewordene Behauptung, daß Alles in ihm zugleich Mittel und Zweck sei. Und wie viele Theile bleiben uns doch in ihm übrig, deren Zweck Niemand bisher kennt, und von denen, daß sie überhaupt einen solchen haben und nicht absichtlose Erzeugnisse der bildenden Kräfte sind, auf keine Weise durch unsere wirkliche Kenntniß erwiesen, sondern nur auf die Bürgschaft jener unerwiesenen allgemeinen Behauptung hin geglaubt werden kann! Die Thierwelt ferner bietet uns manchen bestechenden Anschein von Zweckmäßigkeit, aber unleugbar ebenso viel Undeutbares, für unsere Einsicht Zweckloses, tausenderlei Sonderbarkeiten der Bildung, die sich als Ausläufer und Nebenerfolge eines fröhlich in alle seine möglichen Folgen ausbrechenden Naturlaufes

leicht und zwanglos, als Erzeugnisse absichtlicher Planmäßigkeit nur mit befangener Künstlichkeit fassen lassen. Noch weniger läßt der Gedanke vorbestimmter Zweckmäßigkeit sich durch das Pflanzenreich verfolgen, hier, wo kein Zweck mehr angebbar ist außer dem bloßen Dasein von Gestalten, deren Gliederung, Dauer, Entwicklung und Selbsterhaltungskraft die außerordentlichste Mannigfaltigkeit der Art und Größe darbietet. Und endlich, diese ganze Welt des Lebendigen, wird sie nicht umschlossen und getragen von dem Erdkörper, in dessen geologischer Bildung, und von dem Weltraum, in dessen Massenvertheilung kein menschlicher Scharfsinn eine durchdringende Zweckmäßigkeit zu entdecken vermag, ja vielleicht nicht einmal zu entdecken wünschen würde? Im Gegentheil, wir athmen mit einer gewissen Befriedigung auf, wenn wir gewahr werden, daß hier wenigstens der bewunderten unendlichen Berechnung und Absichtlichkeit des Weltlaufs eine imposante massenhafte Wirklichkeit zu Grunde liegt, die ohne die Prätension, mehr bedeuten zu wollen, als sich selbst, vor unsern ruhelos suchenden Gedanken als starre ruhige Schranke ausgebreitet ist. Und sollen wir hinzufügen, daß die Betrachtung der Ereignisse zu demselben Doppelergebnisse führen würde, wie die der Gestalten? Dazu, daß neben den Andeutungen der Zweckmäßigkeit auch die verworrenen undeutbaren Zufälle hervorträten, und dazu, daß wir endlich, müde der ewigen Berechnung und Bestimmung, nicht nur resignirt, sondern mit einem Gefühle der Erleichterung uns an den Gedanken eines übermächtigen, nichts als sich selbst wollenden Schicksals ergäben?

Vielleicht gesteht man zu, daß diese Schilderung nicht unrichtig die verworrenen und unklaren Stimmungen wiedergiebt, in die unser Gemüth sich wirklich oft durch das Mißgeschick unserer Erklärungsversuche geworfen fühlt; aber die Vorliebe für den Gedanken einer innern Einheit der Natur wird sich nicht sofort an diese Einwürfe gefangen geben. Sie wird vor allem erinnern, daß sie sich ja längst von jener hoffnungslosen Neigung gereinigt habe, für jedes Geschöpf, jedes Ereigniß und jeden einzelnen Zug

des Geschehens äußerliche Zwecke aufzusuchen; eine Gewohnheit der Betrachtung, die allerdings damit zu enden pflege, daß weder die dringende Wichtigkeit jener Zwecke sich einsehen läßt, noch die Unentbehrlichkeit gerade der Erfüllungsweise, die wir vorzufinden glauben. In dem eignen Dasein liege vielmehr der Zweck jedes Geschaffenen, und wenn ein heilsames und harmonisches Wechselwirken des Verschiedenen zwar eine Thatsache sei, die in großem Umfange der Erfahrung vorliege, so ruhe doch der eigentliche Schwerpunkt dieser Naturauffassung nicht in den gegenseitigen Bezügen der einzelnen Wesen zu einander, die wir nur sehr unvollkommen einsehen, sondern in der innern Zweckmäßigkeit jedes einzelnen, dessen verschiedene Bestandtheile sich zu dem Ganzen einer festverschlungenen Organisation verknüpfen. Nicht eine äußere Nützlichkeit bilde für jedes Geschöpf den spannenden Punkt, mit Rücksicht auf welchen alle seine Eigenschaften gebildet sind, sondern die Idee seines eigenen Daseins sei der höchste Zweck, zu dessen Erfüllung alle Einzelheiten seines Baues als Mittel zusammenstimmen.

Gewiß möchten wir nicht zu den platten Deutungen zurückkehren, durch welche jene Neigung, äußere Nützlichkeiten als Rechtfertigungen für das Dasein der Dinge aufzusuchen, die Auffassung der Natur verunstaltete. Gleichwohl scheint uns die Einführung eines solchen einheimischen Zweckes, wie ihn die eigne Idee jedes Wesens darstellen würde, an die Stelle jener auswärtigen die Sicherheit der ganzen Ansicht nicht zu erhöhen. Einen überzeugenden Beweis nämlich von der planmäßigen Einheit der Natur und von dem absichtlichen Wirken der schaffenden Kraft würde sie nur dann geben, wenn sie zuvor, von aller Erfahrung noch gänzlich absehend, nachzuweisen vermöchte, welche Arten des Geschehens und welche Formen des Daseins um ihres unbedingten Werthes willen die nothwendigen Zwecke jeder Wirklichkeit sein müßten; und wenn sie dann darthun könnte, daß nur solche Ursachen und Wirkungen, die der Erfüllung dieser Aufgaben dienen, in den Zusammenhang des Naturlaufs aufgenommen,

alle anderen, an sich weder undenkbaren noch unmöglichen, von ihm ausgeschlossen sind. Nur auf diesem Wege würde sie in uns die Ueberzeugung vorbereiten, daß diejenigen Erscheinungen, deren innere Harmonie sie uns später zu bewundern ermahnen will, ein Recht besitzen, als Selbstzwecke nur der Entfaltung ihrer eigenen Idee zu leben. Aber die gewöhnliche Betrachtung verfährt anders. Sie nimmt im Gegentheil viel zu früh und zu arglos Rücksicht auf die Thatsachen, welche sie verwirklicht vor sich sieht, und indem sie denjenigen Ablauf der Ereignisse, in welchem wir uns gewohnheitsmäßig wie in unserm Lebenselement bewegen, unbesehen für einen empfehlenswerthen oder für den vollkommensten aller denkbaren Zustände hinnimmt, kann es ihr dann freilich nicht schwer fallen, die lückenlose Zweckmäßigkeit aller Natureinrichtungen zur Herbeiführung desselben darzuthun.

Ich meine: wenn wir einmal in jeder Thiergattung neben den offenbaren Zweckmäßigkeiten ihrer Bildung, die wir verstehen, auch alle die Wunderlichkeiten derselben, die wir nicht verstehen, wenn wir neben der gelenken Leistungsfähigkeit des Thieres nach einer Richtung hin auch seine sichtliche Unbehilflichkeit nach einer andern, neben seiner Selbsterhaltungskraft gegen die eine Klasse äußerer Störungen auch seine völlige Wehrlosigkeit gegen eine andere, wenn wir also diese ganze Summe von Bejahungen und Verneinungen, wie sie der Erfahrung vorliegt, alles Glück und unvermeidliche Elend gleich mit in die Bestimmung eines Thiergeschlechtes aufnehmen und in dieser Gesammtheit die Idee erblicken, zu deren Verkörperung es berufen ist: dann ist es freilich leicht zu zeigen, daß zur Erfüllung dieser Aufgabe alle Einzelheiten der Organisation mit vollkommenster Zweckmäßigkeit zusammenstimmen. Denn so lange Alles, was ist und geschieht, genau das Maß und die Art der Wirkung ausübt, die ihm nach allgemeinen Gesetzen zukommt, so lange wird jeder zu Stande gekommene Erfolg genau das und weder mehr noch weniger als das enthalten, was seine vorangehenden Ursachen befahlen, und umgekehrt werden die Ursachen weder mehr noch weniger noch

Anderes, sondern genau nur das begründen, was im Erfolge später zum Vorschein kommt. Sobald wir daher einmal den Erfolg unter den Gesichtspunkt eines zu erfüllenden Zweckes rücken, so wird uns allemal und nothwendig die Summe seiner Ursachen nicht nur als ein genau auf seine Erfüllung berechnetes, sondern selbst als das einzige für diese Aufgabe zulängliche System von Mitteln erscheinen müssen. Was wir daher an solcher einheimischer Folgerichtigkeit eines Geschöpfes irgendwo bemerken, kann seine Entstehung aus einer berechnenden Vernunft nicht eher beweisen, als bis uns überzeugend dargethan wäre, daß die ganze Bildung des Geschöpfes, so wie sie vor uns steht, ein Recht habe, nicht nur als unvermeidlich gewesener Erfolg, sondern als vorbestimmter Zweck betrachtet zu werden. Für sich allein würde jene Folgerichtigkeit uns nicht einmal gegen das traurige Witzwort schützen, daß auch der Bucklige vollkommen zweckmäßig gebildet sei für einen Buckligen. Und wäre endlich die Welt eine ganz andere, von andern Geschöpfen erfüllt, von andern Ereignissen bewegt, wäre sie aus dem wüstesten Zufall oder aus vielen Zufällen entsprungen: diesen formellen Charakter zweckmäßiger Uebereinstimmung mit sich selbst würde sie immer besitzen; Alles, was einmal in ihr zu existiren und sich zu erhalten vermöchte, würde der knappe und genaue Ausdruck seiner Ursachen, diese Ursachen stets das zureichende, einzig zweckmäßige System der Mittel zu seiner Verwirklichung sein. Kaum bedarf es endlich einer besondern Erwähnung, daß auch alle Ereignisse, wie sie auch immer verlaufen möchten, für den danach Suchenden immer irgend einen Sinn auszudrücken scheinen würden, und daß sie folglich stets auch sich als die vorbedachten und vorausbestimmten Erscheinungsformen eben der Idee fassen lassen müßten, welche sie zufällig im Geiste des Beobachters erwecken. In dies nichtssagende Spiel würde auf diesem Wege jene Ansicht verlaufen.

Sie selbst freilich wird diesen Einwürfen mit der Antwort begegnen, daß sie diesen Weg nicht gehe oder doch höchstens ihn

als Ausgangspunkt ihrer Ueberlegungen benutze. Sie wird unbedenklich zugeben, daß zu jedem Erfolge sich die Summe der Ursachen, die ihn wirklich hervorbringen, allemal wie ein fein berechnetes System von Mitteln zu seinem Zwecke verhalte; aber eben deshalb gründe man nicht auf diese blos formelle Zweckmäßigkeit, die in dem Sinnlosen und Kranken ebenso vorkomme, wie im Sinnvollen und Gesunden, jene Meinung von dem Ursprunge der Natur aus der Einheit einer zwecksetzenden Weisheit. Man gründe sie vielmehr auf den bedeutungsvollen Inhalt der vorhandenen Erfolge, der ein absichtloses Zusammentreten der Ursachen zu seiner Verwirklichung ganz unwahrscheinlich mache. Betrachtet man ein einzelnes Organ eines Thierkörpers, so mag man hier noch den Versuch wagen, seine Verrichtung nur als Folge seiner Structur, nicht seine Structur als vorbedachtes Mittel seiner beabsichtigten Function zu fassen. Man mag sagen, ein Bild entwerfe sich auf der Netzhaut, weil die mechanischen Kräfte des Thierkeimes, wie er nun einmal war, nicht umhin konnten, vor derselben ein lichtbrechendes Auge zu bilden; sucht die Hand den Gegenstand unwillkührlich zu umspannen, der ihre empfindliche Innenhaut reizte, so mag diese Bewegung nur der unvermeidliche Effect einer Mittheilung des Reizes sein, die bei der bestehenden Verbindung zwischen sensiblen und motorischen Nerven nicht zu verhindern war; kurz es mag so sein, wie schon Lucretius versichert: die Thiere mögen schreiten können, weil sie Knie haben, aber nicht Knie haben, damit sie schreiten können. Wie weit werden wir aber diese Betrachtungsweise fortzusetzen Lust haben? Die Organisation besteht nicht blos in einer Anhäufung solcher Paare von Structurverhältnissen und den aus ihnen fließenden Leistungen, sondern darin, daß unzählige solcher Paare selbst wieder unter einander in einer Form verbunden sind, die ihr Zusammenwirken zu einem in sich übereinstimmenden Lebensplane möglich macht. Ist es nun glaublich oder denkbar, daß ohne eine leitende Absicht in derselben körperlichen Masse, in welcher sich hier ein spiegelndes Auge bildet, dort ein greifendes

Glied entstehe, fähig, die gesehenen Gegenstände zu fassen? an einem dritten Orte die Zähne, um das Erfaßte zu zerkleinern? an einer vierten Stelle die Verdauungsorgane, geschickt, die Nahrung zum Vortheil dieser ganzen Anhäufung von Theilen zu verarbeiten? Und dieser sichtlich vorausberechnete Zusammenhang der Theile kehrt unablässig auch in der Bildung der einzelnen Organe wieder. Und wieder werden wir fragen, ob es glaublich sei, daß ohne eine lenkende Absicht ein Haufen von Elementen sich zusammengefunden habe, dessen blinde mechanische Weiterentwicklung die Entstehung durchsichtiger, durchscheinender und undurchsichtiger Häute, mehr oder weniger lichtbrechender Mittel und zugleich die gegenseitige Lagerung dieser Theile in solchen Stellungen und Entfernungen herbeiführen mußte, wie sie eben nöthig war, damit ein dieses Auge treffender Lichtkegel sich auf dem Hintergrunde desselben wieder in einem kleinsten Punkte vereinigte?

Wir leugnen nicht, daß in dem einmal vorhandenen Zusammenhange der Welt die organische Bildung sich nur durch eine mechanische Tradition fort erhält; aber die erste Stiftung jener Keime, in deren blinder und nothwendiger Entfaltung der Naturlauf jetzt besteht, glauben wir nicht ohne die Voraussetzung eines ordnenden Bewußtseins einzusehen. Und nun allerdings, nachdem wir einmal auf diese leitende Hand hingewiesen sind, thun wir jenen uns getadelten Rückschluß: wir glauben an ihre Mitwirkung, auch wo wir sie nicht sehen. Denn wohl können wir uns vorstellen, daß es für die Mängel des Weltlaufs, die der Allgegenwart einer zwecksetzenden Weisheit zu widerstreben scheinen, eine uns unbekannte Rechtfertigung gibt, beruhend in dem Inhalt eines Planes der Wirklichkeit, den ganz zu durchschauen wir uns nicht rühmen; unerklärbar dagegen erscheint uns ohne jene Weisheit jede einzelne Trefflichkeit und Vernünftigkeit, die doch dem unbefangenen Sinne aus so unzähligen Beispielen entgegenleuchtet. Und überdies, selbst da, wo wir uns bescheiden, den Inhalt der Weltzwecke nicht zu verstehen, begegnen wir doch überall solchen Formen des Daseins

und Geschehens, die ihre Abkunft aus einer zusammenfassenden Absicht deutlich genug verrathen. Zerfällt doch die Menge der vorhandenen Wesen in Gattungen und Arten, die ersichtlich und ungesucht sich in eine Stufenreihe mehr oder minder verwandter Bildungen gliedern; wie dunkel auch Plan und Regel dieser Reihe sein mag, eben so überwältigend ist doch der Gesammteindruck, den sie gibt, der einer Einheit des bildenden Willens, einer überall hindurchblickenden Beständigkeit, welche nicht die Mannigfaltigkeit des Wirklichen in unvergleichbare Einzelheiten auseinanderfallen läßt, sondern sie zu einem geordneten Reiche der Dinge verbindet.

Auf solchen Betrachtungen beruht die nachhaltige und überredende Kraft, mit welcher diese Naturansicht sich gegen alle Einwürfe immer wieder gelten zu machen weiß. Ohne Zweifel wird auch die mechanische Ansicht das Gewicht dieser Gründe zuletzt anerkennen müssen, aber es ist von Wichtigkeit, daß diese Anerkennung nicht zu früh komme, und gegen den Ausdruck freilich, den wir jetzt der Meinung von einer organischen Einheit der Natur gaben, wird jene unerwartet viel mit Recht einwenden.

Sie wird zuerst nicht ohne Grund bemerken, daß unsere Bewunderung der Naturerzeugnisse häufig nicht sowohl von der inneren Bedeutsamkeit ihrer Formen, als vielmehr von der bloßen Vielheit der Theile ausgeht, die wir zu einem Ganzen verbunden sehen, und von der Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Bewegungen, die aus ihrer Vereinigung entspringen. So wie uns die Größe der Dinge an sich schon imponirt, so imponirt uns auch die Anzahl und Buntheit ihrer innern Verhältnisse, gleichviel noch welches die herauskommende Endform des Erfolges ist; und überall, wo wir in kleinem Rahmen sehr Vieles geschehen sehen, sind wir heimlich geneigt, den erzeugenden Grund in einer Kraft zu suchen, deren Würde die Natur blos physischer, absichtsloser Wirksamkeiten übersteigt. Und doch wissen wir und vermögen es wissenschaftlich zu beweisen, daß eine sehr kleine und

unscheinbare Anzahl von Elementen und sehr ungesuchte Verhältnisse zwischen ihnen den vollkommen zureichenden Grund zu einem unendlichen Spiele höchst mannigfaltiger und wechselreicher Entwicklungsformen enthalten können, in denen, wenn sie verwirklicht vor uns ständen, der menschliche Geist das Walten einer berechnenden Absicht unwidersprechlich zu erkennen glauben würde. Wer sich erinnert, daß kein organisches Geschöpf plötzlich fertig entsteht, sondern daß wirklich der Naturlauf selbst es mit Mühe und auf langen Umwegen aus seinem Keime erzieht, der wird doch oft noch geneigt sein, sich diesen Keim selbst zu verwickelt vorzustellen; indem er in ihn hinein die Fähigkeiten zu jedem Detail der spätern Entwicklung zurückverlegt, — als würden sie nicht erst durch die Wechselwirkungen des sich Bildenden mit den äußern Bedingungen der Reihe nach erzeugt und gesteigert — wird es ihm allerdings unglaublich vorkommen, daß zu dieser geheimnißvollen Gesellung jemals die Elemente ohne eine höhere Absicht sich sollten zusammengefunden haben. Die bessere Kenntniß der mannigfachen Erfolge, die aus verhältnißmäßig sehr einfachen Ursachen entspringen können, wird nach und nach dies Bedenken schwächen, ohne es je ganz zu heben. Denn immer wird man wiederholen: wie einfach nun auch die ersten Keime der Naturerzeugnisse gewesen sein mögen, stets bleibe es ein unbegreifliches Wunder, wie aus der unendlichen Anzahl denkbarer Zusammenwürfelungen der Elemente, welche der Zufall hätte herbeiführen können, gerade diese sinnige Auswahl den Zugang zur Wirklichkeit gefunden habe.

Aber in dieser Verwunderung kann doch die mechanische Ansicht eine falsche Voraussetzung nachweisen. Denn in der That wäre unser Erstaunen nur dann gerechtfertigt, wenn wir fänden, daß alle jene andern weniger sinnigen oder sinnlosen Gesellungen der Elemente von allem Anfang an abgehalten worden wären, ihr Glück zu versuchen und in der Wirklichkeit so viel Platz einzunehmen, als ihnen ihre Fähigkeit da zu sein verstattet hätte. Wäre die vorhandene Welt in Wahrheit ein solcher kleiner Aus-

zug aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten, und hätte das, was zu ihrem Zusammenhange nicht paßt und nicht in ihr vorkommt, niemals auch nur Anstalt dazu gemächt, da zu sein, dann freilich würden wir diese Auswahl des Verwirklichten nur einer zwecksetzenden und auf ihre Zwecke sich beschränkenden Vorsehung zuschreiben müssen. Aber wir vermögen nicht einzusehen, wodurch die Erfahrung zu einer solchen Voraussetzung nöthige oder berechtige. Machen wir sie aber nicht, dann können wir mit Recht erwiedern, daß zu einer Aussonderung weniger Fälle aus dem unendlichen Reiche der Möglichkeiten keine andere Censur, Kritik und Auswahl nöthig ist, als die, welche der mechanische Zusammenhang der Dinge ohnehin von selbst ausüben muß.

Gehen wir nämlich von der Vorstellung eines Chaos aus, und fassen dies so chaotisch, wie möglich, nehmen wir also an, daß in ihm durchaus keine vorwiegende Neigung zu irgend einer bestimmten Gestaltung vorhanden, sondern daß, wie es die Atomistiker des Alterthums ausdrückten, Alles in ihm auf allerlei Weise nach allerlei Richtungen durch einander bewegt gewesen sei: so wird in einer solchen Gährung jede Combination zweier oder mehrerer Elemente vollkommen die gleiche Wahrscheinlichkeit haben, wie jede andere Verknüpfung gleich vieler. Aber die Schicksale dieser Gebilde werden doch sehr verschieden sein. Zwar wird keines von ihnen durch eine auswählende Vorsicht noch vor der Schwelle des Daseins abgewiesen werden, aber unzählige können von der Art sein, daß die eigene Gesetzlichkeit des Mechanismus, welcher die Gegenwirkungen aller beherrscht, ihnen keine Dauer und keine Entwicklung erlaubt. Hinfällige Erzeugnisse, verschwinden sie entweder sofort wieder aus Mangel an einem inneren Gleichgewichte, das ihre Erhaltung verbürgte, oder sie sind vielleicht selbst dazu verurtheilt, nicht einmal einen kurzen Augenblick wirklicher Existenz zu besitzen, sondern in dem Strome des Werdens stets nur als bevorstehende, aber unvermeidlich vor ihrer Vollendung wieder zerfallende Erzeugnisse sich zu verbergen. Das Andere aber, was sich in Verhältnissen zusammenfand, die wenigstens seinen Eintritt

in die Wirklichkeit gestatteten, erfährt dennoch ein sehr verschiedenes Glück. Es ist nicht so, wie die Vertheidiger der planvollen Einheit der Natur zuweilen es erscheinen lassen; nicht jedes dieser zur Wirklichkeit berufenen Gebilde überrascht uns mit gleich deutlichen Spuren seiner vernünftigen Absichtlichkeit. Neben dem Verwickelten, Mannigfaltigen, in seiner Mannigfaltigkeit dennoch Gesetzmäßigen und Ideenvollen stehen auch die einfachen, entwicklungslosen und starren Existenzen, deren Entstehbarkeit aus der Laune des Zufalls kaum Jemand leugnen dürfte. Selbst das Lebendige enthält eine Vielheit der Gattungen von verschiedenem Werthe, manche haltlos in sich selbst, zu rascher Vergänglichkeit bestimmt, obwohl im Laufe der Ereignisse eben so leicht sich erneuernd, andere von größerer und feinerer Verkettung ihrer Theile, zu mannigfaltiger Harmonie einander durchkreuzender Verrichtungen zusammengefügt. Ueberblicken wir die Schöpfung, so bietet sie nicht nur einen Auszug des Vorzüglichsten, sondern Großes und Kleines, Einfaches und Verwickeltes, Vollkommenes und Unvollkommneres steht so neben einander, wie man sich eben denken kann, daß es zusammen aus dem unparteiischen Zufalle des Chaos entsprang. Nur Eines fehlt dieser mannigfaltigen Welt: das Verkehrte und in sich selbst Zweckwidrige, dem die mechanischen Gesetze um seines innern Widerspruches willen keine dauernde Wirklichkeit gestatten konnten. Denn vorübergehend allerdings, wie das große Heer der Krankheiten und so viele mißgeschaffene Bildungen zeigen, kommen auch diese widersprechenden Erzeugnisse vor; für alle Gebilde dagegen, die als stehende Gattungsformen zur dauernden Ordnung der Natur gehören sollen, ist innere Zweckmäßigkeit gleichbedeutend mit Möglichkeit. Es ist eine denkbare Annahme, daß dem jetzt vorhandenen Inbegriffe der Geschöpfe unvollkommnere Versuche der Natur vorangegangen sind, in der That widersprechende, ungeheuerliche Bildungen, die, ohne zu eigner Fortdauer befähigt zu sein, doch nach ihrem Untergange die Elemente in einer für bessere Erzeugnisse vorbereiteten Verknüpfung zurückließen. Aber ohne dieser mythischen Vorstellung

nachzuhängen, können wir allgemein behaupten: möge das Verkehrte dagewesen sein oder nicht, sein Bestehen wird durch seine mechanische Unhaltbarkeit verhindert. Die Wirklichkeit aber enthält aus der unendlichen Anzahl der Elementenverbindungen, welche ein vernunftloses Chaos liefern konnte, nicht eine Auswahl, welche eine berechnende Absicht getroffen hätte, sondern die kleinere Summe jener Gebilde, die der mechanische Naturlauf selbst in dem unermeßlichen Wechsel seiner Ereignisse prüfte und als in sich zweckmäßige, zur Erhaltung fähige Ganze von der zerstiebenden Spreu des Verkehrten schied, das er unparteiisch auch entstehen, aber eben so unparteiisch auch wieder zu Grunde gehen ließ.

Ist nun dies Alles minder wunderbar? wird man uns einwerfen; wie geht es zu, daß eben dieser mechanische Naturlauf stets dem Vernünftigen günstig ist und das Verkehrte aus der Wirklichkeit ausscheidet? Fiel doch jene Vernünftigkeit der Dinge, die wir erklären wollten, nicht zusammen mit dieser mechanischen Widerspruchslosigkeit, die man uns unvermerkt an ihre Stelle schieben will, sondern wurde in einer innern Harmonie und Consequenz gesucht, die, weit entfernt, als bloßer Mangel an Fehlern nur das sichere Dasein der Erscheinungen zu verbürgen, vielmehr durch die sinnvolle Trefflichkeit ihres Inhaltes die mannigfaltigsten Elemente zur Führung eines gemeinsamen und bedeutungsreichen Lebens verbindet. Wie könnte der mechanische Naturlauf, der sich befriedigt fühlen muß durch Alles, was seinen allgemeinen Gesetzen genügt, der Grund dieses Ueberschusses an Vollkommenheit sein? Hierauf wird jedoch die mechanische Naturansicht mit Recht entgegnen, daß die Erfahrung eben diese ausnahmslose vernünftige Bedeutsamkeit alles Geschaffenen keineswegs bestätige, und doch nur dadurch, daß sie ausnahmlos wäre, würde diese Vollkommenheit die Leistungsfähigkeit eines bloßen Naturlaufs übersteigen. Es ist in der That gar nicht erweislich, daß alle Theile der Natur auf ideale Bedeutung und bestimmte Zwecke hinweisen; neben tausend Erscheinungen, die diesen Eindruck uns allerdings geben, stehen tausend andere, die sich nur so ausnehmen, als seien

sie absichtslos entstandene Nebenerfolge einer sich zufällig bildenden Atomenverbindung; Erfolge, die keineswegs einem vorbedachten Plane gemäß entstehen sollten, aber eben entstanden sind, und einmal entstanden sich erhielten, weil sie den mechanischen Bedingungen der Erhaltung nicht widersprachen. So hat der Mechanismus vielleicht Vieles erzeugt, woran einer schöpferischen Idee, wenn wir eine solche voraussetzen, nichts gelegen war; und umgekehrt, Manches hat vielleicht der Mechanismus nicht realisirt, was die Idee wollte und für dessen Dasein sie sich lebhaft interessirt hätte. Denn in der That, wer getraut sich zu beweisen, daß nicht allein alles Wirkliche vernünftig, sondern sogar daß alles Vernünftige wirklich ist? Gehen denn alle schönen Träume aus, und ließe die Wirklichkeit nichts zu wünschen übrig? Fügt nicht selbst unsere Phantasie zu dem Bestande der Naturgestalten selbständig dichtend andere hinzu? Die geflügelten Engelgestalten, an denen unsere fromme Kunst sich erbaut, bietet die Wirklichkeit nicht, und doch wüßten wir nicht nachzuweisen, warum diese Bildung, deren ideale Bedeutsamkeit wir ja unmittelbar durch die Verehrung bezeugen, die wir ihnen widmen, nicht dies wirkliche Dasein verdient hätte. Aber sie mag den Mitteln und den Gesetzen widersprochen haben, die dem Naturlaufe zur Arbeit zu Gebote stehen. Freigebig dagegen bringt die Natur Giraffen und Känguruhs hervor, ohne daß wir begriffen, warum es zum vollständigen Ausdruck der höchsten Idee unerläßlich gewesen wäre, daß auch die merkwürdigen Gangarten, die diesen Thieren das Mißverhältniß ihrer Beine nöthig macht, in der Wirklichkeit repräsentirt wären. Ich glaube hier deutlich den entrüsteten Zuruf zu hören, daß ohne Zweifel auch in diesen Thatsachen ein tiefer Sinn liege, wenn gleich unsere menschliche Kurzsichtigkeit ihn nicht begreife. Ich will dies nicht bestreiten; ich halte mich an das Zugeständniß solcher Kurzsichtigkeit. Denn davon war jetzt überhaupt für uns die Rede, ob der Glaube an eine allesdurchdringende zwecksetzende Absichtlichkeit der schaffenden Kraft durch die Erfahrung unterstützt oder erzwungen werde. Wir wollen nicht

leugnen, daß er andere sichere Grundlagen haben mag; aber eine Bedeutsamkeit und eine tiefsinnige Idee der Dinge, welche wir in vielen Fällen durchaus nicht einsehen, kann nicht als ein Erfahrungsbeweis für die durchgängige Vernünftigkeit alles Erschaffenen gelten. Wollen wir den unmittelbaren, noch durch keine Schulansicht umgestalteten Eindruck der Natur aussprechen, so können wir nur sagen, daß Vieles zwar zweckmäßig in sich übereinstimmt, ohne daß sein Dasein überhaupt eine besondere Bedeutung zu besitzen scheint, und daß umgekehrt nicht Alles, was uns als mögliches Ziel einer zwecksetzenden Absicht erscheinen könnte, verwirklicht ist. Und dies ist das Verhalten, welches wir ganz natürlich erwarten können, wenn wir die Welt aus einem absichtlosen Chaos entsprungen denken, aus dem stets nur das Mögliche und in sich Zweckmäßige, unter diesem aber das Bedeutungslose eben so gern und ungehindert wie das Sinnvollste entstehen wird.

Mit dem allen ist die mechanische Ansicht doch keineswegs im Stande, ihre Behauptungen von dem Makel der Unglaublichkeit zu befreien. Allerdings wird man ihr zugeben müssen, daß jedes Geschöpf, selbst jedes organisch lebendige, aus Elementen besteht, die nicht immer so zusammen waren, sondern die selbst eine schaffende Absicht, wenn sie bei Begründung der ersten Keime thätig war, doch erst zusammenführen mußte. Es war also diesen Elementen doch möglich, so zu einander zu gerathen, und weder der Weg, den sie von ihrem früheren Orte aus zu dieser Vereinigung zurückzulegen hatten, noch die vereinigende Bewegung selbst konnte ihrer Natur oder den mechanischen Gesetzen widersprechen, denen diese unterworfen ist. Und dann kann man fortfahren und behaupten, daß jede Bewegung, welche den Elementen durch den Anstoß einer ordnenden Hand gegeben werden kann, ihnen immer auch möglicherweise durch den absichtlosen Anstoß eines Zufalls muß gegeben werden können. In der That bedurfte es nur einer gewissen Reihenfolge von Windstößen in wechselnder Richtung, um

aus den einzelnen Sandkörnchen, die jeder von ihnen forttrieb, die Massen der Pyramiden allmählich aufzubauen. Von der ungeheuren Unwahrscheinlichkeit solcher Argumente wendet sich die andere Ansicht stillschweigend ab; sie verlangt neben der bloßen Nicht-unmöglichkeit noch positive Zunöthigungen zu sehen, welche die Elemente des Chaos gerade in diese bestehenden Verbindungen getrieben haben, neben denen ja die mechanische Ansicht selbst eine unendliche Menge anderer gleich möglicher zugibt.

Und wirklich ist es hier Zeit, eine ganz ungehörige Voraussetzung zu widerrufen, die wir oben uns gefallen ließen, und nach deren Wegfall die mechanische Lehre erst im Stande sein wird, das Gewicht der ihr gemachten Vorwürfe abzulasten. Es ist offenbar nichts mit jener Redensart der Atomistiker des Alterthums, daß im Ursprunge der Welt Unendliches auf unendlich verschiedene Weise nach unendlich verschiedenen Richtungen bewegt und gemischt gewesen sei. Niemand, der sich selbst klar sein will, wird sich eine Vorstellung von der Existenz einer solchen unendlichen Anhäufung unzähliger Möglichkeiten machen können. Wie mannigfach man sich auch die ursprünglichen Verhältnisse der Elemente denken mag: sie setzten doch immer Einen Gesammtzustand der Welt zusammen, der ausschließlich vorhanden war, und unmöglich konnten die andern unendlich vielen Weltzustände, die da hätten da sein können, wofern jener nicht gewesen wäre, mit ihm zugleich da sein. Jener Abgrund der Unbestimmtheit daher, wie wir ihn früher als Chaos bezeichneten, ist ein undenkbarer Gedanke, und jeder Versuch, die Entstehung der Naturformen sich zu verdeutlichen, muß von irgend einem bestimmten Urzustande ausgehen, der, weil er dieser und kein anderer war, vieles an sich Mögliche von allem Anfang an von der Wirklichkeit ausschloß, zu Anderem dagegen nicht blos die leere Möglichkeit, sondern einen mehr oder minder unmittelbaren und dringenden positiven Verwirklichungsgrund enthielt. Und wie wird nun die mechanische Ansicht sich diesen Urzustand denken?

Sie hat vor allem keinen Grund und kein Recht, in die An=

nahme der alten Atomistik einzustimmen, welche die Elemente als wesentlich gleiche, nur in ihren Formen verschieden zugeschnittene Bausteine nahm; eine Annahme, die selbst nur jenem mißverständlichen Streben nach Einheit entspringt, dem jede Fülle ursprünglicher Vielheit zuwider ist. Sie wird im Gegentheil eine ungezählte Mannigfaltigkeit ursprünglich verschiedener Elemente voraussetzen, die nicht nur äußerlich von einer gestaltenden Bewegung ergriffen und zusammengefügt werden, sondern deren eigenthümliche Kräfte auf die Erfolge ihres Zusammenkommens von wesentlich mitbestimmendem Einfluß sind. Und diese Kräfte selbst hängen nicht wie später gekommene willkührlich verliehene Fähigkeiten um sie her, sondern sind der Ausdruck vielfacher inneren Zustände, die freilich auf dem Gebiete räumlicher Erscheinung keine andere Form der Aeußerung finden können, als die monotone der Anziehungen und Abstoßungen, auf die alle physischen und chemischen Wirkungen zurückführbar sind. Am wenigsten endlich hat die mechanische Ansicht Veranlassung, in die Fußtapfen des ihr völlig gleichgiltigen Materialismus zu treten, mit dem ein geläufiges Mißverständniß sie in Zusammenhang zu bringen pflegt. Wie sie die Gewalt des geistigen Lebens in der Erfahrung als eine Thatsache anerkennen muß, so kann sie kein Bedenken tragen, auch in den ursprünglichen übersinnlichen Elementen, aus deren gesetzlicher Wechselwirkung sie den Schein der ausgedehnten Materie hervorgehen und die Welt sich auferbauen läßt, den Funken dieses inneren Lebens schon regsam zu denken. Nicht so freilich, als könnte sie die Macht des Geistes als Einen belebenden, waltenden Hauch, als Einen Lichtnebel fassen, der die Natur durchwogte, sondern sie löst dies schwebende Wehen in eine unzählbare Menge scharf begrenzter strahlender Punkte auf, deren jeder untheilbar in sich selbst eines der wechselwirkenden Atome bildet, die in Wahrheit die thätigen Ursachen der Erscheinung sind. Erweitern wir so die ursprünglich gegebenen Elemente des Weltgebäudes, so verengert sich dem entsprechend das Gebiet des Zufalls. Nicht von dem gestaltlosen Wirbel einer Bewegung, welche die Atome äußerlich gegen ein=

ander treibt, erwarten wir aus dem Stegreif die sinnigen Formen krystallisiren zu sehen, welche die Natur füllen: nicht so als wäre mit dem Aufhören des Stoßes, der tausend träge und geduldige Bestandtheile zu einer ihnen allen gleichgiltigen Berührung trieb, der Aufbau eines organischen Keimes oder auch nur einer unorganischen Gestalt beendigt. Hier, wie im geistigen Leben, gilt uns jener äußere Antrieb nur als eine Veranlassungsursache, die verschiedene Wesen einander so weit annähert, daß eines in den Wirkungskreis des andern fällt; die innere Kraft beider und die nun aufwachende lebendige Beziehung ihrer Naturen ist es, die den weiteren Fortgang der Entwicklung bestimmt und ihn zu viel größerem Reichthum der Form und zu unendlich größerer Tiefe des Sinnes leitet, als wozu jener ärmliche Anstoß der äußern Bewegung für sich allein jemals genügt hätte.

Man kann zweifeln, ob selbst diese innerliche Lebendigkeit einer Menge doch immer zerstreuter Elemente uns die übereinstimmende Harmonie der aus ihnen entspringenden Bildungen erklären könne; eine nähere Betrachtung zeigt jedoch, daß in allen Elementen eine gewisse Zweckmäßigkeit des Wirkens nicht nur mit den Grundvorstellungen der mechanischen Ansicht vereinbar, sondern kaum mit Recht von ihnen trennbar ist. Darin stimmen wir alle überein, daß die Kräfte, mit denen die Dinge wirken, nicht ihrer schon fertigen Natur nachträglich eingeprägt sind; wer von der Kraft eines Elementes spricht, meint unmittelbar damit, sie sei *seine* Kraft, nicht in dem Sinne eines zufälligen Besitzes, der auch fehlen könnte, sondern so, daß sie nur der nothwendige und consequente Ausfluß seines eigenen Wesens sei. Aber auch dies drückt noch nicht vollständig die Meinung aus, die wir zu hegen haben und wirklich hegen. Wenn Jemand behauptete, eben diese eigene innere Nothwendigkeit und Consequenz jedes Wesens füge es nun so, daß alle seine Rückwirkungen auf äußere Reize nur zu seiner eignen Vernichtung oder doch zur Verschlechterung seiner inneren Zustände führen müßten, so würden wir an dem unwillkührlichen Widerstreben gegen die Ungereimtheit dieser Meinung inne werden,

wie sicher wir im Stillen das entgegengesetzte Verhalten voraussetzten. Wir werden zugeben, daß zwar in einem zusammengesetzten Gebilde die gegenseitige Stellung der Theile sich so unheilbar verschieben könne, daß jede noch versuchte Rückwirkung des Ganzen nur sein Verderben beschleunigt; aber wir werden nicht zweifeln, daß jedes einfache Wesen doch an sich nur solche Wirkungen entfalten werde, die geeignet sind, die zufällige Lage, in die es gerathen ist, mit den Bedingungen seiner Fortdauer auszugleichen. So weit seine Thätigkeit sich auf diese Aufgabe der Selbsterhaltung bezieht, wird sie uns als eine nothwendige und selbstverständliche erscheinen; mit geringerer Sicherheit werden wir die Vermuthung hinzufügen, daß sie zugleich ein Streben der Selbstentwicklung und Vervollkommnung einschließe. Freilich der Name des Strebens wird doch dem, was wir meinen, nicht eigentlich zukommen. Denn ohne von außen angeregt zu sein, wird jedes Wesen auch für uns in der Ruhe seines ursprünglichen Zustandes verharren, und jede Rückwirkung nur durch einen äußeren Reiz ihm abgewonnen werden. Und sie selbst, diese Rückwirkung, wird nicht eine planvolle Thätigkeit sein, welche die Phantasie des Wesens hinblickend auf ein ihr vorschwebendes Bild einer günstigeren Lage aus sich entwickelte; sie bleibt vielmehr stets die nothwendige und unvermeidliche Folge aus dem Zusammentreffen der Natur gerade dieses Wesens mit gerade diesem Reize. Und eben deswegen, beschränkt auf die Aufforderung, die ihr zu Theil wird, muß diese Wirksamkeit sich begnügen, das kleine Element von Zweckmäßigkeit hervorzubringen, das durch diese Aufforderung motivirt wird; zwar bereit, einem folgenden Reize mit einem eben so zweckmäßigen zweiten Element des Wirkens zu antworten, wird sie doch aus sich selbst heraus keine weitgreifenden Plane zusammenhängender Entwicklung spinnen.

Ohne nun diese Ansicht von einem Princip des Fortschrittes, das in jedem Seienden liege, als eine theoretische Lehrmeinung aufzustellen, dürfen wir doch versuchen, sie unter die Hilfsmittel unserer Erklärungen aufzunehmen. Denn unter den unzähligen

ursprünglichen Thatsachen, deren irgend welche wir voraussetzen müssen, dürfen die vernünftigen und sinnvollen nicht vorzugsweis zu Gunsten der sinnlosen ausgeschlossen werden. Mehr aber behaupten wir nicht, als daß dieser Zug innerlicher Zweckmäßigkeit zu jener thatsächlichen Natur der Wesen gehöre, auf welche die mechanische Ansicht ihre Gesetze anwendet. Angewandt auf eine solche Natur, werden diese Gesetze zu einer sinnvollen Formenwelt führen, mit derselben Nothwendigkeit, mit der sie, auf eine andere ursprüngliche Natur der Elemente bezogen, zwar auch ein mannigfaltiges Reich von Gestalten, doch nicht dieses erzeugt haben würden, dem unsere Bewunderung und unser untersuchendes Interesse gilt.

Vielleicht scheint Manchem diese Betrachtung plötzlich ganz die Grenzen dessen zu verrücken, was auch unser Sprachgebrauch bisher mit dem Namen des Mechanismus bezeichnete. Man wird glauben, das Thor einer mystischen Schwärmerei aufgethan zu sehen, die alle früher so scharf begrenzten Umrisse unserer Ueberzeugungen zu verwischen drohe. Dennoch haben wir hier nur einen Zug hervorgehoben, der unsern Gedanken immer zu Grunde lag, und dessen keine noch so streng mechanistische Ansicht sich zu entschlagen nöthig hat. Jede Rechnung, sobald sie mehr als eine Betrachtung reiner Zahlenverhältnisse sein, sobald sie Anwendung auf Wirkliches gewinnen will, muß die Natur dieses Wirklichen als unabhängig gegeben voraussetzen. Was die Dinge an sich selbst sein mögen und wie sie im Sinne haben, auf einander zu wirken, das ist ihre eigene Sache, und keine mechanische Theorie kann im Voraus die Tiefe ihres Wesens ermessen und ihnen vielleicht nur einige wenige Eigenschaften, nur wenige einfache Wirkungsformen mit Ausschluß anderer zugestehen wollen. Erst in dem Augenblicke, wenn diese Eigenschaften und Wirkungsweisen als Größen, und zwar als solche Größen auftreten wollen, die auf einen gemeinsamen Maßstab der Einheit zurückführbar sind, erst dann wird der Mechanismus dem an sich nicht durch ihn bestimmbaren Wesen der Dinge bemerklich machen dürfen, daß es mit diesem Schritte sich für die Zukunft gebunden hat, und daß ihm der

Werth und die Endform seiner Wirkungen von jetzt an durch die allgemeinen Gesetze zugemessen werden, die überall das Ergebniß jeder bestimmten Beziehung zwischen Größen beherrschen. Mit welchen Eigenschaften also, mit welchen inneren Trieben die Natur der Dinge dieses Gebiet der Berechenbarkeit betreten will, bleibt ihr selbst überlassen; nachdem sie sich aber einmal zu einer bestimmten Form ihres Seins und Wirkens bekannt hat, kann sie nicht mehr verhindern, daß die Gesetzlichkeit des Mechanismus ihr in jedem Falle nach allgemeinen Regeln die Consequenz ihres Geständnisses ziehe. Eine philosophische Betrachtung mag sich an der Frage versuchen, welche Natur und welche Triebe zu haben den Dingen in dem vernünftigen Zusammenhange der Welt erlaubt sei; die Naturforschung hat immer nur zu untersuchen, welche Weisen der Thätigkeit wirklich vorkommen oder zur Erklärung der Thatsachen vorausgesetzt werden müssen; aber sie verkennt ihre Aufgabe, wenn sie mehr als eine Bearbeitung der Data sein will, die ihr von der Natur der Dinge geliefert werden. Ein solcher zugleich engherziger und unbesonnener Uebergriff war es, wenn die mechanischen Theorien der Vorzeit die Elemente, aus denen sie die Welt zu erbauen dachten, von jeder innern Eigenthümlichkeit, jeder verborgenen Eigenschaft ihres Wesens völlig zu entleeren suchten und sie nur als gleichartige, im Raum zerstreute Anknüpfungspunkte für Wirkungen, ja nicht dies einmal, sondern nur als Punkte fassen wollten, die einen Stoß aufzufangen und dadurch in Bewegungen zu gerathen fähig wären. Es ist nur ein geringer Schritt der Umkehr, die innere Leerheit dieser Punkte wenigstens mit anziehenden und abstoßenden Kräften wieder zu füllen, so lange auch diese Kräfte nur als hinzukommend, nicht als hervorgehend aus der Natur der Elemente gelten sollen. So wenig die Naturwissenschaft als solche sich mit den innern Zuständen der Dinge zu beschäftigen hat, die sie nicht beobachten kann, so sehr müssen wir doch bei der Bildung unserer höchsten Grundbegriffe auf das Dasein dieses innern Lebens Bedacht nehmen, und anstatt es zu leugnen, haben wir uns vielmehr auf

seinen größten Reichthum gefaßt zu machen, um überall, wo in Zukunft seine Einflüsse auf den Gang der Erscheinungen deutlicher hervortreten sollten, unsere Auffassungsweisen bis zur Möglichkeit einer Verwerthung derselben zu vervollkommnen.

An jener leeren Stelle nun, welche die mechanische Ansicht lassen muß, setzen wir unsere Vermuthung ein. Können wir nicht im Voraus bestimmen, welcherlei Rückwirkungen jedes Wesen im Zusammenstoß mit andern entfalten, und welchen Stoff es mithin der Berechnung darbieten werde, so können wir uns als Hypothese über diesen unbekannten Punkt die Annahme gestatten, daß ein Zusammentreffen oder eine Reihenfolge verschiedener Bedingungen, die auf ein Element wirken, in ihm Thätigkeiten entzünde, die neben der Selbsterhaltung eine Vervollkommnung der innern Zustände erstreben. Nur den falschen Nebengedanken müssen wir abhalten, als gäbe nun dies Bestreben des einzelnen Wesens ihm zugleich eine unbeschränkte Macht über andere. Wäre dies Wesen eine Seele, und hätte das Zusammensein mit anderen Elementen in ihr das Streben erzeugt, sich durch Umgebung mit einem geordneten System von Stoffen eine Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verschaffen, so würde doch daraus der Seele noch keine schrankenlos gestaltende Kraft erwachsen, so daß ihrem Walten gehorsam der organische Leib entstände. Eine hinauswirkende Kraft wird doch jeder innere Zustand des einen Wesens nur besitzen, wenn die allgemeine Gesetzlichkeit des Naturlaufs es gestattet und befiehlt, daß ihm ein anderer Zustand eines anderen Wesens nachfolge; und so werden auch hier die umgebenden Elemente nicht dem Wunsche der Seele zu Liebe sich in eine ihr angenehme organische Form verbinden, sondern nur dann und nur so weit werden sie ihm gehorchen, als sie gezwungen werden und als die verlangte Form ihren eigenen inneren Zuständen dieselbe Befriedigung gewährt. Ungebrochen wird daher die strenge Nothwendigkeit des Mechanismus noch immer über die Bildung der Dinge herrschen, nur daß sie nicht ausschließlich an äußere Zustände andere äußere Zustände knüpft, sondern an jedem Punkte ihres

Verlaufes in das Innere der Elemente hinabsteigt und den vernünftigen Regungen, die sich dort entwickeln, einen gesetzlich abgemessenen Einfluß auf die Gestaltung der weitern Zukunft zugesteht. Einzelne glückliche Fälle wird es daher geben können, in denen viele Elemente, ursprünglich durch einen Zufall zusammengeführt, in einer und derselben Anordnung, der sie sämmtlich zustreben, alle zugleich die Befriedigung der neuen Bedürfnisse finden, die ihre Begegnung in ihrem Innern erweckte. Diese glücklichen Erzeugnisse, in welchen sich das, was für die einzelnen Theile zweckmäßig ist, zum zweckmäßigen Gleichgewicht eines Ganzen summirt, werden die lebendigen Geschöpfe sein, und eben so wie hier ihre erste Entstehung, werden wir auch den Mechanismus ihrer Fortpflanzung und Erhaltung von dieser inneren zweckmäßigen Regsamkeit durchdrungen glauben.

Wir können uns Sinn und Hergang solcher Ereignisse verdeutlichen, wenn wir uns der Schicksale und der Formen geselliger Bildung erinnern, die aus der Begegnung menschlicher Persönlichkeiten entspringen, und die ja eine überall verbreitete Meinung auch am richtigsten durch die Benennung organischer Gestaltungen zu bezeichnen glaubt. Weder eine Reihe äußerer Anstöße fügt aus dem Stegreif augenblicklich die Vielen in zufriedenstellende Formen des Verkehrs zusammen, noch findet ihr eigner innerer Trieb ohne Umwege die passende Ordnung ihres Zusammenseins heraus, in der sie ruhen könnten; eben so wenig endlich ist die Organisation der Gesellschaft das Werk einer bewußten künstlerischen Absicht, die von Anfang an planmäßig wirkend, außer und über den Einzelnen schwebend, sie in die ihnen zukommenden Stellungen gerückt hätte. Jede Berührung zufälligen Ursprunges erregt in denen, die ihr ausgesetzt waren, Eindrücke und Rückwirkungen, die zunächst nur atomistisch eine Befriedigung der augenblicklich entstandenen Wünsche und Bedürfnisse suchen und in diesem Suchen theils die äußere Lage der Umstände verschieben, theils selbst neue Gefühle von den Vortheilen und Nachtheilen der erfolgten Verschiebung erhalten. Häufig in Widerspruch unter einander, bedingen diese inneren

Bewegungen der Einzelnen manche vorübergehende gesellige Einrichtung, deren Gewinn und Druck immer von neuem wieder auf die ganze verbundene Vielheit und auf jeden Einzelnen in ihr zurückwirkt, bis endlich nach vielen Wandlungen sich haltbarere Formen des Zusammenlebens festsetzen, in denen die Bedürfnisse der Theile in Einklang mit den Daseinsbedingungen des Ganzen gesetzt sind. So verband also eine zufällige Berührung das innere Leben der Geister zu einer Wechselwirkung, in deren Fortgang ohne die organisirende Absicht eines Einzigen, wohl aber durch das Zusammenwirken der Elemente vernünftiger Thätigkeit, die von jedem Einzelnen ausgingen, allmählich das Unzweckmäßige von selbst sich ausschied; eine Gleichgewichtslage wurde erreicht, in der die verbundenen ruhen, sei es, daß jedes befriedigt ist, oder daß die Unbefriedigung einzelner durch irgend einen Gegendruck wenigstens die Kraft zur Erregung neuer Unruhe eingebüßt hat. Nur die Fähigkeit, durch die Umstände innerlich zu leiden und aus diesem Leiden mit vernünftiger Nothwendigkeit bessernde Rückwirkungen zu entwickeln, haben wir den körperlichen Elementen zuzugestehen, um zu begreifen, wie auch aus ihrem chaotischen Zusammenkommen organische Gestalten von sinnvoller Bildung hervorgehen, nicht plötzlich und auf einmal fertig, sondern als Erzeugnisse einer langen und ernsthaften Arbeit der Wechselwirkung, so wie noch jetzt die Natur keines dieser Geschöpfe fertig geboren werden läßt, sondern jedem zumuthet, sich auf einem langen mühsamen Bildungswege aus seinem Keime zu entwickeln. So viele solcher Keime nun das Chaos zusammenführte, so viele theils glückende theils mißglückende Versuche, zu jenem Gleichgewicht zu gelangen, konnten sich entspinnen. Zerfällt endlich die Anzahl der Geschöpfe in eine Stufenreihe von Gattungen und Gruppen, durch die hindurch deutlich die Herrschaft weniger allgemeiner Typen geht, so bedarf auch dies zur Erklärung nicht die Annahme eines überall sich selbst gleichen Gedankens, der alle geschaffen, sondern nur die Voraussetzung, daß die Elemente selbst keine unermeßliche Mannigfaltigkeit, sondern nur eine endliche Anzahl von Unterschieden in sich

schlossen. Dann mußte auch durch ihre Combinationen und deren Entwicklung hindurch eine Vielheit gleichartiger Züge und vergleichbarer Formen des Geschehens sich erhalten.

Enden wir nun dies Wechselgespräch der streitenden Parteien. Es ist klar, wohin die mechanische Ansicht zielt. Indem sie behauptet, Ordnung erzeuge sich unvermeidlich allemal, wie wild und verworren auch die Anfänge der Welt gewesen sein möchten, will sie uns den Gedanken an die Einheit eines zusammenfassenden Schöpferwillens abgewöhnen. Wie rettet sie nun die Einheit der Natur bei diesem Polytheismus der Ursprünge? Diesen Einwurf wird man als den letzten und unaufheblichsten nicht selten wiederholt hören, und doch wüßte ich nicht, daß wir ihm nicht leicht begegnen könnten. Denn es ist ja doch auch eine Einheit der Natur, die uns auf diesem gemißbilligten Wege entsteht, nur eben daß sie entsteht, daß sie als letztes Ergebniß der Arbeit einer Vielheit zu Stande kommt, nicht aber als leitender Grund dem Dasein der Mannigfaltigkeit vorangeht. Ist sie aber dadurch schlechter geworden, daß sie diese Geschichte hat? Wenn in der menschlichen Gesellschaft allmählich sittliche Mächte hervortreten und emporwachsen, wenn allgemeine Ansichten über Kreise von Pflichten, wenn übereinstimmende Bekenntnisse über die Leistungen, die jedem Einzelnen die augenblickliche historisch motivirte Lage seines Volkes, über die Schranken, die ihm die nationale Sitte gebietet, wenn solche bessere Einsichten über die nothwendigen Ziele des Strebens und die zulänglichen Mittel zu ihrer Erreichung allmählich sich Bahn brechen: sind alle diese Formen der Humanität von wenigerem Werth, weil sie nicht schlank und ohne Umwege aus der Einheit eines Civilisationskeimes hervorsproßten, sondern als glückliche Lagen eines endlich erlangten Gleichgewichtes auf dem Kampfe unzähliger Leidenschaften und widerstreitender Interessen beruhen? Nun, diese Einheit, die gewordene der Versöhnung, besitzt die Natur auch; so wie sie jetzt ist, setzt sie nicht mehr den wüsten

Streit der Elemente fort; ruhige, feste Niedersetzungen haltbarer Gebilde umgeben uns, allmählich entwickelte große und beständige Gewohnheiten des Wirkens gehen organisirend und regelmäßig durch die Fülle des Geschehenden; die Gesammtheit der Dinge hat entweder bereits die friedliche Lage aller gegen alle gefunden, die keine andere Unruhe mehr außer der einer geordneten Fortentwicklung gebiert, oder wenn es irgendwo noch ein regelloses Ringen der Kräfte gibt, so wird auch dessen Zukunft für unsere Ansicht nicht minder tröstlich erscheinen als für jene, welche die Einheit des Planes an den Anfang der Ereignisse setzt.

Wir irren uns in nichts leichter als in unserem Urtheil über die Formen des Daseins, die wir zur Erfüllung unserer sehnlichsten Wünsche für unentbehrlich halten. Eingewöhnt in liebgewordene Weisen der Befriedigung, mißtrauen wir jeder neuen Lage und jedem Umschwung der Dinge, während doch der frisch gewagte Versuch uns lehren würde, daß auch die neuen Verhältnisse ihre Quellen des Genusses haben. Vielleicht gehört jene Meinung von der nothwendigen Anfangseinheit der Natur zu diesen Täuschungen. Vielleicht hatten wir Unrecht, früher zu behaupten, die Freude an jedem Gemälde werde schwinden, wenn es nicht möglich sei, an die Einheit der Phantasie zu glauben, die es bildete. Und in der That, wenn wir eine Landschaft bewundern, können wir doch kaum ernstlich die Illusion festhalten wollen, es sei ein Hauch der Natur gewesen, der mit der zusammenfassenden Einheit einer poetischen Phantasie die vielfachen und unvergleichbaren Bestandtheile dieses Bildes zusammenführte. Jene Hütten und Ruinen waren nicht vorhanden in dem Plane der Naturkräfte, die diese Berge thürmten, den Samen zu diesen Pflanzen, deren abwechselndes Grün uns entzückt, trugen regellose Winde, einer nicht wissend vom andern, in dieses Thal zusammen, und die Sonne, wenn sie seine heimliche Stille röthlich vergoldet, scheint dabei von einer Bahn herab, die über Allem geht, und durch Nebel, die von andern Gegenden des Erdballs aufsteigen. Es ist ohne Zweifel eine Vielheit der Anfänge in diesem Bilde; sein Zauber

liegt in dem Vertrauen und in der Ruhe gegenseitigen Verständnisses, mit welchem dies ursprünglich einander Fremde sich zusammenschließt, und jedes mit dem andern das Glück einer befriedigenden Verknüpfung theilt.

Nur Eines scheint bis zuletzt der mechanischen Ansicht unerreichbar: der Gedanke einer Bestimmung. So lange wir Einen Grund der Welt verehrten, wußten wir uns aufgenommen in Einen großen Weltbau, der in dem Zwecke einer Absicht gipfelte; mitthätige Arbeiter an diesem Bau fanden wir in der Bestimmung, die er uns auferlegte, die Rechtfertigung unsers Daseins und die Richtschnur unserer Bestrebungen. Eine Welt, die aus unzähligen Anfängen zusammenrinnt, hat kein Ende und keine Aufgaben; wie sie auch sein mag, sie hat ein Recht so zu sein, wie sie ist, und weder sich selbst noch ihren einzelnen Elementen legt sie die Pflicht auf, einem noch unerreichten Ziele nachzujagen. Ueberall muß in ihr die Thatsache herrschen und das Thatsächliche im Recht sein, während all unser menschliches Empfinden sich von der Verpflichtung gebunden weiß, noch nicht vorhandenes Ideales zu verwirklichen. Täuscht uns nun die mechanische Ansicht um diesen Gedanken und sucht ihn uns unvermerkt zu entwenden? Ich glaube im Gegentheil, daß sie ihn in anderer Form auch kennt. Sie weiß nicht davon zu erzählen, daß eine weise Absicht das Gefühl sittlicher Verpflichtung und die Musterbilder sittlicher Ideale in die lebendigen Seelen gelegt habe, und sie verwickelt sich darum nicht in die Schwierigkeit der Frage, wie mit dieser absichtlichen Stiftung des Keimes die unzähligen Hindernisse zusammenstimmen, die der Weltlauf seiner Entwicklung entgegenstellt. Sie weiß nur, daß auch diese inneren Regungen mit zu dem thatsächlichen Bestande gehören, welcher die Natur der Seelen ist, und indem sie den sittlichen Trieb als eine jener Kräfte betrachtet, die zu gegenseitiger Begegnung und Bekämpfung in den Verlauf der Dinge eintreten, verlangt sie nicht, daß alle übrigen Umstände ihm entgegenkommend sich fügen sollen, aber sie vertraut darauf, daß er in der Wechselwirkung aller sich gleichfalls werde

gelten machen. Weit entfernt von jenem wunderlichen Materialismus, der es für eine Aufgabe hält, aus ungeistigem Stoff die geistige Lebendigkeit wie eine Zugabe hervorgehen zu lassen, deren geringer und prekärer Werth keine eigenthümlichen Ansprüche dem allein wahren Stoffe gegenüber erheben dürfte, wird die mechanische Ansicht vielmehr glauben können, gerade in jener Thatsache des sittlichen Triebes einen der wichtigsten und ursprünglichsten Züge der Seele zu finden, aus dem alle andern gesetzlichen Formen ihres Verhaltens nur wie folgerechte Selbsterhaltungen hervorgehen. Daß es Wesen gibt, die sich und ihren Aeußerungen einen Werth bestimmen, sich selbst anklagen und entschuldigen, weder diese Thatsache noch die unbedingte Hoheit des Gebotes, das in ihr liegt, wird diese Auffassung bezweifeln oder verkleinern, und wenn sie nicht lehren kann, daß über dem Einzelnen Ideale schweben, zu deren Erfüllung er bestimmt sei, so erkennt sie doch an, daß in jedem Einzelnen sich ein Ideal entwickeln könne, von dem er sich nur um den Preis seiner Selbstverurtheilung lossagt.

Drittes Kapitel.

Die Einheit der Natur.

Die Einheit des Grundes der Dinge und ihre Folgen. — Das System der Stoffe und ihre Vertheilung. — Erhaltung der Einheit im Laufe des Geschehens. — Begriff des Wunders. — Plan weltgeschichtlicher Entwicklung. — Verschiedene Weltalter. — Allgemeine und irdische Natur. — Stufenreihe der Naturerzeugnisse. — Thierreich und seine typischen Formen.

Ich glaube nicht, daß die Vorliebe für das Chaos den Ursprung der Welt aus ihm noch durch andere Gründe außer denen, die unsere letzte Betrachtung ihr darbot, würde zu beweisen wissen. Sind diese alle unfähig gewesen, die Stimme einer entgegenstrebenden Ueberzeugung zu unterdrücken, so beklagen wir dies nicht,

denn längst haben unsere früheren Ueberlegungen uns auf einen andern Weg gewiesen, von dem aus wir nur noch einmal die gesammelte Kraft der mechanischen Weltauffassung zu überblicken suchten. Hat nun unser Blick jetzt länger auf ihr gehaftet, als Manchem nöthig geschienen haben mag, so geschah es, weil wir ihre Ansprüche so verächtlich doch nicht finden konnten, wie sie der Zuversicht des entgegengesetzten Standpunktes vorkommen mögen. Sie gleicht einem Feinde, dessen innere Organisation zu groß ist und zu eng geschlossen, als daß es gelingen könnte, ihn einfach zu vernichten; man muß ihn mit der ganzen geschulten Kraft, mit welcher er widerstand, in das eigene Gemeinwesen aufnehmen und seiner Thätigkeit in diesem einen Schauplatz nützlicher Wirksamkeit eröffnen. In der That würden wir die einzelnen Gedanken, die wir beleuchteten, nicht so ausführlich berücksichtigt haben, wenn sie nicht innerhalb der andern Auffassungsweise, deren Vertretung uns zufällt, als untergeordnete Glieder eine Geltung fortbehielten, die sie als unabhängige Weltansicht allerdings nicht behaupten können.

Als ich dem langsamen Gange meiner Darstellung vorgreifend in einer vorläufigen Uebersicht die Richtung anzudeuten suchte, welche sie nehmen wird, wies ich darauf hin, wie jeder Versuch, aus dem formlosen Chaos das nothwendige Hervortreten einer Sichtung und Ordnung der Dinge abzuleiten, auf der einen Voraussetzung beruhe, daß ein Reich allgemeiner und unbedingt geltender Gesetze allen Elementen mit immer gleichem Gebote die Form und Größe ihrer Wechselwirkungen vorzeichne (I, 411 ff.). Unsere letzten Erörterungen werden dies bestätigt haben. Denn wie freigebig wir auch immer den etwas ärmlichen Vorrath an Erklärungsmitteln, den die gewöhnlichsten Meinungen benutzen, durch das Zugeständniß innerer Lebendigkeit und Regsamkeit in den Elementen selbst bereichern, und wie sehr wir auch die Rückwirkungen, die jedes entfaltet, nur aus der Consequenz seiner eignen specifischen Natur ableiten mochten: immer blieb es gleich nothwendig, daß ein allgemeines Recht alle Wesen verbinde und ihren Wechselverkehr beherrsche. Denn jede Rückwirkung setzt zu ihrem Entstehen nach

wie vor dies voraus, daß der Zustand des einen Elementes eine Aufforderung für das andere enthalte, auch den seinigen zu ändern, daß also dies letztere von jenem ersteren leiden könne. Mag es daher seine Selbstvertheidigung nach der Eingabe seines eignen Genius ordnen, so wird doch stets dies, daß ihm eine Gefahr drohen konnte, nur unter Voraussetzung eines alle umfassenden Gesetzkreises begreiflich sein, der mit jeder bestimmten Lage der Dinge ein bestimmtes Leiden in ihnen zusammenzwingt. Und am Ende, jene innere Consequenz des eignen Wesens selbst, setzt sie nicht ebenfalls diese allgemeine Gesetzlichkeit alles Verhaltens in der Welt voraus? Auch eine freie innere Entwicklung wird ja folgerecht nur darum heißen können, weil die Verknüpfung ihrer einzelnen Schritte einem außerhalb gelegenen Maßstabe entspricht, einer allgemeineren Nothwendigkeit, die darüber entscheidet, welche eigenthümliche Folge mit Recht aus welchem eigenthümlichen Grunde hervorgehen kann. Jeder Weltlauf, der die einen Ereignisse als möglich zulassen, die andern als unmöglich ausschließen, einige als nothwendig fordern, ja selbst wenn er irgendwelche einer freien Wahl anheimstellen wollte, wird über diese verschiedenen Fälle nur nach einem allgemeinen Rechte urtheilen können, und das Chaos wird Ordnung nur entwickeln, sobald nach dem Gebote dieses Rechtes die hinfälligen und haltlosen Combinationen der Dinge den festeren und in sich übereinstimmenden zu weichen genöthigt sind. Geht daher die mechanische Ansicht von einer Vielheit der seienden Elemente aus, so hält sie um so fester die Einheit des allgemeinen Gesetzkreises, dessen Herrschaft aus der planlosen Unordnung jener Anfänge allmählich die Umrisse eines nun inne zu haltenden Planes ausarbeitet.

Aber wir haben uns überzeugt, wie unmöglich es ist, dieses Reich der Gesetze als eine selbständige, den Dingen vorangehende und über ihnen schwebende Macht zu denken; unvermeidlich wurden wir dahin gedrängt, dies eine Band, sobald es seine vereinigende Kraft über die zersplitterte Mannigfaltigkeit der Elemente bethätigen soll, als Ein wirkliches unendliches Wesen zu fassen,

dessen innerlich gehegte Theile alle endlichen Dinge sind. Nur so konnten die Wechselwirkungen, auf denen der Lauf der Ereignisse beruht, über die Kluft hinüberreichen, welche die einzelnen Elemente trennt, und welche sie auf ewig von einander scheiden würde, so lange sie nicht aus der gemeinsamen Substanz, aus welcher sie hervorgehen, die Möglichkeit und die Verpflichtung einer lebendigen gegenseitigen Beziehung und eines Austausches ihrer innern Zustände entlehnten (I, 415). Könnte uns daher die Betrachtung des Inhaltes der Natur und die Erwägung der Zweckmäßigkeit ihrer Bildungen zweifelhaft lassen, ob nicht dennoch ihre Entstehung aus zerstreuten und zusammenhanglosen Anfängen möglich wäre, so wird dagegen die Thatsache, daß es überhaupt Wechselwirkungen gibt, uns zu dem Glauben an eine reale Einheit aller Dinge und an eine gemeinsame Quelle nöthigen, aus der sie geflossen sind.

Indem wir jetzt versuchen, die Folgen dieser Ueberzeugung zu entwickeln, müssen wir uns hüten, nicht mehr Ergebnisse von ihr zu verlangen, als sie bieten kann. Der Weg, auf welchem wir zu dem Begriffe dieses höchsten Grundes gelangten, hat uns nichts von ihm kennen gelehrt, als daß er ein Wirkliches und daß er Eines und dasselbe in allen einzelnen Dingen ist; aber er hat uns nichts verrathen über den Inhalt und die lebendige Natur seines Wesens selbst, mit welcher er diese Form der Einheit und Unendlichkeit ausfüllt. Aus einem so unbekannten höchsten Grunde können wir nicht wagen wollen, den Hergang der Weltschöpfung in einer anschaulichen Erzählung abzuleiten; wir können eben so wenig versuchen, die inhaltvolle Naturordnung im Voraus zu bestimmen, in welche die schaffende Kraft dieses Princips hätte ausbrechen müssen, dessen Absichten und Strebungen uns ja die Unbekanntschaft mit der Eigenthümlichkeit seines Wesens verbirgt. Wir können nur diejenigen Folgen entwickeln, die aus dem formalen Charakter der Einheit hervorgehen und die unabhängig von

der Natur dessen, was der höchste Grund ist, in jeder Schöpfung, die aus Einem entspringen soll, als nothwendige Züge ihrer Organisation wiederkehren würden. So beschränkt diese uns erlaubten Folgerungen sind, so gehen sie doch schon weit über das hinaus, was unsere bisherige Erfahrungserkenntniß zu bestätigen vermag, und wir können sie nur als nothwendige leitende Maximen unserer Untersuchungen, nicht als beobachtbare Thatsachen bezeichnen.

Wie auch immer der Hergang sein mag, durch den aus dem Einen das Viele entsteht, immer würde es der Einheit widerstreiten, wenn aus ihr eine zufällige unbestimmte Vielheit entspringen sollte. Die Mannigfaltigkeit der Elemente wird vielmehr von Anfang an ein abgeschlossenes System bilden, das in seiner Ganzheit zusammengefaßt einen Ausdruck der ganzen Natur des Einen bildet. Nicht so, als zerfiele das Eine wie eine Größe in eine Anzahl neben einander gelegener Theile, deren vollständige Summe man nehmen müßte, um das Eine wieder zu erhalten; sondern kein einzelnes endliches Element würde der Grund aus sich schaffend entlassen, ohne zugleich eine bestimmte Menge anderer hinzuzufügen, die mit jenem zusammengefaßt die Wirklichkeit zu seiner vollständigen Erscheinung ergänzen. Wie eine verwickelte chemische Zusammensetzung es nicht erträgt, daß ihr einer ihrer Bestandtheile allein entzogen wird, wie sie sofort vielmehr auch einen zweiten ausstößt, der nach dem Wegfall des ersten mit dem übrigbleibenden Reste kein Gleichgewicht mehr finden würde, oder wie sie einen neuen Bestandtheil nicht allein aufnimmt, sondern nur unter der Bedingung, auch einen andern sich zugleich aneignen zu dürfen, der diesem Zuwachs ein Gegengewicht in der Constellation ihrer innern Kräfte hielte: ebenso werden wir uns die Summe des Wirklichen als eine geschlossene Formel vorstellen, deren jedes Glied die Summe aller übrigen zu einem vollständigen Ausdrucke des gemeinsamen Grundes aller ergänzt.

Von diesem Gedanken würden wir eine erste Anwendung auf alle jene ursprünglichen Bestandtheile zu machen haben, die wir in den Bau der Welt verflochten sehen oder in ihn verflochten

voraussetzen müssen: auf die verschiedenen wägbaren Grundstoffe der Natur, auf die unwägbaren Elemente, falls die fortschreitende Erkenntniß ihre Annahme beizubehalten genöthigt wäre, auf die geistigen Naturen endlich, wenn die verschiedenen Formen des Seelenlebens uns nicht als verschiedene Entwicklungshöhen derselben Wesen erklärbar schienen.

Während unsere Erfahrung, fast ganz auf die Erde beschränkt, die chemischen Elemente noch einzeln aufgreift, der Fortschritt der Entdeckungen ihre Anzahl verändert, ihr Nebeneinandervorkommen eine zufällige und principlose Thatsache scheint, wird für uns das Dasein jedes Elementes vielmehr das Dasein aller übrigen als nothwendige Folge einschließen und die Gesammtheit aller ein abgeschlossenes System bilden. Jedes Glied dieser Reihe mit seinen eigenthümlichen Eigenschaften und Wirkungsfähigkeiten hat seine nothwendige Stelle zwischen den übrigen und setzt mit ihnen allen einen weder vermehrbaren noch verminderbaren, sondern vollständigen Ausdruck der Natur des allgemeinen Stoffes zusammen.

Wenn ferner für unsere Erfahrung die Menge und die Vertheilung der Atome jedes Elements aller Regel zu entbehren scheint, so müssen wir doch auch diesem Anschein entgegen den Gesammtbetrag jedes einzelnen Elements und die Zerstreuung seiner Theile im Raume durch eine Formel bestimmt denken, die jedem Stoffe mit Rücksicht auf die Eigenthümlichkeit seiner Natur sowohl die Menge, in der er vorkommen soll, als die Orte vorzeichnet, von denen aus seine Atome ihren Wechselverkehr mit anderen zu beginnen hatten. Die gegenwärtige Lage der Natur, durch unzählige gesetzliche Entwicklungen und im Kleinen durch Eingriffe gesetzloser Willkühr verschoben, gestattet uns nicht, die Regelmäßigkeit jenes ersten Weltaugenblickes zurückzuberechnen; nur daß sie stattgefunden, dürfen wir glauben, aber weder das Bild einer gleichmäßigen Vertheilung aller Elemente durch alle, noch selbst das andere einer irgendwie symmetrischen Gruppirung der verschiedenen kann als die nothwendige Form jener Ursprungslage der Dinge gelten. Und eben so wenig entscheidet unsere Voraussetzung darüber,

ob die Menge des Wirklichen begrenzt oder unbegrenzt ist. Wäre die Eigenschaft der Unendlichkeit mit der der Einheit verbindbar, so würde zwischen Elementen, deren jedes in eine unendliche Anzahl von Atomen zerfiele, eine Verschiedenheit ihrer Gesammtmengen doch eben so denkbar sein, wie zwischen Winkelflächen, deren jede sich ins Unendliche ausdehnt, dennoch bestimmte und berechenbare Größenunterschiede bestehen.

Die Welt ist endlich keine ruhende; nicht nur in der einmaligen Bildung eines Augenblicks darf dieses innere Gleichgewicht vorkommen; die Einheit muß sich erhalten in jedem Momente der ablaufenden Entwicklung. Jeder Querschnitt gleichsam, den wir aus der Geschichte der Natur herausheben, muß in den neuen Lagen, welche in ihm die Elemente durch die inzwischen erfolgten Veränderungen angenommen haben, einen neuen und eben so vollständigen Ausdruck jener Zusammenstimmung aller Theile zu dem Sinne des Ganzen darbieten. Keine ursprüngliche Bewegung des kleinsten Atomes dürfen wir deshalb annehmen, die nicht von Anfang an mit den Bewegungen aller übrigen zu einem harmonischen Ganzen abgeglichen gewesen wäre; keine einmal entstandene könnte sich selbst überlassen fortgehen, ohne durch ihre Beziehungen zu den übrigen, in deren Gemeinschaft sie an demselben Weltbau zu arbeiten bestimmt ist, von jeder eigenwilligen Bahn beständig zum allgemeinen Einklang wieder zurückgelenkt zu werden. So wie in jedem abgeschlossenen Organismus die Verrückung eines Atomes den Bestand des Ganzen ändert und stört und nur ertragen wird, so weit die übrigen Bestandtheile durch entsprechende compensirende Verrückungen ein neues Gleichgewicht herstellen, so wird auch der Naturlauf diese Reizbarkeit besitzen, keinem Ereigniß eine isolirte Entwicklung zu gestatten, ohne daß die Gesammtheit der übrigen Wirklichkeit deren störenden Einfluß durch ausgleichende Veränderungen beseitigte. Aber nicht jeder Theil eines organischen Leibes hängt gleich nahe und gleich wichtig mit den übrigen zusammen, so daß seine Veränderung einen merkbaren Einfluß auf die Zustände des Ganzen ausüben müßte; dem ähn-

lich ist auch nicht jedes Ereigniß in der Natur von so hohem Werth für den Sinn ihres Gesammtwirkens, daß sie nöthig hätte, mit auffallenden oder auch nur mit bemerkbaren Ausgleichungen sich seiner zu erwehren. Auf den einzelnen Organismus ferner kann aus der Außenwelt, die ihn umgibt, ein unerwarteter Angriff geschehen und sein Leben zu plötzlicher Abwehr aufregen; das Ganze der Natur hat keine Gegend noch um sich, in der sich die drohenden Störungen unbeachtet zum überraschenden Anfall sammeln könnten; in stetiger unabgebrochener Wirksamkeit compensirt es jede Ablenkung im Entstehen. Müssen wir daher den Begriff jener Reizbarkeit als einen nothwendigen Zug jeder mannigfachen Wirklichkeit festhalten, die auf der Einheit eines umfassenden Grundes beruht, so wird doch durch diese Annahme kein unwahrscheinliches Gepräge von Unruhe und Unstetigkeit in das Bild des Naturlaufs gebracht.

Man würde jedoch diese Compensation der Störungen gleich sehr mißverstehen, sowohl wenn man sie nur für eine in dem Fortarbeiten jedes Mechanismus sich von selbst verstehende Erhaltung der Ordnung ansähe, als wenn man in ihr eine von oben her eingreifende dem Mechanismus gänzlich fremde Wiederherstellung dieser Ordnung vermuthete. Wenn alle Wirkungen der Elemente nach allgemeinen Gesetzen erfolgen, die sich nicht für eine besondere Form des herauskommenden Erfolges vorzugsweis interessiren, so ist es weder nothwendig noch wahrscheinlich, daß ein System bewegter Theile, das in seiner Anfangsstellung irgend einem Plane entsprach, auch in dem ganzen sich selbst überlassenen Spiele seines automatischen Weiterwirkens denselben Plan innehalten oder ihn wiederherstellen werde. In jeder Gestalt, die es angenommen hätte, zwar mit den mechanischen Bedingungen des Wirkens übereinstimmend, würde es doch aufhören können, zugleich dem Muster angemessen zu sein, zu dessen Nachbild es bestimmt war. Nun steht dem einzelnen Geschöpf frei, unter solchen Verhältnissen zu Grunde zu gehen, d. h. seinem früheren Begriffe entsagend in andere Formen des Daseins sich zu verwandeln; der Naturlauf

im Ganzen kann weder stillstehen, noch aufhören dem Sinne des Einen zu entsprechen, von dem alle seine wirksamen Elemente nur abhängige Ausflüsse sind. In ihm muß deshalb auch jene Aufgabe einer beständigen Erhaltung nicht nur einer Ordnung überhaupt, sondern derjenigen Ordnung erfüllt sein, die in dem Sinne seiner ersten Schöpfung lag. Sie wird nun nicht erfüllt werden können, wenn nicht das automatische Fortwirken der ersten Weltlage, das an der Hand der allgemeinen Gesetze allein geschieht, eine beständige Einlenkung in die Bahn erfährt, die jener Sinn verlangt. Aber wir stellen uns diese Einlenkung doch nicht so vor, als griffe eine höhere Hand frei in den Ablauf des Mechanismus hinein, um das zu bessern, was er in seiner Blindheit versähe, oder die Gefahren abzuwenden, die er nicht merkte. Er merkt sie vielmehr und wendet sie ab. Denn die Elemente des Wirklichen gelten uns nicht für todt und starr, nicht, wofür sie die Physik auf ihrem beschränkteren Gebiete zu halten berechtigt ist, für selbstlose, leere Anknüpfungspunkte unveränderlicher Kräfte, genöthigt, jede Folge ihrer ersten Wirkung unwiderruflich auf sich zu nehmen, ohne sie durch eine zweite wieder aufheben zu können, es sei denn, daß der äußere Lauf der Ereignisse ihnen ohne ihr Verdienst auch diese zweite Wirkung abzwänge. Sie gelten uns vielmehr für lebendige Theile des lebendigen Einen; in jedem Augenblicke nicht nur in tausend Beziehungen zu andern befindlich, leiden sie vielmehr von diesen Beziehungen. Dies Leiden aber eben ist eine neue Thatsache, an welche dieselben allgemeinen Gesetze, die jeden Schritt des Naturlaufs beherrschen, nun auch eine neue Rückwirkung mit Nothwendigkeit knüpfen, welche sie ohne dies Zwischenglied innerer Lebendigkeit in dem wirksamen Punkte niemals an eine blos äußerliche Beziehung zwischen ihm und andern geknüpft hätten. Es ist also keine Aenderung in den allgemeinen mechanischen Gesetzen des Wirkens, wodurch wir jene beständige Erhaltung des Naturplanes begründet denken, sondern eine Aenderung in den Trägern der Kräfte, die diesen Gesetzen gehorchen sollen. Wie wir niemals die wirksame Kraft

als einen äußerlichen Anhang der Elemente betrachten konnten, sondern sie als den nothwendigen Ausdruck ihres Wesens ansehen mußten, so leugnen wir auch, daß an demselben Elemente, wie auch seine inneren Zustände wechseln möchten, stets dieselbe Größe derselben Kraft unveränderlich haften müsse. Findet jene Einheit der Natur in ihrem wesentlichen Grunde einmal statt, und spürt jedes Element in einer Veränderung seines Zustandes, wie groß oder wie verschwindend klein sie auch sein möge, den Einfluß der augenblicklichen Gesammtlage der Welt, so wird diesem seinem veränderten Zustande auch eine andere, ihm jetzt im Sinne des Weltlaufs nothwendig gewordene Wirksamkeit entsprechen. Ohne die allgemeinen Gesetze umzuwandeln oder ihnen widerstehen zu können, ändert es vielmehr nur jene specifischen Coefficienten, welche die Stärke seiner Antheilnahme an den allgemeinen Wirkungsformen bezeichnen, und tritt mit diesen neuen Größenbestimmungen vollkommen fügsam wieder in die Wege des Wirkens ein, welche die allgemeinen Regeln ihm vorschreiben. So wird ein innerer Zusammenhang der Dinge, welcher ihre Verhältnisse nach dem Maße eines bestimmten Weltplanes ordnet, dem äußeren Zusammenhange die Thatsachen liefern, welche dieser nach allgemeinen und planlosen Gesetzen in ihre nothwendigen Folgen entwickelt.

Ich begreife, daß diese Betrachtungsweise sich der üblichen Meinung von der inneren Leerheit der Dinge wenig empfehlen wird, und in der That enthält sie einen Begriff, den diese Meinung am meisten fliehen wird, den Begriff des Wunders, so wie er mit einer abgeschlossenen und mit sich einigen Naturansicht verträglich ist. Man sagt offenbar weniger, als man mit dem Namen des Wunders meint, wenn man in ihm nur das Ungewöhnliche, aber doch in seiner Entstehung Berechenbare sieht; man sagt mehr, als man selbst möchte, wenn man in ihm eine völlige Durchbrechung der allgemeinen Naturgesetze findet. Die Aufhebung eines Naturgesetzes, wenn sie schlechthin für einen Augenblick stattfände, würde nicht nur das beschränkte einzelne Ereigniß möglich machen, zu dessen Gunsten sie ausgesprochen würde, sondern sie würde

zugleich die Gesammtheit der übrigen Welt in Verwirrung bringen, deren geordnete und regelmäßige Fortexistenz wir doch als Folie für den Glanz des einzelnen wunderbaren Ereignisses voraussetzten. Nur für den einzelnen bestimmten Fall der Wechselwirkung zwischen den wenigen Elementen, an denen das Wunder sich begeben soll, würde die Giltigkeit des Naturgesetzes aufgehoben oder vielmehr ein anderes von momentaner Geltung an seine Stelle gesetzt werden müssen. Es würde schwer sein, von dieser partiellen Aufhebung eines Naturgesetzes sich eine zufriedenstellende Vorstellung zu bilden, die anderswohin ausliefe als in den Gedanken, von welchem wir ausgingen. Die wunderbar wirkende Macht, welche sie auch sein mag, richtet sich nicht unmittelbar gegen das Gesetz, um seine Giltigkeit aufzuheben, sondern indem sie die inneren Zustände der Dinge durch die Kraft ihres inneren Zusammenhanges mit ihnen ändert, verändert sie mittelbar den gewohnten Erfolg des Gesetzes, dessen Giltigkeit sie bestehen läßt und fortdauernd benutzt. Der abgeschlossene und harte Kreis der mechanischen Nothwendigkeit ist nicht unmittelbar dem wunderthätigen Gebote zugänglich und darf es nicht sein; aber die innere Natur dessen, was ihren Gesetzen gehorchen soll, ist nicht durch sie bestimmt, sondern nur durch den Sinn der Welt. Dies ist die offene Stelle, auf welche eine Macht, die im Namen dieses Sinnes gebietet, ihre Einwirkung äußern kann, und wenn unter diesem Gebot die inneren Zustände der Elemente, die Größen ihrer Verwandtschaft und ihres Gegensatzes unter einander sich ändern, so wird die Nothwendigkeit des mechanischen Weltlaufs nicht durch Aufhebung, sondern durch strenge Festhaltung ihrer allgemeinen Gesetze diesen neuen Thatbestand zu äußerer wunderbarer Erscheinung entfalten müssen.

Es kann nicht in der Absicht unserer jetzigen Betrachtung liegen, die Frage zu entscheiden, ob wir dieser Möglichkeit, die wir fanden, eine Wirklichkeit, und welcher Kraft wir die Berechtigung zuschreiben dürfen, den Ablauf der Naturerscheinungen durch die Ungewöhnlichkeit einzelner wunderthätiger Eingriffe zu unter-

brechen. Es kam hier vielmehr auf die Erörterung jener beständigen Ordnung an, durch welche die Einheit des unendlichen Weltgrundes sich in der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen bethätigt. Und zu diesem Zwecke haben wir noch eine Betrachtung hinzuzufügen, eine letzte Folge jener Einheit, doch auch für uns selbst nicht von gleichem Gewicht oder doch nicht von gleicher Art wie die bisher entwickelten.

Wir können zweifeln, ob jene beständig fortgehende Ausgleichung, durch welche der Naturlauf stets in denselben Plan zurücklenkt, schon hinreiche, um die Einheit des höchsten Grundes in aller Weise zu bewahren. Wenn in jedem Augenblicke dieser schöpferische Grund vermöchte, dem durch die Bewegungen der einzelnen Elemente wie auseinanderstrebenden Weltall das Gepräge seiner Einheit in immer neuen Formen aufzudrücken, so hätte er nun zwar seine Einheit gelten gemacht, aber die Veranlassungen, sie gelten zu machen, wären ihm doch von außen gekommen; die ganze Reihe seiner siegreichen Selbsterhaltungen würde eine zusammenhanglose, der Einheit entbehrende Vielheit bilden. Der Mensch, wenn er die Geschichte seines Lebens überblickt, findet in ihr eine unzählige Menge äußerer Zufälle, zusammenhangslos unter sich, noch fremder seinem eignen Wesen; hat er gleich die Eigenthümlichkeit seines Naturells im Kampfe mit ihnen vertheidigt, so fühlt er doch eben die Reihe seiner Schicksale, die ihm bestimmte Formen dieser Selbsterhaltung aufnöthigte, als einen fremden Zwang. Er würde dies Gefühl noch drückender empfinden, wenn er sich sagen müßte, daß der günstigste Erfolg jedes Kampfes gegen dieses Schicksal nur die nackte Selbsterhaltung, nur die Rückkehr in den vorigen Stand wäre; denn völlig sinn- und zwecklos schiene die Unruhe einer beständigen Aufstachelung durch äußere Eingriffe, die doch stets wieder in die alte Ruhe zurücksänke. Aber wir wissen, daß jene zufälligen Anregungen uns doch gefördert haben; sie riefen Kräfte in uns auf, die über den Sieg hinaus dauerten und einen vollkommneren Zustand an die Stelle des unvollkommneren setzten. Dadurch daß die Seele,

sich auf sich selbst besinnend, jede erreichte Lage zum Ausgangspunkt einer neuen und höheren Entwicklung machte, hat sie in einem noch höheren Sinne, als sie früher Einheit war, sich zur Einheit selbst gemacht und die gleichgiltige Vielheit ihrer zufällig veranlaßten Selbsterhaltungen in den Zusammenhang einer fortschreitenden Entwicklung verbunden. Sie würde glücklicher hierin gewesen sein, wären die äußeren Anregungen ihr stets nach dem Maße ihres Entwicklungsbedürfnisses zu Theil geworden; aber sie hat doch auch so den völligen Unzusammenhang ihres Innern überwunden, der wenig übereinstimmend mit ihrem ursprünglichen Charakter der Einheit gewesen wäre. Dem Ganzen der Natur kommen nicht, wie der einzelnen Seele, die Veranlassungen der Selbsterhaltung von außen; es erzeugt die ursprünglichen Bewegungen selbst, deren Fortgang ihm Gelegenheit zu immer erneuter Bethätigung seiner Einheit gibt. Um so weniger würde es dieser Einheit entsprechen, wenn die Aufeinanderfolge dieser Gelegenheiten ein principloser Zufall bliebe und nicht selbst von dem Sinne der Einheit abhängig wäre, die sich in ihnen gelten machen will. Die Reihe der Weltaugenblicke kann daher nicht eine Vielheit von Momenten sein, in deren jedem sich der Eine Sinn der Welt nur auch erhält; sie muß vielmehr eine Kette sein, deren jedes Glied mit allen andern in der Einheit eines Planes zusammenhängt. In verschiedenen Formen darf das Eine sich nur ausdrücken, wenn diese Verschiedenheit der Formen für den Ausdruck seines Sinnes nothwendig ist; in einer bestimmten Reihenfolge nur dann, wenn diese Ordnung einem Entwicklungsbedürfniß seines Wesens entspricht. Verlangten wir früher, daß jeder Querschnitt der Weltgeschichte uns eine überall festgehaltene Harmonie der Elemente zeige, so müssen wir jetzt verlangen, daß die Reihenfolge dieser Schnitte die Einheit einer sich fortentwickelnden Melodie zusammensetze.

Wir hätten einfacher sagen können, daß der Weltlauf nicht eine bloße Vielheit aufeinanderfolgender Momente, sondern eine zusammenhängende Geschichte bilden müsse, aber es kam darauf

an, zugleich den Grund dieser Behauptung anzudeuten. Die Erfahrung würde eine fortschreitende Entwicklung des Weltganzen nur zweideutig belegen; sie nur als ein Bild schönerer Existenz einer andern Annahme vorzuziehen, könnte uns wenig befriedigen; der Nachweis ihrer Nothwendigkeit aus dem lebendigen Inhalte des Weltgrundes überstiege die Mittel unserer Erkenntniß. Lassen wir uns daher daran genügen, daß eine unbewegte Existenz dem Begriffe des Einen nicht widerspricht, daß aber, wenn wir einmal die Thatsache seines Nichtruhens vor uns sehen, dann seine Bewegung nothwendig die Form einer zusammenhängenden Entwicklung tragen muß. Und auf jeden Schritt dieser Entwicklung müssen wir von neuem die Forderungen der ursprünglichen Einheit anwenden. Die Natur der vorhandenen Stoffe, ihre Massen und deren Vertheilung im Weltraum, die Mannigfaltigkeit und Stufenreihe der organischen Gattungen, die Mengenverhältnisse, in denen die gestaltende Kraft die Stoffe unter die verschiedenen Lebensformen austheilt, in denen sie eine Zeit lang verbunden sein sollen, die Richtung und Geschwindigkeit des Kreislaufes, den die Elemente aus einer Gestalt in die andere rastlos übergehend durchlaufen: diese ganze Summe von Dasein und Geschehen entspricht in jedem Augenblicke einer umfassenden Bedingungsgleichung, welche die Forderungen des Einen an alle die mannigfachen Phasen seiner Erscheinung zusammenfaßt. Es mag ausgedehnte Perioden geben, während deren der Weltbau, in seinen großen Umrissen und in der Natur seiner Elemente unverändert, eine lange Folge innerer Bewegungen durchlebt, durch welche er allmählig alle Möglichkeiten mannigfacher Entwicklung verwirklicht, die innerhalb der Grenzen jener Grundgleichung denkbar sind. Nach Erschöpfung dieser Menge aber wird das Eine, das nicht in tausend Momenten einzelne Male erschien, sondern die tausend Formen seines Daseins zu der Einheit Einer Entwicklung zusammenfaßte, deren jede Stufe ein bedingender Grund der nächsten ist: so in sich belebt und fortstrebend, wird es nicht mehr zu dem vorigen Anfange zurückkehren. Dieses Weltalter wird abgeschlossen sein, und die

Geschwindigkeit und Richtung der Bildungsbewegung, mit welcher der Weltgrund an dem Ende desselben anlangt, wird ihn drängen, den ewig gleichen, aber durch die bestandene Entwicklung in sich vertieften und gesteigerten Sinn seines Wesens in einer andern Schöpfung wieder auszugestalten. Eine neue Bedingungsgleichung wird diesem Weltalter gelten. Andere Stoffe, neu vertheilte Pflichten, Kräfte, Verwandtschaften, ein anderes Reich der Gattungsformen und unter neuen äußeren Bedingungen des Daseins vorher ungekannte Formen des Lebens werden wie eine charakteristisch in sich zusammenhängende Variation das unzerstörbare Thema wiederholen.

Wir brechen hier ab. So weit sind wir über den Boden aller Erfahrung hinausgekommen, daß eine verständigende Rückkehr zu ihrem bescheidenen Gebiete nöthig ist. Es ist wahr, daß diese letzten Betrachtungen das scheinbar so sichere Ganze der mechanischen Naturwissenschaft plötzlich in sehr vermindertem Glanze erbleichen lassen; aber in der That können wir von diesem Inbegriff unseres genauen Wissens keine höhere Meinung hegen, als die, welche sich uns hier ergibt. Alle unsere Kenntniß der unwandelbarsten Naturgesetze und an ihrer Hand alle unsere Naturforschung ist doch nur wie das Anlegen eines Krümmungskreises an einen Punkt einer ins Unendliche verlaufenden Curve. Wir behaupten mit Recht, daß die Richtung, in welcher der Weltlauf in diesem Punkte, nämlich in den Jahrtausenden unserer geschichtlichen Erinnerung arbeitet, genau durch die Krümmung jenes Kreises ausgemessen werde; und ohne Zweifel muß es uns auch so vorkommen, als wenn auch über diesen Punkt hinaus nach beiden Seiten der Vergangenheit und Zukunft unbestimmt lange die Bahn der Dinge dieselbe bleiben werde. Aber mehr als diese Zuversicht können wir nicht erlangen. So lange es darauf ankommt, das zu untersuchen und zu berechnen, was in der kurzen Spanne unserer Existenz uns umgibt, thun wir wohl, jenen zerstreuenden Ausblick auf die unendlichen Fernen der Weltalter zu meiden;

denn ohne Zweifel hat das, was sie enthalten mögen, unmittelbar keinen Einfluß auf diese werthvolle Spanne Zeit, in der das liegt, was uns am theuersten sein muß, die Bedingungen und Ziele unseres Handelns. Ueberall an jene letzten Geheimnisse rühren zu wollen, wo die Zwecke der Untersuchung ein ernstes Haften an dem beschränkten Gegebenen verlangen, würde nur die Wissenschaft mit dem Gefühle des Abenteuerlichen belasten. Wo dagegen unsere Sehnsucht nach einem Ueberblicke begehrt und nach einer Aufklärung über die Ahnungen und Hoffnungen, die in's Unendliche gehen, da müssen wir uns erinnern, daß hier leicht das Abenteuer zur Wahrheit werden kann, und daß die Wirklichkeit im Großen Poesie ist, Prosa nur die zufällige und beschränkte Ansicht der Dinge, die ein enger und niedriger Standpunkt gewährt. Mit der Weite des Umblickes, die man sucht, muß auch der kleine Maßstab der Betrachtung wachsen, und wir müssen uns überzeugen, daß diese bekannte Welt des Daseins mit der scheinbaren Unverwüstlichkeit ihrer Kräfte und ihrer Bildung für uns zwar ein grenzenloses Meer der Beständigkeit ist, in dem unsere Existenz wie ein Tropfen versinkt, an sich aber doch nur ein ephemerer Ausdruck eines unendlich viel höheren Sinnes. Von unbedingter und ewiger Geltung dürfen neben diesem Sinne der Welt nur jene allgemeinsten, noch auf kein bestimmtes Wirkliche bezogenen Gesetze sein, ohne deren Herrschaft in keiner denkbaren Wirklichkeit eine Folgerichtigkeit irgend einer Art bestehen würde; veränderlich dagegen ihrem Begriffe nach sind alle die abgeleiteten Gesetze, die aus der Anwendung jener höchsten Regeln auf die Natur des Geschaffenen entsprungen sind. Sie werden vergehen mit dem Untergange dieser Schöpfung, aber so lange diese Schöpfung besteht, werden sie für uns freilich die unwidersprechlichen und sicheren Hilfsmittel ihrer Erkenntniß bilden.

Lassen wir uns denn diese Betrachtungen als umgebende Randverzierungen des Naturbildes dienen, welches uns die gegen=

wärtige Wirklichkeit gewährt, und dessen besondere lebensvolle Zeichnung wir nicht mehr aus dem dürren Begriffe der Einheit des höchsten Weltgrundes, sondern entweder aus der Kenntniß dessen, was er ist, ableiten oder aus der Erfahrung entlehnen müssen. Es ist nicht unsere Absicht, hier den ersten dieser Wege zu betreten; die Versuche, die wir dazu gemacht finden, ermuthigen zu diesem Unternehmen nicht. Wir haben früher ausgesprochen, wie wenig man im Stande ist, aus demjenigen, was man mit Recht für den wahren und unbedingten Inhalt des höchsten Grundes ansehen dürfte, die Unerläßlichkeit gerade der bestimmten Naturformen abzuleiten, die uns umgeben. In der That ist dies nie eigentlich versucht worden; indem man vielmehr einerseits aus einer Idee, die man an die Spitze der Welt stellte, in großen und noch wenig bestimmten Umrissen die allgemeinen Aufgaben entwickelte, die auf irgend eine Weise in der Wirklichkeit gelöst werden müssen, hat man sich anderseits unbefangen an die Erfahrung gewandt und sich umgesehen, welche Formen der vorkommenden Erscheinungen sich wohl als Lösungen jener Aufgaben, als Incarnationen jener noch farblosen Vorzeichnungen der Idee fassen lassen. Aus diesem gemischten Verfahren entsprang die Naturansicht, die wir gegenwärtig in ziemlich allgemeiner Geltung sehen, die Meinung von einem rastlos schöpferischen Unbedingten, dessen Entwicklungsbestreben, auf die größte Entfaltung und Ausbildung des geistigen Lebens gerichtet, sich in einer Stufenreihe mehr und mehr zur Vollkommenheit aufsteigender Gestaltungen ergehe. Schweigen wir von dem Reiche des Unbelebten, das auch diese Auffassung zum umfassenden Rahmen, und von dem vegetabilischen Dasein, das sie zum näheren ahnungsvollen Vorspiel des künftigen Lebens macht, so drückt sich am klarsten in der Reihe der Thiere dieser allmählige Fortschritt von dem blos wirkenden Dasein zu dem Bewußtsein des Wirkens, von dem blinden Vollbringen zu der überlegenden Freiheit des zweckmäßigen Handelns, und nicht nur in den Manieren des Lebens, sondern auch in der steigenden Bedeutsamkeit und Schönheit des körperlichen Typus aus. An dem

Ende dieser Reihe finden wir die vergeistigte Gestalt des Menschen, die vollendetste und völlig harmonische Mischung der einzelnen Bildungszüge, die in weniger günstigen Combinationen schon die tieferen Geschlechter verriethen.

Ehe wir diesen Gedanken folgen und nach ihrer Anleitung die Stelle zu bestimmen suchen, die dem Menschen in dem Ganzen dieser Natur angewiesen ist, möchten wir einigen Einwürfen gegen den Geist dieser Auffassung überhaupt Gehör schenken.

Nehmen wir an, der speculative Tiefsinn der Philosophie habe zuerst in einer allgemeinen metaphysischen Wissenschaft das innerste Wesen des höchsten Weltgrundes durchschaut und die noch gestaltlosen Gedanken nachgedacht, die in der Phantasie Gottes sich drängten, ehe denn die Welt war, und nehmen wir an, mit diesen Ergebnissen ihres Nachsinnens wende sich nun diese Lehre zur Betrachtung der Natur, um in ihr die Verkörperung jener schöpferischen Ideen wiederzufinden: so werden wir vor allem uns erinnern müssen, daß zwar vielleicht das Wesen des allesumfassenden Grundes aus jedem kleinsten Theile, den er mit umfaßt, errathen werden mag, daß aber von der Fülle der Erscheinungswelt unserer Kenntniß jedenfalls nur ein kleiner Ausschnitt offen gelegt ist. In der Kraft der Gravitation und in den Bewegungen des Lichtes allerdings hat unsere Naturbeobachtung Gegenstände, welche alle Theile der Welt in gegenseitige Verbindung setzen; wo wir aber vom Lebendigen und seiner Stufenreihe sprechen, reden wir nur noch von einem beschränkten Beispiel der Entwicklung des Höchsten, von den Formen, welche die Aufgaben, die es sich stellt, an der Oberfläche dieses einzelnen Planeten und in dieser Zeitstrecke angenommen haben, die unsere Beobachtung zu umfassen vermag. Völlig dahingestellt müssen wir die Lebensformen lassen, die ohne Zweifel andersgeartet, als die der Erde, die übrigen Weltkörper füllen mögen; aber wenn wir uns den vergeblichen Versuch versagen, phantastische Bilder eines Daseins zu entwerfen, welches unter völlig andern äußern Bedingungen die allgemeinen Aufgaben des Lebens zu erfüllen hätte, so müssen wir doch den Gedanken selbst

festhalten, daß eine Unermeßlichkeit solches andern Daseins neben uns vorhanden ist, und daß alle uns bekannte organische Natur nur eine der unzähligen Gestalten ist, in denen die schöpferischen Ideen des höchsten Grundes eine erscheinende Wirklichkeit haben. Der unbefangenen Phantasie des Menschen ist dieser Gedanke vertraut genug; nur die philosophische Entwicklung der Wissenschaft geberdet sich so, als ginge der schaffende Weltgrund aus seiner Verborgenheit in sich selbst nur auf diesem schmalen Pfade der irdischen Natur in die Erscheinung heraus und verlöre sich, nachdem er den Menschen und menschliches Leben erzeugt hätte, wie nach Vollendung aller seiner Zwecke, wieder in seine innere Unendlichkeit zurück. An die Stelle dieses dialektischen Idylls müssen wir jenen unendlichen Ausblick auf andere Welten setzen, nicht um das Unerkennbare mit eitlen Bemühungen dennoch erkennen zu wollen, wohl aber um durch die Unermeßlichkeit dieses Hintergrundes dem uns erkennbaren Dasein die beschränkte Stelle zu geben, die ihm gebührt.

Bleiben wir nun bei dieser irdischen Natur, wie deuten wir uns in ihr selbst die aufsteigende Stufenreihe ihrer Bildungen? Wenn ein fortschreitendes Entwicklungsstreben, auf die höchste Entfaltung des geistigen Lebens gerichtet, die niederen Geschöpfe nur als Durchgangsstufen erzeugte, warum existiren sie fort und werden nicht weggeworfen wie ein Uebungsbeispiel, von dem die vervollkommnete Fähigkeit sich später gleichgiltig abwendet? Vielleicht antwortet man, daß auch das Niedere und Begründende fortdauern müsse neben dem Höheren, denn nur in dieser gleichzeitigen Sammlung aller gethanen Schritte trete der schaffenden Vernunft aus der Erscheinungswelt das vollständige und getreue Gegenbild ihres ganzen Wesens entgegen. Aber dieselbe Forderung würde man auch an die Perioden der Geschichte stellen müssen, und doch dauern die Zeitalter nicht neben einander fort, sondern die vorangegangene Bildung des einen erhält sich nur, so weit sie durch eine

unvollständige Tradition in den Bestand einer später kommenden Cultur mit aufgenommen wird. Vielleicht irren wir uns daher in jener Voraussetzung überhaupt; vielleicht werden jene niederen Organisationen gar nicht nur als Uebungsbeispiele, als Nebenwerke von der schaffenden Vernunft auf ihrem eiligen Hinwege zu der höchsten Gestalt des Menschen entworfen, sondern jede von ihnen hat ihre eigene unersetzliche Bedeutung. So viele verschiedene Lagen der Dinge, so viele eigenthümliche Combinationen der Umstände, so viele verschiedene Schauplätze des Wohnens und sich Regens die Oberfläche der Erde in ihren Höhen und Tiefen, in dem Luftkreise, dem Flüssigen und Festen darbietet, so viel Aufforderungen gab es für die schaffende Vernunft, Wesen zu erzeugen, deren jedes durch die Eigenthümlichkeit seiner Organisation befähigt wäre, sich einer dieser Lagen anzuschmiegen, sich in ihr als seinem Lebenshorizont einzurichten, Alles, was sie an Anregungen zur Empfindung und zur eigenen Thätigkeit darbietet, auszukosten und zu einem völlig charakteristischen innern Dasein des Genusses und der Phantasie zu verwerthen. Das allein würde dann das Ziel der organisirenden Idee sein, eine Mannigfaltigkeit der Lebensformen zu gestalten, vor der kein Element ungenossen und unbenutzt sich zu verbergen wüßte; und keine dieser Formen würde die andere entbehrlich machen, denn selbst der ärmere Gesichtskreis wird anders und intensiver von dem Geschöpf genossen, dessen Alles er ist, als von der höheren Bildung, deren Aufmerksamkeit ihn nur flüchtig streift.

So würde für uns zunächst jede Veranlassung fehlen, in der Reihe der Geschöpfe etwas Anderes vorauszusetzen, als eine unendliche Mannigfaltigkeit der Bildungen, deren jede zweckmäßig für den Schauplatz und die Aufgaben ihres Lebens organisirt ist. Aber die Beobachtung zeigt uns so deutlich eine geringe Anzahl überall festgehaltener Bildungstypen der körperlichen Gestalt, daß die wissenschaftliche Phantasie nicht umhin konnte, auch für diese Einförmigkeit den erklärenden Grund zu suchen. Und man glaubte ihn leicht zu finden; denn wie verschieden auch die Einzelzwecke

sein mochten, welche die Natur in ihren einzelnen Geschöpfen verfolgt: als Eine wirkende Natur schien sie doch in aller Vielfarbigkeit ihrer Erzeugnisse einen gleichförmigen Typus ihres Verfahrens festhalten und an ihn sich in der Hervorbringung der mannigfaltigsten Gestalten binden zu müssen. Man konnte dann versuchen, den Gedanken namhaft zu machen, als dessen formeller Ausdruck jenes gleichförmige Verfahren für die Natur so hohen Werth haben mußte, daß sie sich selbst verpflichten konnte, alle Verschiedenheiten ihrer Schöpfungen nur durch Variationen desselben hervorzubringen. Zwar zeigte die Erfahrung, daß man zu viel behauptet hatte, wenn man von einem einzigen Typus sprach, den die Natur durch die ganze Reihe der Thierwelt hindurch befolge. Es sind unleugbar verschiedene, obgleich immer nicht zahlreiche Grundformen, auf welche die Vergleichung der verschiedenen Klassen zurückführt. Aber der Versuch, den man hier wagen wollte, gewann darum nur noch an Interesse; es galt jetzt, auch die unmittelbar verschiedenen Typen des Lebendigen als verschiedene an Werth sich steigernde formelle Ausdrücke jenes wesentlichen Grundgedankens zu begreifen. Aber der Erfolg rechtfertigte, wie mir scheint, die zu billigende Kühnheit des Versuches sehr wenig.

Uebersah man die Grundrisse der thierischen Körperformen, so fand man, daß die eine um einen Mittelpunkt strahlenförmig symmetrisch sich ausbreitet, die andere eine Axe hervortreten läßt, von der entweder nach allen Richtungen gleichförmig, oder selbst wieder mit entsprechenden Gegensätzen seitliche Organe sprossen, daß noch andere endlich diese Verhältnisse vervielfältigt zeigen und die Enden der Axen zu Polen von abweichender Gestalt und Bedeutung ausbilden. Eine Zeit lang konnte man an diesen rein formalen Beziehungen sich erbauen, und glauben, daß in den allgemeinen Begriffen von Mittelpunkt und Umkreis, von Parallelismus und Polarität, von Einheit und wiederholter Spaltung in Gegensätze die mystisch bedeutsamen Muster lägen, auf deren immer neue Ausprägung in organischen Körperformen es der bildenden Natur angekommen sei. Aber bald wird man sich doch

gestehen müssen, daß in diesen Begriffen zu wenig tiefer Sinn liegt, als daß man ihre Versinnlichung für eine Aufgabe der bildenden Natur halten könnte; sie sind im Gegentheil so allgemeine und fast überall vorkommende Verhältnisse, daß eine Kraft, die irgend ein zusammengesetztes Gebild hervorbringen wollte, es nicht würde vermeiden können, ganz absichtslos in einen dieser Typen hineinzugerathen. Denn in der That, wollte die Natur nicht eine durchaus gleichförmige Kugel gestalten, sondern ließ sie auch nur einen Punkt durch eine besondere Function und Form sich auszeichnen, wie konnte sie verhüten, daß in der entstandenen Gestalt der Gedanke einer Beziehung von Centrum zu Peripherie zu liegen schien? Und wenn sie aus der Kugelgestalt herausging, wohin hätten ihre Gebilde sich ausbreiten sollen, ohne in den Verdacht zu kommen, eine entweder parallele oder strahlenförmige, entweder ein- oder mehraxige Gliederung zu beabsichtigen? Wenn sie endlich die Enden einer Axe verschieden ausbildete, mußte sie nicht auf Polarität zu sinnen, und wenn sie überhaupt ein begrenztes Ganze schuf, mußte sie nicht eine Darstellung der Wahrheit zu bezwecken scheinen, daß alles Begrenzte Anfang, Mittel und Ende habe?

Ich meine keineswegs hiermit die Bedeutung der oft so zäh von der Natur festgehaltenen Gestaltverhältnisse zu bestreiten; ich leugne nur, daß die Erzeugung dieser rein geometrischen Formen das Ideal war, auf dessen Verwirklichung es der Natur ankam. Man muß bedenken, daß kein organisches Geschöpf diese Formen nur überhaupt darstellt, sondern sie darstellt durch lebendig wirksame Glieder, und daß ohne Zweifel die Bedeutung und Verrichtung dieser Glieder, der Werth, den sie für das Leben des Thieres haben, erst rückwärts auch der äußerlichen Form, in der sie zusammengeordnet sind, ihren Werth gibt. Polarität an sich darzustellen, kann kein vernünftiges Princip einer Gestaltbildung sein; zwei Theilen dagegen, deren Sinn für das Ganze einen eigenthümlichen Gegensatz enthält, auch in der äußeren Erscheinung diesen Gegensatz zu gewähren, würde einer Natur wohl anstehen,

die überhaupt auf ausdrucksvolle Schönheit ihrer Organisationen bedacht wäre. Suchen wir deshalb nicht mehr in solchen an sich leeren Raumformen den Grund jener Gestalttypen, sondern vielmehr in dem Inhalt dessen, was im Raum sich gestalten soll, die Ursache für die Festhaltung typischer Gewohnheiten des Bildens.

Alles Leben an der Erdoberfläche ist auf dieselben Stoffe angewiesen; aus der Kohlensäure und dem Stickstoff des Luftkreises und aus wenigen löslichen Salzen der Erdrinde bauen alle Pflanzen und alle Thiere ihren Leib auf. Aber selbst die Verbindungen dieser Elemente, die als nächste Bestandtheile der Structur der organischen Körper dienen, sind durch das ganze Reich des Lebendigen hindurch unerwartet gleichförmig; Zellstoff, Chitin und Eiweiß kommen fast ohne Nebenbuhler überall als die gewebbildenden Materialien vor. Vielleicht besaßen unter den gegebenen Bedingungen an der Oberfläche unsers Planeten unter allen möglichen Verbindungen jener Elemente eben nur diese wenigen alle erforderlichen Eigenschaften, durch die sie sich zum Aufbau einer veränderlichen, reizbaren, lebendigen Gestalt schickten; aber wie dem auch sein mag: die Thatsache dieser Gleichförmigkeit des chemischen Typus der Zusammensetzung steht für das Lebendige fest, und sie konnte nicht ohne die wichtigsten Folgen für seine weitere Bildung sein. Denn zunächst muß diese chemische Natur der Körperbestandtheile, die Nothwendigkeit für alle Thiere, den Ersatz für das Zerstörte und die Mittel des Wachsthums immer aus analogen Quellen zu beziehen und durch ähnliche chemische Bearbeitung in jene ähnliche Zusammensetzung zu bringen, es muß ferner die Veränderlichkeit der gebildeten Gewebe, die vermöge ihrer gleichförmigen chemischen Bildung auch überall zu analogen Zersetzungen neigen, es muß endlich manches andere hieraus entspringende gleichartige Bedürfniß auch in allen Thieren eine im Wesentlichen übereinstimmende Vielheit der Verrichtungen und der ihnen entsprechenden Organe bedingen. So entsteht aus dem chemischen ein zweiter ökonomischer Typus der Thierwelt, der mit außerordentlicher Gleichförmigkeit sich durch die entwickelteren Klassen derselben hin-

durch erhält. Ueberall begegnen wir hier außer den eigentlichen Verdauungsorganen noch bestimmten Werkzeugen der Respiration, der Gallenbildung, der Harnbildung, des Säftekreislaufes, und nur in den niedersten Klassen der Thiere, deren geringe Körpermasse hauptsächlich die Vertheilung dieser Arbeiten an verschiedene Organe entbehrlicher macht, finden wir statt dieser vielgliedrigen Bildung eine einfachere. Mit dieser mannigfaltigen Maschinerie nun, die noch gar nicht den eigentlichen Zwecken des Lebens dient, sondern nur der Herbeischaffung der zu ihnen verwendbaren Mittel, ist die thierische Organisation belastet; das was sie eigentlich zunächst braucht und gestalten will, die Werkzeuge sinnlicher Auffassung und thätiger Bewegung, muß sie nun um diesen Stamm unvermeidlicher innerer Structur herum gliedern und anbauen; und sie muß dafür sorgen, die größte und specifische Brauchbarkeit dieser Werkzeuge mit den nothwendigen Anforderungen jener einmal feststehenden inneren Structur zu vereinbaren. Nun mag es im Allgemeinen wohl mannigfaltige Gestaltformen geben, welche diese Forderung erfüllen; dann nämlich, wenn die Natur das eigenthümliche Gesammtbedürfniß jeder einzelnen Gattung durch einen neuen unabhängigen Weg des Bildens und mit neuen dafür ausgelesenen Stoffen befriedigen dürfte. Aber sie ist genöthigt, jeden Thierkörper aus Stoffen entstehen zu lassen, welche in ihrer chemischen Zusammensetzung nicht maßlos verschieden sind, sondern nur in mäßigen Grenzen. Wie nun in jedem Stoffe die chemische Natur die Form seiner künftigen Gestalt bedingt, so wird auch die Anzahl der möglichen Gestaltungen, welche der gleichförmige chemische Typus der Thierwelt überhaupt übrig läßt, keine unbegrenzte sein. Aus der Vereinigung aller hier erwähnten Bedingungen wird vielmehr das Ergebniß hervorgehen, daß überhaupt nur eine beschränkte Anzahl von Formen als immer festzuhaltende Muster übrig bleiben, und daß jede Besonderheit der Bildung, die in irgend einer Gattung von dem Zwecke ihres Lebens verlangt wird, nicht unmittelbar, sondern immer nur durch Umwandlung oder eigenthümliche Ausprägung irgend eines Gestalttheils

verwirklicht wird, welcher bereits in dem allgemeinen Typus als eine benutzbare Möglichkeit enthalten war. So erscheint uns der morphotische Typus einer Thierklasse erst zuletzt; nicht als das von Anfang an feststehende Formideal, dessen eigene Bedeutsamkeit zu realisiren war, sondern als die nach mechanischer Möglichkeit übrig bleibende Gestaltungsweise, in welcher allein unter den an der Oberfläche der Erde geltenden Bedingungen die große Mannigfaltigkeit der Lebensformen mit der äußerst beschränkten und gleichartigen Auswahl der Mittel, die ihrer Herstellung zu Diensten stehen, sich vereinigen läßt.

Mit diesen Bemerkungen kehren wir zu unserm nächsten Ausgangspunkt zurück. Die Welt der Erscheinungen, die unserer Beobachtung offen steht, schien uns nicht unmittelbar mit der ganzen Einzelheit ihrer Formen aus dem Entwicklungsbestreben des höchsten Weltgrundes ableitbar, sie galt uns nur für ein Beispiel neben andern, und wir suchten nach der Ursache der Eigenthümlichkeit, mit welcher sie, hierin von anderen von uns nur geahnten Ordnungen der Dinge unterschieden, die allgemeinen Gedanken jenes Grundes auf ihre Weise verkörpert. Diese Ursache finden wir in dem Charakter der irdischen Natur. Es ist die Eigenthümlichkeit dieses Planeten, die sich in den Lebensformen unserer Beobachtung geltend macht; seine Auswahl von Stoffen, seine Wärmeverhältnisse, sein Luftkreis, alles das, wodurch er sich in seinen physikalischen und meteorologischen Verhältnissen von andern Himmelskörpern unterscheidet, alles das tritt hier als eine Reihe von Hindernissen und Begünstigungen, von formbestimmenden Bedingungen überhaupt auf und begründet zu großem Theil das eigenthümliche Verhalten seiner Geschöpfe, welches wir mit Unrecht als unmittelbare Folge aus den höchsten Ideen, mit Recht nur als die Form betrachten dürfen, in welcher die Gebote dieser Ideen irdisch erfüllbar sind.

Viertes Kapitel.

Der Mensch und die Thiere.

Die Thierreihe und ihre Bedeutung. — Die Körpergröße. — Die Körperkraft. — Die Lebensdauer. — Nahrungsbedürfniß. — Fähigkeit der Acclimatisirung. — Aufrechte Stellung. — Ihre Gründe und ihre Folgen. — Symbolik und Schönheit der Gestalt. —

Dem Menschen in der Reihe der Geschöpfe seine wesentliche Stelle zu bestimmen, war die Absicht, die uns zu den letzten Betrachtungen trieb. Ihr Fortgang scheint indessen jenes Ziel selbst verflüchtigt zu haben, dem wir nachstrebten; an die Stelle einer gegliederten Stufenreihe, in der jedes Wesen als niederes oder höheres Glied seinen Platz fände, ist eine freie Mannigfaltigkeit der Bildungen getreten; jede nur zu einem eigenthümlichen Genuß berufen und in ihrer Form durch die Rücksicht auf den allgemeinen Haushalt der Erde bestimmt, keine verpflichtet, sich irgend einer Reihenfolge einzuordnen und durch ihre Stelle in dieser sich die Höhe ihres Werthes und ihrer Bedeutung zumessen zu lassen. In der That bleiben wir bei diesem Gedanken stehen und leugnen allerdings, daß die Herstellung jener Stufenleiter an und für sich ein Zweck der Natur, oder daß es möglich sei, aus dem Range, der jedem einzelnen Geschöpf in ihr gebührt, seine eigenthümliche Natur besser und tiefer zu verstehen, als durch eine unbefangene Betrachtung, welche sich unmittelbar auf seine Erscheinung, auf die Gestalt und Leistungsfähigkeit seines Körpers und auf alle Besonderheiten seiner Lage und Lebensweise richtet. Auch von dem Menschen werden wir nicht anders urtheilen, und wenn es allerdings auch für uns ein Interesse hatte, seine Stellung in der Natur zu beleuchten, so suchen wir doch die Bedeutung dieser Stellung nicht in der Sprosse der Leiter, auf welcher er stände, sondern in der Eigenthümlichkeit, den Vortheilen und Nachtheilen der Umgebung, mit welcher seine Organisation in Wechselwirkung zu treten bestimmt ist.

Auch hierin sind wir in Zwiespalt mit einer weit verbreiteten Gewöhnung. Die philosophische Neigung, die Nothwendigkeit der einzelnen Geschöpfe aus dem Gedankeninhalt des höchsten Grundes abzuleiten, dem sie in ihrer Gesammtheit zum erscheinenden Gegenbild dienen sollen, hat entschieden dazu verführt, die Welt der Formen vor der der Ereignisse zu bevorzugen. Es schien, als würde eine vollständige Einsicht in die Natur gewonnen, wenn es nur gelänge, die feststehenden Formen ihrer verschiedenen Geschöpfe in eine Reihe zu ordnen; wenig Gewicht fiel auf das Leben selbst, das in jedem einzelnen Gliede der Reihe sich entwickelt. Und doch ist Natur gewiß nicht dieses stillstehende regungslos geordnete System von typischen Gestalten; die unendliche, lebendige, geräuschvolle Verwirrung ist sie vielmehr, in der zahllose Exemplare dieser Formen sich ihres Daseins freuen, einander stören und begünstigen, mit einander spielen, kämpfen, sich gegenseitig vernichten, und in all dem eine unendliche reizende Fülle charakteristischer Manier und Stimmung entfalten. Während die Naturgeschichte früherer Zeiten nicht müde ward, auf alle einzelnen Züge dieses märchenhaft glänzenden Bildes zu achten, hat die speculative Neigung, alle Geschöpfe vorzugsweis nur an dem Platze sehen zu wollen, den sie in der Entwicklung des Unendlichen einnehmen, das Andenken an dieses allein wahre Leben der Natur verdüstert. Wir sehen in diesen systematischen Bemühungen zwar die Paare zum Tanze angetreten, aber wir kommen nie zu dem Tanze selbst; sie scheinen Alles geleistet zu haben, was ihnen obliegt, wenn sie in feierlicher Ruhe geordnet stillstehen.

Wenn es irgend ein philosophisches Vorurtheil gibt, dessen Vernichtung uns recht von Herzen angelegen sein müßte, so ist es gewiß diese Verkennung des eigentlichen Ortes, an welchem der Werth der Dinge zu suchen ist, diese Vergötterung ruhender Formen, allgemeiner Urbilder, bedeutungsvoller Typen, diese beständige Beschäftigung mit den Mitteln, die zu einem lebendigen Gebrauch bestimmt sind, ohne über dies folgenlose Tändeln damit jemals zu einem wirklichen entschlossenen Gebrauch derselben hin=

auszukommen. Nicht blos auf dem Gebiete der Naturauffassung verkümmert uns diese Neigung den Genuß des großen vor uns aufgethanen Bildes; ihre Mißergebnisse verderben auch die Beurtheilung der geschichtlichen Thatsachen. Vergeblich für jeden unbefangenen Sinn schmückt sie sich mit dem Vorwand der tiefsinnigen Gründlichkeit; nur eine Carricatur des Tiefsinns ist die oft wiederholte Behauptung, es sei unmöglich, den Menschen vollkommen zu kennen, ohne alle die tieferen Glieder der Thierreihe durchschaut zu haben, an deren Gipfel zu stehen seine wesentliche Bedeutung sei. Welche Pedanterie, zu meinen, den Menschen verstehe nur, wer zuvor das Infusorium, das Insect und den Frosch verstanden habe; welche Kühnheit, dies zu sagen im Angesicht von Jahrtausenden menschlicher Geschichte, in deren langem Verlauf alle Bedeutung des menschlichen Daseins in leidenschaftlichstem Ringen ohne Zweifel tausendfach empfunden worden ist! Und doch haben gewiß die Helden, die in den Streit zogen, sich dabei nicht als die Obersten der Säugethiere gewußt, und die sinnenden Gemüther, deren Entdeckungen der Cultur neue Bahnen des Fortschrittes öffneten, sind dabei nicht durch Reflexionen über die Weite des Abstandes geleitet worden, der in der Reihe der Thiere zwischen dem Menschen und irgend einem Reptile klafft. Kenntniß des Menschen heißt vor Allem Kenntniß seiner Bestimmung, der Mittel, die ihm zu ihrer Erreichung gegeben sind, und die Hindernisse, die ihm entgegenstehen: hat es außerdem noch ein Interesse, ihn und sein Leben zu vergleichen mit den Geschöpfen, die um ihn herum ihre eigenen Wege gehen, so ist doch dies eine Betrachtung von zu geringem Werth und Einfluß, um sie zur Grundlage jener wichtigeren zu machen.

Es kann nach alle dem nicht unsere Absicht sein, die Betrachtung dessen, was dem Menschen wesentlich ist, auf dem weiten Umwege einer naturgeschichtlichen Uebersicht der Thierreihe einzuleiten; nur mit wenigen Worten werden wir über seine Beziehung

zu ihr hinweggehen und in einem andern als dem gebräuchlichen Sinne. Obgleich wir nämlich die Stiftung einer Stufenreihe der Geschöpfe nicht als die Absicht der Natur bezeichnen können, so wird doch die Mannigfaltigkeit der einmal vorhandenen Bildungen, mögen wir den größeren oder geringern Reichthum ihrer Gestaltung und Gliederung oder die Höhe und Weite ihrer Lebenszwecke vergleichen, sich einer verschiedenen Werthschätzung nicht entziehen können. Ungesucht und unbeabsichtigt wird in dieser Vergleichung das Bild einer aufsteigenden Reihe wieder entstehen, oder vielmehr die Bilder verschiedener Ordnungen; denn von dem Maßstab, den wir anlegen, von dem Interesse, das wir zur Vergleichung mitbringen, wird es abhängen, ob dieselben Geschöpfe bald in dieser bald in jener Reihenfolge der Vollkommenheit auftreten sollen. Die Physiologie, deren Lust es ist, den harmonischen Zusammenklang zahlreicher, verschiedener, einander durchkreuzender Functionen zu beobachten, die Morphologie, deren Wunsch es sein muß, den ganzen Umfang der Biegsamkeit und Variabilität zu erforschen, deren ein einfacher Gestalttypus fähig ist: sie werden beide ein Thier für um so vollkommener halten, je größer die Mannigfaltigkeit seiner zusammenwirkenden Theile, je entschiedener an besondere Organe vertheilt die einzelnen Functionen, je reicher endlich gegliedert und je vielseitiger ausgebildet die Formumrisse eines allgemeinen Typus in ihm hervortreten. Einer Ansicht dagegen, die den Werth des Geschöpfes nur in der Summe des ihm erreichbaren Genusses und in der Größe seiner Leistungen sieht, wird diese Buntheit der Gliederung an sich gleichgiltig sein; sie würde die einfachste, compendiöseste und gleichartigste Bildung, sobald deren ärmlich scheinende Mittel gleichwohl zur Erreichung jener Zwecke genügten, für vollkommener ansehen, und sie wird mit jenen andern Ansichten nur deshalb meist übereinstimmen, weil sie voraussetzt, daß ein größeres Aufgebot organischer Mittel immer auch eine größere Höhe der Lebenszwecke verrathe.

Wir finden diese Voraussetzung bestätigt, wenn wir die Vortheile des Organisationstypus überlegen, den der Mensch mit den

Wirbelthieren theilt, von deren höchster Klasse, den Säugethieren, ihn keine durchgreifendere Verschiedenheit trennt, als auch zwischen den einzelnen Gattungen derselben vorkommt. Aus weichen Massen, deren Formumriß weder durch ein äußeres noch durch ein inneres Skelet fester Theile gestützt würde, konnte die Natur Thiere nur bilden, die entweder in dem überall nachgebenden und überall gleichmäßig drückenden und tragenden Element des Wassers, oder auf dem Festlande, weder zu sehr starken noch zu sehr mannigfaltigen Bewegungen geschickt, unter möglichst ähnlichen äußeren Bedingungen leben sollen. Wir kennen nicht genau die Gründe, aber wir bemerken als eine Thatsache, die ohne Zweifel mit diesem Bildungstypus nothwendig zusammenhängt, daß keines dieser skeletlosen Thiere eine erhebliche Größe erreicht, und daß die Gliederung des inneren Körpers in verschieden wirkende Organe unvollkommner bleibt. Die Weichheit der Körpersubstanz und die großen Formveränderungen, denen sie durch äußere Zufälle ausgesetzt ist, scheinen es unzweckmäßig gemacht zu haben, die Erhaltung des Lebens auf ein sehr reiches Zusammenspiel innerer Organe zu gründen, für welche die hinlängliche Ungestörtheit ihres Wirkens nicht zu sichern gewesen wäre. Die verhältnißmäßige Einfachheit dieses erhaltenden Mechanismus nun und vielleicht die Unmöglichkeit, großen weichen Massen während ihrer Bewegung den nöthigen Zusammenhang zu verbürgen, nöthigte dann, den Körper überhaupt in einem kleinen Umfange zu halten, so daß durch seine ganze Tiefe hindurch auch ohne bestimmt organisirte Wege die nöthigen Lebensreize eindringen und das Spiel der chemischen Processe erfolgen konnte. Man bemerkt zum Theil dieselben Umstände noch bei den Thierklassen, denen ein äußeres, horn- oder steinartiges Skelet eine festbestimmte Körpergestalt gibt. Obgleich ihre innere Gliederung bereits von großer Feinheit und Mannigfaltigkeit ist, bildet doch die Welt der Insecten und der ihnen zunächst verwandten Gruppen den Wirbelthieren gegenüber nur eine Miniaturthierwelt, Körper von zum Theil äußerster Kleinheit, in denen doch eine außerordentliche Lebhaftigkeit und Beweglichkeit

seelischen Lebens gedeiht. Der Mechanismus eines Außenskelets war zu ungünstig, um ihnen größere Dimensionen zu erlauben. Als Schutz konnte diese Rinde nur dienen entweder gegen kleine Eindrücke, die langsam und mit geringer Kraft einwirken, oder für kleine Körper, deren Fall schon der Widerstand der Luft hinreichend mildert, und deren Masse nicht durch ihr eignes Gewicht bei plötzlichen Hindernissen der Bewegung zu sehr gegen ihre früher aufgehaltene Hülle nachstößt. Sobald das Außenskelet bescheidene Dimensionen überstieg, mußte die nöthige Festigkeit seiner Theile unter sich, die davon unzertrennliche Bildung größerer starrer Stücke und das Gewicht dieser Massen in beständigem Streit mit der Leichtigkeit und Gelenkigkeit der bezweckten Bewegungen stehen; Nachtheile, die wir selbst in der Klasse der Wirbelthiere bei Schildkröten, Krokodilen wiederfinden, sobald diese Panzerträger das flüssige Element des Wassers verlassen. Der Gedanke eines Innenskelets bietet dagegen große Vortheile. Eine feste Axe, welche durch das Innere eines weichen Körpers geht, enthält bei gleicher Formbeständigkeit, die sie ihm gewährt, unvergleichlich viel weniger Masse, als eine Schale, die seine Oberfläche überzieht; zerfällt diese Axe ferner in einzelne unter einander eingelenkte Theile, so enthalten die sich berührenden Flächen jedes Gelenkes einen viel geringeren Oberflächenraum, als die lange Gelenklinie enthalten würde, die, zwischen zwei Panzerstücken der Schale verlaufend, eine Bewegung von derselben Weite möglich machte. Man sieht, welche Ersparung an Last und Widerstand hierin zu Gunsten der bewegenden Kraft liegt.

Dies ist also der erste Vortheil, den die Wirbelthiere und der Mensch mit ihnen von diesem allgemeinen Typus ernten: die Möglichkeit einer ansehnlichen Körpermasse. Man würde Unrecht thun, dies gering zu schätzen und den Maßstab absoluter Größe, in welchem ein Geschöpf ausgeführt ist, für gleichgiltig zu halten. Für die Möglichkeit der menschlichen Cultur ist ein gewisses Maß physischer Leistungsfähigkeit unerläßlich, und ein geringerer Grad der Körperkraft würde nicht eine zierlichere Wiederholung mensch-

lichen Lebens im Kleinen, sondern gar kein menschliches Leben mehr zur Folge haben. Allerdings überwältigen manche Insecten im Verhältniß zu ihrem Körper größere Lasten, als wir; allerdings leisten auch wir noch Größeres durch sinnreichen Gebrauch von Maschinen, als durch unsere unmittelbare Körperkraft; aber immer muß doch die letztere so groß sein, um Werkzeuge handhaben zu können, die im Stande sind, die Objecte unserer Umgebung nützlich zu verändern. Diese Kraftgröße also, durch die wir Maschinen bauen und die gebauten benutzen können, darf uns nicht fehlen, und sie ist allerdings eine Größe von festem, nicht beliebig verminderbarem Werth. Welch ein bewundernswürdiger Erdarbeiter auch die Ameise sein mag, so wird sie doch nie Ackerbau und Bergbau treiben können. Die Wurzeln der Gewächse gehen nun einmal in eine gewisse absolute Tiefe, der Boden muß also bis zu dieser Tiefe aufgegraben werden; dies setzt voraus, daß Erdmassen von einer gewissen Größe in gewisser Zeit auf gewisse Höhe gehoben werden können; eine Aufgabe, die ihrerseits nur durch den Gebrauch fester und starker Werkzeuge, also auch nur durch den Besitz einer Kraft, die Stein oder Eisen formen und regieren kann, erfüllbar wird. Die Cohäsion der Metalle aber ist eine bestimmte Größe, und die kleineren Stücke, an welche die Ameise sich wagte, haben nicht eine geringere Festigkeit als die großen, so daß ihre Trennung und Bearbeitung der kleineren Kraft gelingen könnte. Alle Industrie und Technik beruht zuletzt auf diesem Einsatzkapital einer bestimmten Körperkraft, und ein Pygmäenvolk würde, wie vielseitig auch immer seine Thätigkeit sein möchte, nie zu derjenigen menschlichen Cultur gelangen, die aus der Fähigkeit entspringt, schon Massenhaftes leicht zu bewegen, und die sich deshalb zu einem Ueberblick über die ganze Ausdehnung der Erde, zur mittelbaren Ueberwältigung zwar nicht jedes Maßes, aber fast jeder Art von Schwierigkeiten, endlich zur willkührlichen Benutzung fast aller noch so unzugänglichen Stoffe hat aufschwingen können.

Fügen wir einen zweiten nicht minder bemerkenswerthen Vor=

theil hinzu. Physiologisch nicht vollkommen erklärbar, aber eine Thatsache der Erfahrung ist die beschränkte Lebensdauer nicht nur der skeletlosen Thiere, sondern aller wirbellosen; und zugleich ist die kurze Zeitspanne ihres Daseins sehr häufig von einer merkwürdigen Mannigfaltigkeit der Metamorphosen ihrer Gestalt und Lebensweise ausgefüllt. Beide Charakterzüge scheinen nahe Folgen der Kleinheit des Körpers zu sein; seine Resistenzkraft gegen äußere Einflüsse und gegen die eigene Veränderlichkeit seiner innern Verhältnisse mag überhaupt gering sein, und kaum in Ruhe, sondern nur in beständiger Umformung eine Zeit lang der Auflösung widerstehen. Beide Umstände sind zugleich der Entwicklung des geistigen Lebens nicht förderlich; sie schließen das ganze Thierleben in einen oder in wenige große Kreisläufe der Natur ein und erschweren dadurch nothwendig die Bildung, die aus einer Reflexion über öfters wiederholte Erfahrung entstehen könnte; das Jahr mit seinem Wechsel aller Lebensphasen wiederholt sich zu Gunsten der kleinen Thiere nicht im Kleinen: nur die langlebenden erfahren die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturschauspiele. Aber auch die hastige Entwicklung, das schnelle Wachsthum und Verblühen, die Häufigkeit der Metamorphosen, alle diese innere Unruhe kann unmöglich dem Seelenleben die stetige, bewußte, nachdenkliche Entwicklung verstatten, welche dem langlebenden Wirbelthiere der langsam und gleichförmig fortgehende Strom seiner Entwicklung, die maßhaltende Mannigfaltigkeit der äußeren Eindrücke und die verhältnißmäßig große Gleichartigkeit seiner Lebensgefühle möglich macht.

In keiner dieser Rücksichten scheint auf den ersten Blick der Mensch an der Spitze der Thierreihe zu stehen; an Größe und Kraft des Körpers übertreffen ihn manche seiner gewöhnlichen Begleiter, der Hausthiere; an Lebensdauer die großen Kolosse der Säugethierwelt und manche niedriger gestellte Gattung, an Beweglichkeit sein Zerrbild, der Affe. Aber eine nähere Betrachtung läßt die Vortrefflichkeit seiner Organisation doch größer erscheinen. Es gibt ohne Zweifel eine Grenze, über welche hinaus die Vor=

theile einer wachsenden Körpermasse zu Nachtheilen für die Höhe der Entwicklung werden und nicht mehr mit den günstigen Bedingungen vereinbar sind, welche der Typus der Wirbelthiere dem Leben zu verschaffen sucht. Denken wir uns das Knochengerüst eines Säugethieres nach allen Dimensionen gleichmäßig vergrößert, so wächst die Last der Knochen mit ihrer Länge und mit ihrem Durchschnitt zugleich, aber die Kraft der in ähnlicher Weise vergrößert gedachten Muskeln, die zu ihrer Bewegung dienen sollen, gewinnt nicht durch ihre wachsende Länge, sondern durch die Zunahme ihres Durchschnittes allein, denn sie hängt nur von der größeren Anzahl der wirksamen Fasern ab, die in diesem Durchschnitt neben einander liegen. Soll dies Mißverhältniß zwischen Last und Kraft ausgeglichen werden, so müssen die Muskeln in stärkerem Verhältnisse sich verdicken, als die Knochen, und man sieht, wie hieraus das Bild einer plumperen Körpergestalt entsteht, in welcher die Zwischenräume des Knochengerüstes durch umfänglichere Fleischmassen ausgefüllt, oder, um von entgegengesetzter Seite her durch Verminderung ungünstiger Hebelverhältnisse einen Ersatz zu bieten, die Längenausdehnungen der Knochen möglichst vermindert sind. Diese gedrungenen Körperformen vermögen allerdings eine ungeheure Kraft zu entfalten, aber in einer verhältnißmäßig wenig nützlichen Weise; denn ihre geringe Beweglichkeit oder die einseitigen Richtungen, in denen ihre Bewegungen noch freier von statten gehen, hindern sie, ihre Leistungsfähigkeit rasch auf allerlei Angriffspunkte wechselnd zu werfen und dadurch nützlich zu verwerthen. Wir bewundern die entsetzliche Stärke des Nilpferdes und des Elephanten, aber in der That ist dies mehr eine zerstörende als eine arbeitende und wir würden in Verlegenheit sein, wenn wir entsprechend große Vortheile nachweisen sollten, die dieses schwierig verwendbare Kapital den Thieren selbst in ihren natürlichen Lebensverhältnissen verschaffte. Nicht diese massenhafte Größe, sondern das Geschenk des beweglichen Rüssels ist es, wodurch der Elephant zu den Leistungen befähigt wird, in denen er klüger, bildsamer und mächtiger erscheint, als die anderen Unthiere. So

ist also vielseitige, lebhafte Beweglichkeit ohne große Kraft das Eigenthum der kleineren, übergewaltige Stärke ohne entsprechende Gewandtheit, oder zu einzelnen Bewegungsformen allein verwendbar, die Mitgabe der großen Thiere; zwischen beiden Extremen steht doch vielleicht der Mensch in einer Mitte, die deswegen, weil sie beide zu einem Gleichgewicht vielseitigster Benutzbarkeit vereinigt, als der wahre Gipfel der Thierreihe zu betrachten ist.

Es ist zweifelhafter, ob wir Aehnliches in Bezug auf die Lebensdauer behaupten dürfen. Wir glauben mit Recht die allzuvergänglichen Geschlechter beklagen zu können, denen ihre kurze Lebenszeit nur einen kleinen Ausschnitt des Naturlebens zu schauen vergönnt; wir würden anderseits dem Leben keine längere Dauer wünschen, als ihm nöthig ist, um die Summe der Schicksale, aus denen es einen Genuß ziehen kann, durchzukosten und die daraus gezogene Lust zu einer festen, schwankungslosen Stimmung zu verdichten. In dieser Meinung kann es uns scheinen, als gewönnen die Thiere durch ihre zum Theil größere Lebensdauer nichts. Nachdem ihr Wachsthum vollendet ist, enthält ihre Organisation keine Mittel mehr, um sie von Jahr zu Jahr in neue, der Theilnahme würdige, den Werth und die Schönheit ihres innern Lebens erhöhende Situationen zu bringen; es sind immer dieselben Beobachtungen, die jeder Jahreswechsel monoton mit sich bringt. Auch in dieser Beziehung ist daher doch vielleicht das Loos des Menschen das glücklichste. Wir mögen einerseits den Klagen nicht wehren, die in dem Bewußtsein, wie unermeßlich uns unsere Erfahrungen zu immer neuem Fortschritt auffordern, das Leben zu kurz finden, um diese Fülle zu erschöpfen; anderseits aber drängt sich uns doch das Gefühl auf, daß neben dieser stets neuen Mannigfaltigkeit des Einzelnen die großen Erlebnisse, an denen unser Gemüth seinen tiefsten Antheil nimmt, ebenso erschöpfbar sind, als die großen und umfassenden Wahrheiten, die uns zugänglich scheinen. Wir geben im Stillen zu, daß das Wesentlichste, was dieses irdische Dasein uns bieten kann, innerhalb der natürlichen Grenzen unsers Lebens recht wohl Platz findet, und daß

eine beträchtlich längere Dauer keine Steigerung, sondern eine allmählige Minderung unsers Glückes herbeiführen würde. Durchmißt daher das menschliche Leben selbst unter den günstigsten Umständen kaum jemals ein volles zweites Jahrhundert, und erreicht es gewöhnlich kaum die Hälfte dieses Zeitraumes, so bringt doch die Gesammtwirkung aller in unserer Organisation liegenden Vortheile innerhalb dieser engen Grenzen eine Vielseitigkeit der Entwicklung und einen Reichthum des inneren Lebens hervor, wie sie außer dem Menschen, der auch hierin der wahre Gipfel der Reihe ist, keinem sterblichen Geschlechte zu Theil wird. Er überlebt mehrere Generationen seiner nächsten Gefährten, der Hausthiere, und sieht die Enkel derer, mit denen als gleichalterigen Genossen seine eigene Kindheit spielte; was dagegen ihn selbst und seine Generationen überlebt, liegt meist außerhalb seines näheren Gesichtskreises, und er hört von ihm erzählen, ohne vor Augen diese Langlebigkeit zu haben, die ihm seine eigene Vergänglichkeit allzu nahe rückte; so fühlt er sich in die rechte Mitte gesetzt. Nur in anderen Zonen mag es ein eigenes Gefühl geben, Elephanten vielleicht um sich zu sehen, die aus der Hand der Väter ihre Nahrung nahmen und sie nehmen werden aus der der Enkel, Zeugen früherer Geschlechter und fortlebend noch mit den künftigen, während unsere Heimat nur an die stillen Gestalten ehrwürdiger Bäume diese weitausblickenden fröhlichen oder wehmüthigen Träume der Erinnerung und Hoffnung knüpft.

Wir kennen übrigens sehr wenig die mechanischen Gründe, welche das Maß der Lebensdauer bestimmen. Innerhalb desselben Typus der Organisation hat unleugbar die Körpergröße einen verlängernden Einfluß auf dasselbe, aber einen gleich großen der Lebensplan jeder Gattung, dessen Gesammtsinn wir nicht unmittelbar kennen, sondern nur in dem charakteristischen Gepräge ihrer Körperbildung widerscheinen sehen. Große und rastlose Beweglichkeit reibt die organische Masse auf, und die schnellfüßigen Geschlechter der jagdbaren Thiere, die Hunde, selbst die Affen, stehen an Lebensdauer sowohl dem Menschen, als den größeren Raub-

thieren nach, die durch einzelne kraftvolle Anstrengungen ihre Bedürfnisse befriedigen, ohne einer überflüssigen Bewegungslust nachzugeben. Ebenso sind die raschen, kraftvollen, aber doch ruhigen Flüge des Adlers eine verhältnißmäßig geringere Anstrengung im Vergleich mit der unaufhörlichen Unruhe des Hin- und Herfliegens, die den leichten Körper der kleineren Vögel verzehrt. Die Trägheit der Amphibien gestattete dagegen auch den kleineren unter ihnen eine größere Lebenszähigkeit und die Natur scheint diese Gunst dadurch noch gesteigert zu haben, daß sie die Beständigkeit der Blutwärme hier aufgab. Für alle Thiere, deren Leben einen gleichförmigen, nicht durch Perioden der Stumpfheit oder des Winterschlafes unterbrochenen Strom der Thätigkeit bilden soll, war dagegen die Selbständigkeit einer gleichmäßigen Temperatur eine unerläßliche Nothwendigkeit, aber zugleich eine Quelle vielfacher innerer Störungen. Unter diesen verschiedenen Möglichkeiten hat die Organisation des Menschen die vortheilhafteste gewählt; eine stets bereite, immer wachsame, aber nie in zweckloser Unruhe sich aufreibende Vereinigung von Kraft und vielseitiger Beweglichkeit, die nie Ungeheures auf einmal leistet, aber in ihrer Lebensdauer Zeit genug hat, ihre einzelnen Leistungen zu einem bedeutenden Ganzen zu verbinden.

Wie nun in allen diesen Rücksichten, so hat die Natur auch in Bezug auf die äußeren Lebensbedürfnisse den Menschen günstiger gestellt, als die übrigen Thiere. Es ist bekannt, wie eng ein großer Theil der niedersten Thierwelt parasitisch an einen äußerst beschränkten Lebensschauplatz gebunden ist, der allein die taugliche Nahrung und die übrigen nothwendigen Bedingungen des Daseins gewährt. Die Wirbelthiere sind alle von diesem gröbsten Bande, das an die Erde fesselt, befreit, aber doch sind selbst von den Säugethieren viele Gattungen um der besonderen Nahrung willen, zu der ihr Instinct sie ausschließlich treibt, an wenig ausgedehnte Wohnplätze und an die sehr veränderliche Gunst der Umstände gebunden. Auch die letzte weiteste Beschränkung dieser Art, die, entweder zu Pflanzennahrung oder Fleischkost aus-

schließlich bestimmt zu sein, ist in der Organisation des Menschen hinweggefallen. Sein Gebiß enthält die Zahnformen der fleischfressenden wie die der pflanzenkauenden Thiere; die Gelenkbildung seiner Kinnladen gestattet ebensowohl den kraftvollen Zusammenschluß beider von oben nach unten, als das reibende horizontale Gleiten derselben über einander; Länge und Einrichtung seines Darmkanals sind zu der längerdauernden Verdauung vegetabilischer Nahrung ebenso passend wie zu der schnelleren des Fleisches. Der Kreis der Selbsterhaltungsmittel ist daher für den Menschen weit gezogen, und aus dem weiten Kreise ist er anderseits fähig, sich mit einem geringen Ausschnitte zu begnügen. Die wesentlichen Bestandtheile, die er zu seiner Ernährung unerläßlich bedarf, eiweißartige Körper, die Stoffe aus der Gruppe des Stärkemehls und Zuckers und die Fette, kommen, zwar nicht überall in gleich günstigen Mischungsverhältnissen, in den Pflanzen eben so weit verbreitet vor, wie in der Thierwelt, und die Erfahrung zeigt Beispiele von Völkern, die überwiegend oder fast ganz ihre Nahrung aus einem der beiden Naturreiche allein ziehen.

Aber ich möchte hinzufügen, daß die menschliche Organisation nicht einmal die Beschränkung auf einen kleineren Theil der ihr zu Gebote gestellten Stoffwelt mit bedeutenden Modificationen ihrer Lebensthätigkeit zu büßen hat, obgleich sie den wirklichen Mangel des Nothwendigen freilich nicht ausgleichen kann. Die gegenwärtig hierüber gebräuchlichen Meinungen sind andere, und man gefällt sich darin, von der Art und Menge der Nahrung auf kürzestem Wege die Eigenthümlichkeit und Größe der körperlichen und geistigen Lebenskraft abhängen zu lassen. In der That sind unsere genauen Kenntnisse über diesen Zweig der thierischen Oekonomie sehr gering; wahrscheinlich ist nur dies, daß in dem uns bekannten cultivirteren Leben die für nothwendig gehaltene Nahrungsaufnahme oft weit das wirkliche Bedürfniß übersteigt. Nur die Erhaltung der Wärme mag einen ziemlich großen Massenverbrauch nöthig machen, und dieser würde durch vegetabilische Kost in milderen, durch thierische Fettnahrung bequemer in kälteren

Klimaten zu bestreiten sein; die Abnutzung des Körpers durch die Function ist dagegen gewiß viel geringer, und sie erfordert schwerlich zu ihrem Wiederersatz eine beträchtliche Aufnahme der dazu allerdings geeigneteren Fleischkost. Das Uebermaß der Stoffaufnahme wird entweder zu einer nützlichen Vermehrung der Kraft des Körpers zu verwenden sein oder es wird den Thätigkeiten des Stoffwechsels zur Last fallen und ihnen die unnütze Aufgabe der Wiederzersetzung zuwälzen. Es ist unnöthig, der zahlreichen Krankheiten zu gedenken, die offenbar aus diesem letztern Umstande herrühren; was den ersten Fall dagegen betrifft, so hat der lebendige Körper eine gewisse Sättigungscapacität, die ihm nicht erlaubt, jeden willkührlich zugeführten Ueberschuß an Nahrung nützlich zu verwerthen. Nur in Verbindung mit beständiger Uebung der Körperkräfte, durch welche die Aneignungsfähigkeit vermehrt wird, kann daher die reichlichere und bessere Nahrung zum Wachsthum dieser Kräfte selbst beitragen. Daß nun zu diesem Zwecke Fleischkost ein weit vorzüglicheres Mittel sei, als vegetabilische, und daß von dieser Wahl eben so nothwendig die Lebhaftigkeit der geistigen Verrichtungen abhänge, ist nicht in dem Maße und in dem Sinne richtig, in welchem beides jetzt oft genug behauptet wird.

Ueberblicken wir zunächst die Thierreihe, so finden wir, daß es dem Stiere unserer Herden weder an Körperkraft, noch an Muth, noch selbst an streitsüchtigem Naturell fehlt, obgleich er dieselbe Weide mit den geduldigeren Kühen besucht; die gewaltige Kraft der Bären und Elephanten wird großentheils durch Pflanzenkost genährt; die Hyäne dagegen entwickelt weder große Kraft noch Muth. Führt man den Löwen und seine Verwandten dagegen auf, so ist doch ihr Ingrimm am größten, wenn sie hungern, und also der Fleischkost entbehren; so daß ihr Muth wenigstens ebenso leicht für ein Mittel gelten kann, das ihnen die Natur zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse gab, als für eine Folge des Stoffes, in welchem sie diese Befriedigung finden. Beweglichkeit und Intelligenz ist eben so wenig ohne Ausnahme an die Art der Nahrung geknüpft; dem grasfressenden Schaf steht die Gemse und das

Eichhorn, dem fleischverzehrenden Hunde das Pferd gegenüber. Möglich ist es also der Natur ohne Zweifel, selbst innerhalb eines und desselben allgemeineren Bildungstypus der Säugethierwelt alle möglichen Grade körperlicher Kraft und geistiger Regsamkeit durch die verschiedensten Nahrungsweisen hervorzubringen. Der Grund der Unterschiede muß daher in den angeborenen Eigenthümlichkeiten der Gattungen liegen, und wer für den Menschen jenen verschiedenen Werth der Nahrungsweisen behaupten wollte, müßte sich auf Erfahrungen berufen, nicht aber auf doctrinäre Schätzungen der Nährkraft der Stoffe; Schätzungen, deren Untriftigkeit die eben angeführten leicht zu vermehrenden Thatsachen beweisen. Alle jene Tabellen, welche die einzelnen Nahrungsmittel nach ihrem Gehalt an Eiweiß oder Kohlenhydraten als mehr oder minder vorzügliche Ersatzmittel für Kraft oder Wärme des Körpers ordnen, können nichts sagen, als daß in diesen Substanzen bestimmte Mengen eines Materials vorhanden sind, welches nutzbar zu machen ist, vorausgesetzt, daß die Organisation, der es dargeboten wird, es zu benutzen versteht. Der Nachweis dieser letztern Bedingung fehlt. Zwischen zwei Stoffen von gleicher Reichhaltigkeit an Eiweiß können feine Unterschiede des Aggregatzustandes, der Dichtigkeit, der Mischung mit andern Substanzen stattfinden, um deren willen dennoch der eine dem andern an wirklicher Benutzbarkeit für die thierische Organisation bedeutend nachsteht. Wissen wir doch, wie häufig im Leben eine Vorliebe für die eine Nahrung und eine bis zur völligen Unfähigkeit des Verdauens gesteigerte Abneigung gegen eine andere vorkommt, die in allen chemischen Eigenschaften doch mit jener ersten auf's nächste verwandt ist. Ein Stoff von geringerem Nahrungsgehalt kann um solcher Nebenumstände willen nahrhafter sein, als ein anderer, der nützliche Elemente concentrirter und reichlicher, aber in weniger günstigen Formen enthält.

Wendet man sich nun an die Erfahrung, so findet man, daß reichliche Kost überhaupt, thierische besonders, ohne entsprechende körperliche Anstrengung, keinen Zuwachs an Kraft, sondern nur

wachsende Körperlast und innere Störungen erzeugt; lebhafte Uebung der Kräfte, unterstützt durch ausgiebige Fleischkost, entwickelt die größte Stärke des Körpers, aber nicht die größte Festigkeit der Gesundheit, denn die Gewöhnung an reichen Ersatz vermindert die Fähigkeit, seinen Mangel zu ertragen; dieselbe Uebung mit sparsamer, aber hinlänglicher Nahrung entwickelt neben einer immer noch großen, obgleich nicht der größten Körperkraft die sehnigen Gestalten von größerer Ausdauer unter Beschwerden und wie es scheint selbst höherem Lebensalter; Anstrengungen ohne genügenden Ersatz führen frühzeitiges Altern herbei, aber es fehlt an Beweisen, daß überwiegende Pflanzennahrung diese Schwächung des Organismus besonders verschulde. Wenn man aber von der edleren Kost ohne Umwege auch die höhere geistige Entwicklung ableiten möchte, so entfernt man sich gänzlich von der Erfahrung. Die kalten Dachstuben, in die sich oft außer unzureichendem Brot kaum eine andere Nahrung verlor, haben unsterblichere Gedanken entstehen sehen, als bisher aus den üppigeren Mahlen moderner Talente erwuchsen, und die neue Generation, die endlich in der Zufuhr von Phosphor den Weg zu einer Steigerung der Intelligenz gefunden hat, findet zugleich einen Schatz von Erkenntnissen vor, den viele Jahrhunderte, ohne dieses Mittel zu wissen, angehäuft haben, und den mit merklicher Beschleunigung zu überbieten schwer sein wird. Sollte endlich nicht sowohl die Einsicht, desto mehr aber der thatkräftige Muth ein Erzeugniß der besseren Nahrung sein, so würde diese Behauptung uns nur zu einem bittern Rückblick auf die Thätigkeit veranlassen, die in nicht lange vergangenen Zeiten die edler genährten Theile der Nation entfalteten; kräftig handeln sahen wir überall nur die, die schon vordem diese glücklicheren leiblichen Bedingungen zur Uebung des Handelns benutzten. Daß sie dies aber thaten, war das Verdienst eines Muthes, der in seiner Lebhaftigkeit nicht von der Nahrung abhängig ist, dem es aber zu gönnen ist, daß er überall in einem hinreichenden leiblichen Ersatz die Möglichkeit finde, auch die Kraft des Vollbringens zu erwerben. Denn Niemand freilich wird leug=

nen, daß die letztere von dem Zustande des Körpers abhängt; scheint aber auch das Feuer des Wollens und seine Nachhaltigkeit unmittelbar von derselben Ursache bedingt zu sein, so können wir dies nur für die Fälle unzweifelhafter Krankheit zugestehen; außerdem aber entsteht die traurige Herabstimmung des Muthes zum Erkennen sowohl wie zum Handeln weit mehr mittelbar von einem Zusammenfluß ungünstiger gesellschaftlicher Lebenszustände, aus denen das geistige Dasein die ihm gebührende Nahrung vergeblich zu ziehen sucht.

Auf dieser Unabhängigkeit von einer bestimmten Form der Nahrung beruht zum Theil die Fähigkeit des menschlichen Geschlechtes, sich den verschiedenartigsten Bedingungen des Klima anzupassen. Doch rührt sie nicht allein von dieser Ursache her und die Gattungen der Thiere stehen hierin dem Menschen nicht nur um ihres specielleren Nahrungsbedürfnisses willen nach. Obgleich die Natur den Thieren in dem Wechsel dichterer oder dünnerer Behaarung einen auffälligeren Schutz gegen die Verschiedenheiten der Temperatur gab, sind doch nur wenige von ihnen im Stande, eine große Abweichung von ihrem natürlichen Klima zu ertragen, und auch sie vermögen es nur, indem sie als Hausthier des Menschen von der regelmäßigen Verpflegung und der schützenden Unterkunft, die seine Hand ihnen bereitet, Nutzen ziehen. Den meisten Gattungen gedeiht auch ihre gewohnte Nahrung nicht, wenn sie ihren natürlichen Lebensumgebungen entzogen sind. Liegt nun in ihrer Organisation eine Anzahl ungünstiger Umstände, die, uns wenig bekannt, ihre Acclimatisirung verhindern, so ist es anderseits nicht wahrscheinlich, daß der Leib des Menschen an sich viel günstigere Bedingungen zu ihr enthalte. Er würde vielmehr noch rettungsloser zu Grunde gehen, wenn er allein auf die Hilfe seiner organischen Verrichtungen angewiesen wäre, und wenn nicht, von der Ueberlegung der Seele geleitet, die Kunstfertigkeit der Hände ihm eine größere Anzahl veränderlicher und besserer Schutzmittel bereitete. Daß die Natur ihm diese Werkzeuge des Schaffens zu dem mannigfaltigsten Gebrauche frei ließ und sie nicht zu dem

einförmigen Geschäfte der Stützung des Körpers verbrauchte, darin beruht die wahre und große Bedeutung der aufrechten Stellung, in welcher man zu allen Zeiten das Uebergewicht der menschlichen Bildung über alle verwandten thierischen gefunden hat.

Eine mehr dichterische als wissenschaftliche, zuweilen mehr sentimentale als genaue Auffassung hat den Sinn dieses unterscheidenden Kennzeichens, wie mir scheint, nicht an der rechten Stelle gesucht. Wohl mag ein ästhetisches Gefühl in der aufrechten Stellung die Bestimmung symbolisirt finden, sich über die Erde zu erheben und das Haupt zu den Sternen zu richten; aber wir können doch nicht leugnen, daß die Sterne des Horizonts auch von dem vierfüßigen Thiere mit gleicher Bequemlichkeit bemerkt werden; die des Zeniths dagegen aufzusuchen, kostet auch unserem Haupte noch eine unbequeme Drehung. Und so auffällig an den Boden gefesselt ist der Kopf aller Thiere doch nicht; die Giraffe und das Kameel würden sich uns gegenüber der weit größeren Umschau rühmen können, die ihnen ihr schlank getragener Hals möglich macht. Auch nicht die geringere Berührung des Erdbodens durch zwei Füße allein ist unser ausschließlicher Vorzug; alle Vögel theilen ihn mit uns. Daß endlich die Längenaxe unsers Leibes nahezu senkrecht aufgerichtet steht, während die Vögel wenigstens ihr Hintertheil vorwiegend horizontal tragen, ist der einzige ziemlich allgemeine Unterschied, aber auf den möchten wir doch kaum unsern Vorrang begründen. Von Vögeln und Säugethieren dagegen trennt uns unzweideutig die freie und vielseitige Bestimmung der Arme, die weder zur Stütze des Körpers, noch wie die Flügel zum Werkzeuge der Fortbewegung, sondern zu einer unermeßlichen Vielförmigkeit der Verrichtungen organisirt sind.

Man hat nun von der Bestimmung zur aufrechten Stellung einen durchgreifenden Einfluß auf die übrige Formbildung des menschlichen Körpers abzuleiten gesucht, und vielfach mit Recht, obgleich wir nicht die Schwärmerei theilen können, mit welcher Herder fast alle Vorzüge der Humanität aus dieser einen Quelle ableiten möchte. Aber da wir nicht begreifen würden, inwiefern

an sich eine senkrechte Linie vornehmer wäre, als eine wagerechte, so scheint uns vielmehr der andere Versuch gemacht werden zu müssen, zuerst die Nothwendigkeit dieser aufrechten Stellung einzusehen, die ja nicht um ihrer selbst willen etwas Vorzügliches ist, sondern vorzüglich nur, sofern sie die Bedingung einer größern Höhe der Lebensleistungen bildet. Ich halte nun den Nachweis für möglich, daß für ein Geschöpf, dessen Bildung einmal dem Typus der Säugethiere angehört, jene Benutzbarkeit der Arme und Hände, deren unendlichen Werth zu schildern wir einer späteren Stelle aufbewahren, nur unter Voraussetzung der aufrechten Stellung denkbar ist. Für Insecten und andere niedere Thiere würde die Sache anders stehen. Die Natur hat ihnen zahlreichere Glieder gegeben, und es blieben ihnen auch für horizontale Stellung des Körpers Stützen genug, wenn einige jener Glieder zu freien Händen entwickelt würden, wie sie denn wirklich in den Tastern, Fühlhörnern und Scheeren Organe von einigermaßen ähnlicher Bedeutung besitzen. Der Typus des Säugethieres bot nur zwei Gliederpaare dar; wurde das eine jener freien Bewegung gewidmet, so fiel die Stützung eines hier viel massenhafteren Körpers dem andern allein zu, in dessen senkrechte Längenaxe mithin, wenn wir zunächst nur die ruhende Stellung berücksichtigen, der Schwerpunkt des Körpers fallen mußte. Dies führt nicht sofort zu dem, was wir die aufrechte Stellung des Menschen nennen; der Bau der Vögel löst diese mechanische Aufgabe auch, aber bei überwiegend horizontaler Richtung der größeren Körpermasse. Die Beckenknochen des Vogels verlängern sich mehr nach hinten, an die Schwanzwirbel schließt sich der Fächer der Schwanzfedern. Häufig weit länger als der Leib, und trotz seiner geringen Schwere, wirkt der Schwanz, indem er unter günstigen Hebelverhältnissen den Gegendruck der Luft benutzt, als ein Gegengewicht gegen die Last des Körpers, der sich nach der andern vorderen Seite des Drehpunktes ausdehnt. Die spitzwinckige Einknickung des Oberschenkels nach dieser Vorderseite hin, und die Stärke der Muskelwirkung, die ihn überwiegend in dieser Richtung erhält, verlegt jenen Dreh-

punkt, der eigentlich in der Mitte einer Querlinie zwischen beiden Gelenkköpfen der Oberschenkel liegen würde, mehr nach vorn, dem Schwerpunkte des Körpers näher; in vielen Gattungen endlich wird die an sich unbedeutende Last des Kopfes durch einen langen gekrümmten Hals ebenfalls nach der Mitte des Körpers, der Schwerlinie nahe zurückgebogen, in manchen Stellungen sogar hinter diese zurück, so daß sie dann als Gegenlast gegen die vordere Hälfte des Körpers dienen kann. Durch solche Einrichtungen war ein zweifüßiger Gang möglich gemacht, und die Arme konnten sich frei zu Flügeln entwickeln. Um aber zum Fluge benutzbar zu sein, durften sie nur eine geringe Körperlast zu bewegen haben; die Ersparung an Masse, die dem Vogel ein nothwendiges Princip wurde, zeigt sich unter andern auffallend an der Schlankheit der Beine, deren bewegende Muskeln dicht an den Leib gerückt sind, während die Längenaxe des Beines nur von festen dünnen Sehnen begleitet wird. Daraus entsteht eine Unsicherheit des Gleichgewichtes, die in dem Vogelkörper sehr merkbar ist. Die geringe Masse der Beine kann nicht durch ihr bloßes Gewicht den Verrückungen des Schwerpunktes über die Ebene hinaus, in welcher sie ihn stützen, leicht entgegenwirken; wir sehen daher den Vogel jedem Ungleichgewicht seiner Stellung zugleich durch Bewegungen der Flügel, des Schwanzes und des Kopfes begegnen, durch deren vereinigte Wirkung, theils indem sie den Widerstand der Luft benutzen, theils indem sie durch ihre Lagenveränderung den Schwerpunkt des Körpers verrücken, der Neigung zum Falle widerstanden wird. In dem ruhigen Gange der Vögel ist es besonders das beständige Vor- und Zurückstoßen des Halses, worin sich diese Anstrengung zum Gleichgewicht verräth.

Die Organisation des Säugethieres bot ähnliche Hilfsmittel nicht; sie konnte ihren weit massenhafteren Körper auf zwei gleich dünnen Säulen nicht in horizontaler Richtung balanciren, da sie ihm weder einen fächerförmigen Federschweif als Gegengewicht, noch Flügel geben konnte, deren Stoß gegen die Luft nach vorn dem Uebergewicht der vorderen Körperhälfte entgegenwirken konnte.

Vielleicht könnte ein grübelnder Scharfsinn allerhand abenteuerliche Formumänderungen erdenken, die dennoch zu diesem Ziele führten; aber sie würden ohne Zweifel von dem einmal feststehenden Typus der Säugethierbildung weiter abweichen, als die Wahl, welche die Natur wirklich traf, die Aufrichtung der Längenaxe mit allen den Modificationen der Gestalt, die in ihrem Gefolge unerläßlich waren. Zu ihnen gehört vor Allem die Bildung der Beine. Zunächst ihre Massenhaftigkeit, durch welche sich der Mensch vor allen ihm verwandten Thieren auszeichnet, denn selbst die vier Beine des Elephanten sind ein geringerer Theil seiner Körpermasse, als die zwei des Menschen verglichen mit der seinigen. Diese Fülle war nothwendig, um die große Last des Leibes bei ihrer Gesammtverschiebung gegen die Axe der Beine, bei Beugung und Streckung theils durch eine gewisse Gegenlast zu balanciren, theils diese Bewegungen selbst durch kraftvolle Muskelwirkung zu ermöglichen. Daher umgibt das Becken und seine Verbindung mit dem Oberschenkel ein Reichthum von Muskeln, gegen den das ärmliche Gesäß des Affen absticht. Dieselbe Fülle setzt sich fort über die Oberschenkel herab, denn auf den beiden Gelenkköpfen dieser Knochen allein schwebt der Rumpf, und jede seitliche Drehung desselben, die bei feststehenden Füßen ausgeführt werden soll, erfordert, weil die Verbindungslinie jener Gelenkköpfe nun eine neue Lage annehmen muß, auch eine entgegengesetzte Abweichung beider Beine von der früher verticalen Richtung ihrer Axe. Dreht in aufrechter Stellung bei zusammenstehenden Füßen der Körper sich rechts, so weicht die Axe des rechten Beines rückwärts hinter die Senkrechte nach links, die des linken neigt sich vorwärts nach rechts; Bewegungen von unbedeutendem Umfang, aber großer Kraft, und nicht nützlich ausführbar ohne die bedeutenden Muskelmassen, welche am Oberschenkel fortlaufend der Veränderlichkeit seiner Lage gegen das Becken dienen. Gleiches Aufgebot erforderte die Herbeiführung des Aufstehens selbst, namentlich wo dies unter dem Drucke einer getragenen Last zu geschehen hatte; auch diese Aufgabe, das Kniegelenk kraftvoll zu strecken, führt zur

Vergrößerung der Muskelmasse des Oberschenkels, während das ruhige Stehen, der Gewinn dieser Anstrengung, auf einfachere Weise unterhalten wird. Denn beim Stehen bildet die Knochenaxe des Beines keine völlig gerade, senkrechte Linie, sondern der Oberschenkel macht mit dem Unterschenkel nach vorn im Knie einen stumpfen Winkel, dessen weiteres Einknicken nach hinten theils durch die Kniescheibe, theils durch die starken Kreuzbänder verhindert wird, welche am Kniegelenk hinten die Enden des Ober- und des Unterschenkels verbinden, und deren Anspannung allein, ohne Mitwirkung lebendiger Muskelkraft, jene Stellung des Beines forterhält. Die geringste Bewegung des Körpers, wie sie namentlich so leicht eine getragene Last hervorbringt, stört indessen dieses Gleichgewicht und nöthigt, wieder die Anstrengung der Muskeln zu Hilfe zu rufen. Die geringe gegenseitige Drehbarkeit, welche außerdem Ober- und Unterschenkel gegen einander und nur unter besondern Verhältnissen besitzen, erlaubte, die Gegend des Knies selbst von größeren Muskelschichten frei zu lassen; sie treten dagegen mächtig wieder auf in der Bildung der Wade, durch deren Entwicklung ebenfalls das menschliche Bein von dem der verwandtesten Thiere abweicht.

Der Gang des Menschen ist noch eigentlicher als das Schreiten der Thiere ein beständig unterbrochenes Fallen. Indem die Ferse sich vom Boden erhebt, erhebt sie mit sich die ganze Last des Körpers und läßt sie nur noch durch den Ballen des Fußes und die Zehen unterstützt; unterdessen schwingt ohne lebendige Anstrengung dem Pendel gleich das andere Bein vorbei, um dem vorwärts geneigten Körper durch sein vorrückendes Auftreten einen neuen Stützpunkt zu geben. Allein nicht blos der natürliche Gang erfordert diese wenig umfängliche, aber kraftvolle Hebung des Körpers, und er erscheint uns ungebildet, wo diese fehlt, und geziert, wo sie über ihr Bedürfniß übertrieben wird; auch das Aufstehen aus jeder gebogenen Knielage, das Ersteigen von Anhöhen, die Aufhebung jeder Last macht die Mitwirkung derselben Muskeln nöthig. Diese eigenthümlichen Bewegungsbedürfnisse,

deren Befriedigung bei dem vierfüßigen Gange auf eine Mehrheit zusammenwirkender Glieder vertheilt wird, haben die Bildung des menschlichen Fußes sehr abweichend von der des thierischen gestaltet. Viele Knochenstücke von verschiedener Form und Größe, durch feste sehnige Bänder straff und doch elastisch verbunden, bilden ein flaches bogenförmiges Gewölbe, das nur vorn und hinten den Boden berührt, die Mitte des Fußes dagegen über ihm erhaben läßt. Auf dem höchsten Punkte des Bogens, dem hintern Ende nahe, befindet sich die Gelenkfläche, auf welcher der herabsteigende Unterschenkel senkrecht zur Längenrichtung des Fußes ruht, und von welcher aus die ganze Last des Körpers ihren Druck getheilt durch die beiden Zweige des Bogens nach vorn und hinten zum Boden ableitet. Für die Muskelwirkungen bildet der Fuß auf diese Weise einen zweiarmigen Hebel, an dessen hinteren Arm, den Fersenvorsprung, sich die kurze und dicke Sehne der kraftvollen Wadenmuskeln heftet, die jene elastische Hebung der ganzen Körperlast, eine der ausgezeichnetsten Eigenthümlichkeiten menschlicher Bewegungsweise, bewirken. Kein Thierfuß zeigt hierin eine gleiche Anordnung. Die einzelnen Knochen, die in dem menschlichen eng unter einander zu einem Ganzen verbunden sind, das auch äußerlich durch seine horizontale Richtung eben als Fuß gegen das senkrechte Bein sich unterscheidet, haben in der Thierreihe mannigfache Umformungen und Lagenveränderungen erfahren. Wie das Kniegelenk in den Säugethieren mit Verkürzung des Oberschenkels dem Leibe sich genähert, so hat sich das Fersengelenk vom Boden erhoben und die verlängerten Knochen des Mittelfußes schalten sich zwischen dasselbe und die umgeformten Zehen ein. Für viele Gattungen bilden die Zehen die einzige zum Gange benutzte Berührungsfläche, wenigere treten als Sohlengänger auf die Fläche des ganzen Fußes. Die Füße der Affen sind bekanntlich handförmig gebildet, und zum Aufenthalte auf Bäumen, zum Klettern und Greifen bestimmt, eignen sie sich so wenig zu längerem Gehen, daß die ausschließliche Bestimmung des Menschen zu aufrechter Stellung durch sie nicht zweifelhaft wird. Er allein vermag das

Bein in eine vollkommen geradlinige senkrechte Richtung auszustrecken, die rechtwinklig auf dem unterstützenden und bewegenden Hebel des Fußes ruht; alle Thiere gehen, wenn sie gehen, mit gebogenen Knien und bedürfen deshalb selbst zu ruhender aufrechter Stellung einer Kraftanstrengung, die dem Menschen erspart ist.

Es würde verführerisch sein, in eine genaue Untersuchung dieser Organisationsverhältnisse einzugehen, die wir hier nur in sehr oberflächlichen Zügen andeuten konnten; es würde noch mehr Interesse haben, nachzuforschen, welche weiteren Nachwirkungen diese Bestimmung zur aufrechten Stellung auf den Bau und die Verrichtungen des übrigen Körpers ausübt. Wir sind nicht in Zweifel darüber, daß ein enger Zusammenhang alle Einzelheiten der organischen Structur umfaßt, aber nach dem gegenwärtigen Zustande unserer Wissenschaft müssen wir doch behaupten, daß die außerordentlichen Einflüsse, welche man in diesem Betracht dem Aufrechtstehen zuschreibt, nicht vollkommen beweisbar sind. Mehr nur aus dem thatsächlichen Zusammenvorkommen der menschlichen Gestalt mit dem aufrechten Gange und aus der vortrefflichen ästhetischen Uebereinstimmung jener Form mit dem Sinne dieser Verrichtung schließt man darauf, daß zwischen der senkrechten Aufrichtung der Körperaxe und dem übrigen Bildungsgepräge des Menschenkörpers auch ein nothwendiger mechanischer Zusammenhang stattfinde. Für den Bau und die Function der inneren Organe läßt sich keine bedeutende Rückwirkung nachweisen, und die Annahmen Herders, alle Kräfte würden in aufrechter Stellung anders wirken, das Blut anders die Nerven reizen, entbehren, wenn sie sich auf erhebliche und für die Lebensweise nachweisbar wichtige Unterschiede beziehen sollen, jeder Begründung. Auch in dem äußeren Bau des Oberkörpers finden wir nur einen beträchtlichen Unterschied zwischen Mensch und Thier, den Stellenwechsel der größten Querdurchmesser. In vierfüßigen Thieren haben Brustkorb und Leib vom Rücken nach der Bauchseite hin eine größere Länge, als ihre Breite von rechts nach links beträgt; die Rippen des Menschen dagegen wölben seine Brust vorwiegend

nach der Breite hin, und sein Brustbein tritt zurück, der Wirbelsäule näher. Auch die Form des Beckens und selbst die der Beine zeigt diesen Unterschied; die Schenkel der meisten Vierfüßler sind flach, von beiden Seiten zusammengedrückt; das Bein des Menschen verräth in seiner Rundung die zunehmende Breitendimension, die noch auffallender in der Gestalt der Hüfte hervortritt. Für den aufrechten Gang ist diese Einrichtung vortheilhaft, denn die Last des Körpers ist so vorzugsweis in der Richtung einer Ebene gesammelt, welche senkrecht zu der unterstützenden Richtung des Fußes steht. Die Länge des Fußes hätte beträchtlicher sein müssen, wenn sie einer von vorn nach hinten angesammelten Masse gleich gut als Widerhalt hätte dienen sollen. Nach den Seiten hin ist dagegen wegen der Richtung der Hauptgelenkverbindungen die Hinfälligkeit des Körpers geringer, und er bedurfte hierin weniger Unterstützung; findet aber dennoch eine sehr ausreichende, da in dieser Richtung seiner größten Breite zwei Füße es sind, die sich in seine Last theilen und sich in der Bekämpfung ihrer seitlichen Neigung unterstützen. Ein Uebergewicht des Körpers dagegen nach vorn hin wird nur dann durch zwei Füße bekämpft, wenn diese vor einander gesetzt sind; stehen sie zusammengeschlossen, so gelten sie nach der Richtung einer vorwärtsgehenden Bewegung nur für Eine Stütze.

Die Bildung des menschlichen Kopfes können wir nicht als eine nothwendige Folge des aufrechten Ganges erweisen, so schön sie freilich, nachdem sie da ist, mit diesem zusammenstimmt. Je größer der Kopf und je länger der Hebelarm des Halses, an dem seine Masse hängt, um so mehr Kraft erfordert sein horizontales Tragen bei vierfüßigem Gange. Die aufrechte Stellung erspart diesen Theil des Kraftaufwandes, und einen weiteren Vortheil würde sie nur darin finden, die Last des Kopfes möglichst symmetrisch um die Gelenkflächen zu vertheilen, mit denen er auf seiner unmittelbaren Unterstützung, der Halswirbelsäule, aufsitzt. Hierzu war die große Veränderung der Kopfbildung, wie wir sie von den Säugethieren zum Menschen eintreten sehen, die Vergrößerung des

Schädelgewölbes und die Verkleinerung des Gesichtstheils, die Zurückdrängung namentlich der Nase und des Gebisses aus ihrer Verlängerung nach vorn, mechanisch nicht nothwendig. Der längliche Säugethierkopf hätte eben so gut rechtwinklig auf der Säule des Halses äquilibrirt werden können, wie wir den Fuß nur bei dem Menschen dieselbe Stellung gegen die Axe des Beines einnehmen sehen; nichts wäre hierzu weiter nöthig gewesen, als daß das Hinterhauptsloch, durch welches das Rückenmark sich in das Gehirn fortsetzt, etwas mehr nach vorn gerückt und die Beugung, mit welcher die Richtung des Marks in die Hauptrichtung des Gehirns übergeht, noch etwas größer geworden wäre, als sie im Menschen wirklich ist. Die thierähnlichen Bildungen, die der menschliche Kopf in der That häufig zeigt, das merkliche Hervortreten des Mundes und die Zurückweichung der Stirn, eine typische Gesichtsform ganzer Racen, deren Gang doch nicht weniger aufrecht ist, lassen erkennen, daß der Zusammenhang zwischen Kopfgestalt und Körperstellung, obwohl gewiß vorhanden, doch kein so ganz unmittelbarer ist. Natürlich mußte der Umstand, daß die Bauchseite des Leibes jetzt zur Vorderseite geworden ist, nach der alle Ortsbewegungen geschehen, und nach welcher hin sich auch die Thätigkeit der Arme zunächst erstreckt, auch die Lagerung der Sinnesorgane nach dieser Seite hin zweckmäßig machen. Aber weder dies noch das Bedürfniß, einem für die zunehmenden Lebenszwecke an Masse anwachsenden Gehirn Raum zu verschaffen, nöthigte an sich zu diesem weiten Abgehen von dem gewöhnlichen Bildungstypus der ganzen Säugethierklasse. Innerhalb der allgemeinen Gleichförmigkeit dieses Typus wechselt jedoch überhaupt von Gattung zu Gattung die Kopfbildung charakteristisch genug, theils nach der Eigenthümlichkeit des Nahrungsbedürfnisses und der nöthigen Mittel zu seiner Befriedigung, theils mit dem geistigen Naturell und der Gemüthsart überhaupt; und so können wir uns begnügen, auch die Gestaltung des menschlichen Hauptes als die Variation zu betrachten, die den deutlichsten Ausdruck eines zu höherer Bestimmung berufenen Innern gewährte.

Es sei denn, daß wir uns selbst diese Auffassung durch die ungünstigen Seitenblicke abgeschnitten hätten, die wir früher auf Ansichten warfen, welche sich zu einer symbolischen Deutung der Naturformen hinneigten. Aber jene Aeußerungen sollten nicht bezweifeln, daß auch Schönheit zu den Zwecken der Schöpfung gehöre. Nur dies konnten wir nicht zugestehen, daß es der Natur vor Allem auf Repräsentation ankomme. Wo sie ein Geschöpf zu einer großen Bestimmung beruft, ist es nicht ihr Erstes, ihm eine äußerliche Form als Siegel dieses Berufes aufzudrücken, sondern ihre weit ernstere Mitgift besteht darin, daß sie ihm alle praktischen Mittel zur Geltenmachung dieses Berufes und zur Behauptung seines Ranges zu Gebote stellt. Sie gibt ihm zuerst die Macht etwas zu sein, nicht zuerst die Form, etwas zu scheinen, und sie verläßt sich darauf, daß am Ende der wirkliche Besitz und Gebrauch der Macht auch immer die ausdrucksvollste Art ist, sich ihren Schein zu sichern. Es kam daher wenig unmittelbar darauf an, daß der Mensch zum Symbol seiner Herrschaft seinen Leib aufrichte, eine Stellung, die ihm die Fettgänse des Polarmeeres mit nutzloser Feierlichkeit copiren; es lag mehr daran, daß diese Stellung allein ihm die Möglichkeit zu jenen Handlungen gab, durch welche er in Wirklichkeit diese Herrschaft über alle andern Geschlechter ausübt. Nachdem dies Wichtigste gethan und der Kern geschaffen ist, wer würde dann nicht wahrscheinlich finden, daß ihm die Schale entsprechen, daß in der äußeren Körperform der Gesammtcharakter des Innern einen Ausdruck finden werde, so weit Inneres überhaupt durch räumliche Formen darstellbar ist? Aber eben hier zeigt sich die Unsicherheit jener Symbolik, welche unmittelbar geistige Eigenschaften an Raumformen knüpft, ohne als Zwischenglied die mechanische, praktische Bedeutung dessen, was in diesen Formen auftritt, zu berücksichtigen. Ich rede gar nicht von jener naiven Auffassung, für die alle Schönheit in einfachen Zahlenverhältnissen liegt, und daher durch Eingehen dieser Proportionen in die äußerliche Gestalt auch jeder Erscheinung, gleichviel, welches ihr Sinn sei, ohne weiteres mitgetheilt werden kann.

Vielmehr gerade jene Ansichten, welche ausdrücklich symbolisiren und auf die Bedeutung der Theile in ihrer Art sich einlassen, zeigen ihre Nichtigkeit darin, daß es ja kaum irgend eine erdenkliche Körperform würde geben können, die sich nicht mit gleichem Tiefsinn befriedigend würde deuten lassen. Geht der Mensch aufrecht, so ist es bedeutsam, daß er nur mit den Füßen die Erde berührt, das Haupt zum Himmel hebt; daß er nun doch nicht fliegt, ist auch bedeutsam, denn er bezeugt dadurch seinen steten Zusammenhang mit der Erde, seiner Mutter; ginge er nun auf vier Füßen wie die Giraffe, so wäre es noch bedeutsamer, denn dann wendete er der Mutter Erde, wie es Recht ist, nur sein irdisches Theil, den Leib, zu, während das Haupt, Niederes verachtend, zur Höhe strebte. Jetzt, da der Mensch seine Brust breit gewölbt den Stürmen entgegenkehrt, wie bedeutsam ist dieser erwartende Trotz! Hätte er aber das vorstrebende Brustbein des Vogels, so wäre das wieder bedeutsam, denn nun schiene erst recht sein Muth dem Strome der Dinge entgegenzustreben; wäre endlich seine Brust vertieft und ausgehöhlt, wie gemüthvoll symbolisirte dann diese Form die Sehnsucht, die Welt in die Tiefe des eigenen Herzens aufzunehmen! Zu diesem Spiel der Sentimentalität und eines fruchtlosen Witzes führt zuletzt immer die Neigung zu unmittelbarer Deutung von Raumformen, deren Ausprägung als solcher, oder deswegen, weil sie etwa an sich feste Erscheinungsweisen einer Idee wären, gewiß nie zu den Absichten der Natur gehört. Gibt es eine ausdrucksvolle Schönheit der Gestalten, so liegt sie immer darin, daß wir in der Form zunächst die durch sie mögliche Handlung erkennen, daß wir aus den Umrissen des Körpers, ihrer weichen Verschmelzung oder kraftvollen Absetzung gegen einander, aus den Größenverhältnissen der einzelnen Theile ein Bild der Intensität der lebendigen Kraft gewinnen, der Leichtigkeit, mit der sie erweckt wird, der schnellen Veränderlichkeit, deren sie fähig ist, des Genusses, den das übereinstimmende Gleichgewicht seiner mannigfachen Theile dem lebendigen Wesen selbst gewährt, der Stimmung, die um dieser Eigenthümlichkeiten seines Baues willen

sein Inneres füllt, endlich der Leidenschaft, die in ihm bereit zum Hervorbrechen schlummert oder von ihm gebändigt wird.

Dieses Bild aber des Lebendigen kann nur dem gleich Lebendigen zu Theil werden; nur die eigene Erfahrung und die durch sie geleitete Beobachtung anderer Geschlechter kann uns in der menschlichen Gestalt den Ausdruck finden lehren, den wir bewundern. Die Natur gab nicht dem Menschen die steil aufstrebende Stirn, damit er gedankenreich aussehe; diese Stirn ist an sich nichts als eine leere Wand. Nur die Erfahrung und der unbewußt wissenschaftliche Instinct des Menschen lehrte ihn, an dieser Stelle die Werkstatt des geistigen Lebens zu suchen und die Stärke desselben nach der räumlichen Ausdehnung jener zu schätzen. Ohne Zweifel gibt es Formen, denen als solchen, ohne Rücksicht auf ihre Bedeutung, eine gewisse Schönheit, nicht die höchste, zukommt; aber zu ihnen gehören die symmetrischen Figuren der Krystalle und die anmuthigen farbenreichen Gestalten der Blumen weit mehr, als die Lineamente eines menschlichen Kopfes. Hätte eine Baumwurzel es in ihrer Art, eben so geformt zu sein, wie er, so würden wir uns bald überzeugen, wie gar kein selbständiger Reiz in dieser Krümmung des Schädelgewölbes, in den geschwungenen Linien der Augenhöhlen, in der Rundung der Wangen, in dem Schnitte der Lippen liegt. Das Alles ist, als bloße Form betrachtet, ein verworrener Haufen von Erhöhungen und Vertiefungen; erst das Wissen darum, welche Kräfte des Geistes innerhalb jener monotonen Wölbung arbeiten, welche Lieblichkeit des Gemüthes mit Augen und Lippen als Werkzeugen ihres Thuns waltet, erst dies Verständniß läßt alle jene Raumformen schön erscheinen. Die Natur gab also nicht den Geschöpfen gewisse an sich bedeutsame Formen, um durch deren selbstverständliche Symbolik ihrem Inneren einen angemessenen Ausdruck zu verschaffen; sondern indem sie den lebendigen Wesen Mittel zum Handeln gab, wurden allemal die an sich gleichgiltigen Formen, in denen diese Organisation ihre erscheinende Oberfläche fand, von selbst zu bedeutsamen Symbolen für alle, denen eigene innere Erfahrung oder Beobachtung fremder

Natur die Fähigkeit verliehen hatte, die unter der Oberfläche arbeitende Kraft zu errathen.

Daß aber diese Kraft überhaupt sich verrieth und daß nicht ein ungegliedertes Aeußere sie ganz verbarg, das allerdings mag zu den Absichten der Natur rechnen, wer überhaupt von solchen spricht. Nicht freilich, damit nur diese Erscheinung da sei, ließ sie die Oberfläche dem Innern entsprechen; nicht auf die Thatsache kam es an, daß Inneres sich äußere; denn was wäre Gutes gewonnen gewesen, wenn nun dieses Spiel in größter Vollkommenheit gelungen wäre? Erscheinung eines Wesens setzt überall ein zweites voraus, dem es erscheint, und das Glück des gegenseitigen Füreinanderseins, das daraus entspringt, ist der reale und ernste Zweck, dem alle Erscheinung dient. Ein müßiges Pendelspiel dagegen wäre es, wenn der schaffende Weltgrund ohne diesen Zweck nur die beständige Oscillation zwischen Aeußerung des Wesens und Wiederverinnerung der Aeußerung vollzöge, die bekannte langweilige Urbewegung, in welcher jene verhängnißvolle, Alles in Symbol ohne ernstlichen Nutzen auflösende Ansicht auch hier wieder eine an sich heilige und unverbrüchliche Nothwendigkeit zu sehen glaubt. Das Thier ist nicht zu vereinsamtem Leben bestimmt, sondern zum Verkehr mit seines Gleichen; je höher und ausgebreiteter der Inhalt seines Lebens, um so mehr soll es nicht allein die Einwirkungen anderer blind empfangen, sondern sehend werden auch für die inneren Regungen des Andern, von denen es augenblicklich nicht leidet; auf diesem Verständniß und Mitgefühl beruht jeder Umgang, und eben das, was wir mit diesem Worte sagen wollen, unterscheidet den Verkehr des Lebendigen von aller Wechselwirkung der Stoffe. Jede Gattung wird daher zunächst ihres Gleichen verstehen und schön sein für ihres Gleichen; haben aber einem bevorzugten Geschöpfe seine höheren Lebenszwecke eine Vielseitigkeit der Organisation verliehen, mit deren größerem Reichthum es sich in die einfacheren Regungen weniger begünstigter Geschlechter vertiefen und sie mitgenießend wiederholen und verstehen kann, so werden wir ihm nicht verdenken, wenn es sich zum

Richter über die Schönheit aller Gestalten macht und die höchste Vollendung in derjenigen Form findet, die das bedeutendste innere Leben und am deutlichsten jeden leisesten Zug desselben widerspiegelt.

Wie wollten wir leugnen, daß in jeder dieser Rücksichten der menschliche Körper an der Spitze der Geschöpfreihe steht? selbst von denen, deren Bildungsgesetz dem seinigen am meisten ähnlich ist, durch eine immer noch große Kluft geschieden? Werfen wir nur einen flüchtigen Blick auf die Stufenleiter der thierischen Gestalten, so sehen wir die Entwicklung derselben hauptsächlich darin fortschreiten, daß die Empfänglichkeit der Seele für die Eindrücke von außen immer zarter und leichter erregbar, ihre rückwirkende Herrschaft über die kleinere Welt des Leibes selbst, wie über die größere Außenwelt, immer vielseitiger und doch an immer einfachere Mittel geknüpft wird. Ihre niederen Geschöpfe umgibt die Natur mit starren Panzern und Schalen, die nur den letzten Lärm der Arbeit in den vorgestreckten Gliedern, nicht die lebendige Elasticität auch in der Ruhe des Leibes erscheinen lassen; sie mildert allmählig diese Starrheit; das Federkleid des Vogels, der Pelz des Säugethieres läßt nach und nach mit zunehmender Beweglichkeit die kraftvolle und gelenkige Muskulatur hervortreten, die der Schuppenmantel des Fisches noch völlig verbarg; aber erst die nackte Haut des Menschen verräth alle jene leisen Spannungen und Dehnungen, die einander unterstützend und verstehend, Bewegung oder Gleichgewicht suchend, wie eine zusammenhängende Melodie durch seine Gestalt laufen. Hier zuerst füllt das volle warme Leben mit seinem Pulsschlag ganz die Grenzen der erscheinenden Form aus, während das zierliche Bild des Vogels nur mit einer gerundeten Hülle von Federn, manches vierfüßige Thier nur mit einer Wolke von Haaren einen unschönen und eckigen Körperumriß überkleidet. Aus der unentschiedenen Masse des Leibes tritt im Fortschritt der Thierreihe immer deutlicher das Haupt, die Hülle des herrschenden Willens, in einen gemessenen Gegensatz zu dem übrigen Ganzen; weder dumpf in den Leib zurückgezogen wie in Crustaceen und Fischen, noch allzubeweglich, wie bei

schwachsinnigen Insecten an fadenförmigem Stiele schwankend, geht es schon in den Säugethieren als der kraftvoll beherrschende Anfang des Körpers voran, nirgends doch so deutlich an seine Spitze gestellt, wie durch den Hals des aufrecht stehenden Menschen. Und diesem Geiste, dessen Sitz es bildet, gehört eine stille und geräuschlose Macht über die Welt, nicht eine solche, die mit großem Lärm und ungeheurem Aufwande von Mitteln zum Fahnden der äußern Dinge nur die Anstrengung verriethe, die sie machen müßte. Darum wächst der Umfang des Kopfes nicht mit dem Umfang seiner Leistungen; mit dem Zunehmen der Masse, welche die Seele zu ihren Verrichtungen bedürfte, würde der Zauber ihrer Macht abnehmen; jede Vielfältigkeit hervorspringender Mittel, die sie benutzen müßte, würde nur ihre eigene Hilflosigkeit verrathen. Abenteuerliche Verlängerungen und Auswüchse mag daher die Natur den Sinnesorganen ihrer niederen Geschöpfe geben, in den höheren, und im Menschen am meisten, drängt sie diese Werkzeuge ohne Aufsehen in einen kleinen Raum zurück. Die Augen starren nicht hervortretend in die Ferne, wie in Furcht, daß die Dinge ihnen entlaufen; ruhig unter der Wölbung ihrer Höhlen sind sie vielmehr gewiß, das Fernste dennoch zu beherrschen. Weder zum Ergreifen der Nahrung, noch zum Rufen drängt sich der Mund vor; der bedeutsame Klang des Wortes wird mühelos von der Lippe fließen, denn es ist nicht mehr die Kraft des Schreies, womit die Seele wirken will, jener rohe Laut, zu dessen Entlassung das Thier mühsam Kopf und Hals vorstreckt. Und ähnlich verfährt die Natur in den Organen der Bewegung. Niederen Geschöpfen gibt sie wohl eine Anzahl von Fangarmen mit Saugnäpfen, Warzen, Wimpern, ohne Knochen und Gelenke einer widrigen Verdrehbarkeit fähig; in den höheren beschränkt sie diesen Aufwand, mindert die Anzahl der Glieder überhaupt und besonders die der gleichen und ähnlichen. Sie verringert jene rankende Beweglichkeit einer zu großen Anzahl von Gelenken und läßt diese nur in den Fingern der menschlichen Hand in verkleinertem Maßstab fortbestehen. Aber die wenigen übrig gelassenen Glieder

dehnt sie dafür zu warmer Fülle und Rundung aus; Arme und Beine der menschlichen Gestalt durchdringt bis in ihre äußersten Grenzen der Puls des Lebens. Wie anders erscheinen uns die dünnen Beine der Insecten, in vielfachen Gelenken zusammenknickend, äußerlich angeheftete Stelzen, in deren fadenförmige Dimensionen sich unmöglich ein volles Leben scheint verlieren zu können! Wie anders die Steifigkeit des sehnigen Vogelbeins, und wie sehr stehen selbst die Hausthiere, deren Kraft und elegante Bewegung wir bewundern, an so vollständiger, weicher und kraftvoller Belebung des ganzen Körperumrisses zurück!

Wozu sollten wir jedoch eine Betrachtung fortsetzen, die nur zerstückt jene Vorzüge aufzählen könnte, in deren lebendiger Vereinigung erst die Phantasie den vollen Werth der menschlichen Bildung empfinden würde? Möge deshalb der Anschauung der Natur oder der Kunstwerke diese Aufgabe überlassen bleiben, die bedeutungsvolle Schönheit einer Gestalt nachzufühlen, von welcher unsere Ueberlegungen den praktischen Nutzen hervorzuheben hatten.

Fünftes Kapitel.

Die Verschiedenheiten des menschlichen Geschlechts.

Bedingungen individueller Ausbildung. — Vererbung von Stammformen und individuellen Zügen. — Thierähnlichkeiten. — Verschiedenheit der Racen. — Hypothesen über die Entstehung. — Neger, Indianer, Malayen, Mongolen, Kaukasier. — Begriffe von Art und Spielart. —

Eine gewöhnliche Täuschung läßt dem Reisenden in einem neubetretenen Lande jedes Gesicht dem andern ungewöhnlich ähnlich erscheinen; die wirklich vorhandenen gleichen Nationalzüge treten im Gegensatz zu der heimischen Bildung so auffallend hervor, daß ihre eigenen mannigfaltigen Unterschiede im Anfange der Aufmerksamkeit entgehen. Vielleicht ist es ein ähnliches Vorurtheil, das

uns überredet, in denjenigen Thierklassen, deren Organisation von der unsrigen weiter abweicht, nur gleichwerthige Exemplare eines Gattungstypus zu sehen, ohne daß das eine vom andern durch wesentlich individuelle Züge, die veränderliche Größe und Kraft der Ausbildung abgerechnet, sich unterschiede. Den Thieren selbst erscheint dies vielleicht anders; indessen werden wir doch mit unserem Vorurtheil schwerlich ganz Unrecht haben. Denn auch in den höheren uns weit ähnlicher organisirten Klassen überwiegt doch, so weit unsere Beobachtung reicht, das Naturell der Gattung so sehr, daß individuelle Züge kaum merklich gegen dasselbe in Betracht kommen; erst die Hausthiere, denen die Theilnahme am menschlichen Verkehr eigenthümliche und verschiedene Erziehung und Lebenserfahrung verschafft, sehen wir eine größere Mannigfaltigkeit körperlicher und geistiger Individualität entfalten. Und auch das menschliche Geschlecht, das ohne Zweifel durch die Fülle seiner auch körperlich scharf gezeichneten persönlichen Charaktere allen Thiergattungen unvergleichlich voransteht, erzeugt doch nicht von selbst und von Natur wegen diese Mannigfaltigkeit. Je gleichförmiger die Schicksale und Beschäftigungen der Einzelnen, je enger der geistige Horizont, je niedriger und einseitiger überhaupt die Cultur eines Stammes, desto mehr sehen wir auch seine Angehörigen in eine große Monotonie des körperlichen und geistigen Naturells zurücksinken. Um diesen Schwerpunkt des allgemeinen Typus vollzieht nach verschiedenen Seiten hin ausweichend die individuelle Bildung ihre Schwingungen; aber indem wir versuchen wollen, die Weite der Ablenkung, die sie erfahren kann, und die bedingenden Gründe ihrer Eigenthümlichkeiten zu überlegen, betreten wir ein Gebiet, in welchem der bisherige Zustand unserer Kenntnisse uns nicht blos keine Gewißheit, sondern häufig nicht einmal ein entschiedenes Urtheil über die Wahrscheinlichkeit der Hypothesen gestattet, die wir wagen möchten.

Gehen wir von der einzelnen bereits erzeugten Gestalt aus, so finden wir, daß äußere psychische und physische Einflüsse der Erziehung, der Gefühlseindruck der Erlebnisse und die willkühr-

liche Uebung aller Kräfte zwar zu außerordentlichen Unterschieden der geistigen Entwicklung führen können, daß sie dagegen die einmal von Geburt empfangene körperliche Bildung nur unbeträchtlich umgestalten. Hemmungen ohne Zahl freilich können eintreten, welche die ursprüngliche Anlage an vollkommener Entfaltung hindern; und eben dies, daß die Erziehung schon durch Entfernung dieser störenden Hindernisse überraschende Erfolge erzielt, bringt den Schein hervor, als vermöchte sie nicht nur die Entwicklung vorhandener Anlagen zu sichern, sondern auch solche hinzu zu erwerben und anzuerziehen, die dem Keime der Gestalt fehlten. Mag dies in sehr geringem Maße vorkommen, mögen namentlich Wachsthum und Muskelkraft des Körpers, beide von Natur bestimmt, im Verlaufe des Lebens zuzunehmen, durch eine zweckmäßige Gymnastik gefördert werden, so wird doch im Ganzen weder die Gestaltbildung des Körpers noch seine Anlage zu einseitiger oder krankhafter Entwicklung um sehr Vieles durch die Einflüsse geändert, die erst nach der Geburt auf das lebendige Geschöpf einwirken. Nur auf die Züge des Gesichts und vermittelst der sich einfindenden Bewegungsgewohnheiten auf die Haltung des Körpers, endlich im Allgemeinen auf die Zartheit der äußern Erscheinung überhaupt sehen wir die höhere geistige Ausbildung eine entschieden günstige Nachwirkung ausüben; aber mit dieser ganzen eigenthümlichen Veredlung der Gestalt ist sie doch nicht im Stande, die einmal in der ersten Anlage der Bildung festgestellten Grundzüge derselben zu verwischen. Wer die individuelle Seele als die Schöpferin ihres Körpers betrachtet, wird doch zugestehen müssen, daß ihre gestaltende Kraft bald erlischt, und selbst in dem Zeitraume, in welchem sie eine solche ausüben mag, ist sie doppelt gebunden. Sie ist nicht allein genöthigt, einen Leib zu bilden, der im Allgemeinen den Gesetzen ihrer Gattung entspricht, sondern sie kann auch im Besondern sich von einer Menge eigenthümlicher Züge nicht befreien, die ihren Erzeugern angehörten, und je mehr die Aeltern beide eine gleichmäßige und identische Stammform in ihrer Gestalt repräsentiren, um so sicherer wiederholt auch die

Nachkommenschaft diese gewohnte Form, die in dem Typus der Gattung nicht vorgebildet, sondern nur möglich gelassen war. Allmählig indessen sehen wir doch im Laufe der Generationen, ohne daß diese Schranke der Stammform überschritten wird, neue individuelle Eigenthümlichkeiten der Bildung auftreten, über deren Ursprünge wir nur wenige glaubhafte Vermuthungen haben.

Wir wissen nichts über die physischen Vermittlungen, durch welche überhaupt in den Massen der organischen Keime sich die Anlage zur Wiederholung der Gattungsgestalt bildet; nichts über die Hergänge, durch welche die gewöhnliche Aehnlichkeit der Kinder mit den Aeltern zu Stande kommt; selbst die Ursachen sind unbekannt, welche das Geschlecht des Kindes bestimmen. Um so weniger werden wir die Abweichungen erklären können, durch welche die Uebertragung derselben Stammform allmählig in verschiedene Individualitäten ausläuft. Indessen dürfen wir doch annehmen, daß die veränderten Zustände, in welche der Lauf des Lebens die Organisation der Aeltern bringt, daß ihre erworbenen Krankheitsanlagen, ihre Lebensgewohnheiten, daß endlich ihr zunehmendes Alter selbst einen mitbestimmenden Einfluß auf die Eigenthümlichkeit des Wesens haben mag, das erst noch entstehen soll. Hierin dürften die Umstände liegen, die in derselben Familie, selbst wenn wir einen ursprünglich vollkommen gleichen Formtypus beider Aeltern voraussetzen, doch allmählig eine Reihe individueller Modificationen entspringen lassen. Die Art der Fortpflanzung jedoch, wie sie allen höheren Thieren gemeinsam zukommt, muß sowohl die Weite der Unterschiede zwischen diesen Einzelformen als die Dauer ihrer Erhaltung durch spätere Generationen wieder beschränken.

Wollen wir einmal vorhandene Spielarten eines Gewächses fortpflanzen, so thun wir dies mit sicherem Erfolg nur durch Stecklinge. In ihnen hat eine sehr große Anzahl von Zellen in organischem Zusammenhange sich bereits in jene eigenthümliche Variation der Lebensvorgänge eingewöhnt, durch welche die Spielart sich von der allgemeineren Form der Art unterschied. Dieser starke

und massenhafte Strom des Lebens bietet daher eine Kraftgröße dar, welche durch äußere Einflüsse nicht leicht wieder von der eigensinnigen Bahn ihrer Entwicklung abgelenkt werden kann. Der Same der Pflanze dagegen enthält zwar vielleicht in der Anordnung seiner Elemente jene besondere Bildungstendenz auch, aber repräsentirt durch eine verhältnißmäßig geringe Masse, ja wahrscheinlich selbst nur durch einzelne Verhältnisse zwischen einzelnen Theilen dieser Masse. Diese kleinere Größe der Bildungsbewegung drängen die äußeren Einflüsse während der Entwicklung leichter wieder auf den allgemeinen Weg der übergeordneten Stammart zurück, deren Gestalt durch alle Verhältnisse aller Elemente des Samens unter einander weit fester begründet ist. Man sieht daher aus dem Samen der Spielart theils die Stammart, theils andere Spielarten und nur hin und wieder auch vollkommen dieselbe wieder erscheinen. Wählt man diese letzteren Pflänzchen aus und läßt sie völlig unter denselben Bedingungen wachsen und Samen tragen, unter denen ihre Mutterpflanze zuerst ihre eigenthümliche Bildung erlangte, so befestigt sich zuweilen nach einigen Generationen die Form der Spielart und sie wird dann auch fortpflanzbar durch Samen; aber immer pflegt eine fortgesetzte Ungunst der äußern Umstände sie allmählig wieder in die Gestalt der Stammart zurückzuführen.

Die höhere Thierwelt kennt nur diese letzte Weise der Fortpflanzung. Es ist daher von Anfang an zu bezweifeln, daß jede Eigenthümlichkeit der älterlichen Organisation in den Elementen der Massen, welche in ihnen als Keime der künftigen Gestalt bereitet werden, auf eine wirksame Weise repräsentirt sein werde; nicht darauf natürlich kommt es an, wie der erzeugende Körper gebildet sei, sondern darauf, welche von seinen Bildungszügen sich in bestimmten Verhältnissen der Keimtheile so ausprägen, daß sie in der folgenden Entwicklung des Erzeugten sich wiederholen müssen. Den Einfluß allgemeiner Verstimmungen des Stoffwechsels und der ernährenden Functionen, weitverbreiteter Krankheiten der Säfte oder des Nervensystems würde man daher zuzugeben wohl geneigt

sein; die Nachwirkung solcher Veränderungen mag sich auch auf die Bildung der Fortpflanzungskeime erstrecken, und mit den erblichen Krankheitsanlagen, die sie denselben mittheilt, würde sie auch eine gewisse Abweichung der entstehenden Gestalt von den allgemeinen normalen Verhältnissen bedingen können. Diese Abweichung würde eine Aehnlichkeit mit der eigenthümlichen Bildung der Aeltern sein, wenn auch deren Constitution sich bereits unter dem Eindruck einer überlieferten Krankheitsanlage bildete; sie würde dagegen die Kinder von den Aeltern unterscheiden, wenn erst eine im Laufe des Lebens eingetretene Störung den Organismus der letztern innerlich umgestaltete, ohne seine fertige äußere Form noch wesentlich modificiren zu können. Viel weniger glaublich würden wir die Vermuthung finden, daß ganz specielle Einzelheiten der Gestalt, am unglaublichsten, daß zufällige Verstümmelungen sich als angeborne Bildungen in den Kindern wiederholen sollten. Die Erfahrung zeigt indessen doch den ersten Fall außerordentlich häufig; besondere Formen der Lippen, der Augen, der Nase gehen deutlich erblich durch viele Geschlechter; selbst Mißbildungen, die keine Rechtfertigung in dem allgemeinen Typus der Gattung finden, wie sechsfingerige Hände, pflanzen sich in dieser Weise fort; nur die Anerbung zufälliger, nicht schon den Aeltern anerzeugter Mißformen hat keine sichere Erfahrung für sich. Im Ganzen ist daher die Ueberlieferung der einmal in die Züge der Organisation aufgenommenen Einzelheiten genauer, als wir dachten; aber eben dies erklärt weit mehr die unveränderte Fortpflanzung einmal bestehender Eigenthümlichkeiten, als ihre erste Entstehung innerhalb eines gemeinsamen Typus. Fast nur die Krankheitsanlagen sind uns in ihrer Entstehung und ihrem allmähligen Einschleichen in die Bildungstriebe der Generationen begreiflich; aber die Mannigfaltigkeit der Einzelformen, die sich aus dem menschlichen Typus entwickeln, besteht nicht in einer Vielheit bloßer Verkümmerungsweisen.

Aber ehe wir diese Betrachtung fortsetzen, haben wir des andern Hindernisses zu gedenken, welches sich der Verfestigung und

Fortpflanzbarkeit einer irgendwie entstandenen speciellen Bildung zu widersetzen scheint. Es ist die Kreuzung der Geschlechter. Die Pflanze erzeugt männliche und weibliche Blüthenorgane meist in engster Nachbarschaft recht eigentlich auf demselben Stamme; die Summe aller Lebensbedingungen, die auf beide eingewirkt und sie gezeitigt haben, ist dieselbe; es ist zu erwarten, daß unter so günstigen Verhältnissen die Beiträge, welche jedes von ihnen zur Gestalt des Sämlings geben will, unter einander völlig einstimmig sind und genau zur Reproduction der Stammgestalt in einander greifen. Die Aeltern eines Thieres, wie vollkommen sie auch immer denselben Typus ursprünglich getheilt haben mögen, sind doch unter mannigfaltig verschiedenen Bedingungen aufgewachsen; am meisten wird bei dem Menschen, dessen Lebenskreise die größte Verschiedenheit darbieten, die Individualisirung jenes gemeinsamen Charakters fortgeschritten sein. Unter den Veränderungen, die hierdurch die Körper erfahren haben, mögen viele sein, die auf keine physisch wirksame Weise sich in der Fortpflanzung gelten machen; andere werden dies thun. Aus dem Zusammentreffen so verschiedener Bildungstriebe können daher allerdings neue Formen der Nachkommen entstehen; aber diese Kreuzung, welche auch ferner jede so entstandene Eigenthümlichkeit mit einer ihr fremden zusammenzuwirken nöthigt, wird die Verfestigung und unveränderte Fortpflanzung einer jeden hindern. Je mehr namentlich die moralische Sitte dazu führt, über den engen Kreis der Verwandtschaft hinauszugehen, in welchem dieselbe Bildungsform herrscht, um so mehr wird die Vermischung heterogener Eigenheiten das Auseinandergehen der Stammform in feste sehr abweichende Gestalten verhüten, und dafür ein allgemeines beständiges Schwanken in kleinen Grenzen um die Mittellage eines ziemlich gleichbleibenden Durchschnittstypus hervorbringen.

Nach welchen Gesetzen übrigens die Verschiedenheit der älterlichen Körperbildung die des Kindes bedingt, auch darüber haben wir nur wenige allgemeine Erfahrungen. Wenn man annehmen kann, daß durchschnittlich die Abkömmlinge die Mitte zwischen

beiden Aeltern halten, so ist doch fraglich, was die Mitte selbst bedeutet. In einzelnen Beziehungen, wie vielleicht in Betreff des Wuchses, der Körperfülle und mancher Eigenthümlichkeiten der Constitution scheinen die beiden Bildungstriebe in der That sich wie zwei mechanische Kräfte zu einem resultirenden Gesammtproduct zu verbinden, an welchem jeder von ihnen nach seiner Stärke seinen proportionalen Antheil hat; in der physiognomisch bedeutsamen Bildung des Gesichtes dagegen glauben wir häufig eine Zusammensetzung aus einzelnen Zügen zu sehen, deren einige dem Vater allein, andere nur der Mutter gehören, so daß in der Gesammtform fast wie in einer chemischen Verbindung das eine Element an die Stelle des andern mit ihm gleichbedeutenden substituirt erscheint. So ist es nicht selten, die Augen der Mutter und das Haar des Vaters in einem kindlichen Gesicht verbunden zu sehen, dessen übrige Züge vielleicht eine Mischung der Eigenthümlichkeiten beider bilden. In andern Fällen überwiegt jedoch einseitig der väterliche oder mütterliche Charakter vollständig, ohne daß die Bedingungen dieser Erscheinung bekannt wären. Nur in Bezug auf das Geschlecht der Kinder ist es eine wahrscheinlich allgemein geltende Erfahrung, daß, wenn der Vater älter ist, mehr Knaben geboren werden, und daß dies um so mehr zunimmt, je älter der Vater im Verhältniß zur Mutter ist. Man hat hierin einen der Gründe finden wollen, welche das allgemeine Ueberwiegen der Anzahl der gebornen Knaben über die der Mädchen bedingen, und ungefähr 21 männliche Kinder auf 20 weibliche kommen lassen. Da jedoch jene Altersdifferenz die Geburt weiblicher Kinder doch nicht ausschließt, so klärt uns diese Erfahrung wenig über die Ursachen des bekannten Thatbestandes auf. Die größere körperliche Kraft und Rüstigkeit des einen Theils scheint in der Fortpflanzung das Geschlecht der Kinder nicht nach sich zu bestimmen, ja nicht einmal im Stande zu sein, in der Constitution der letztern den Einfluß körperlicher Schwäche oder Krankheit des andern Theils völlig auszugleichen. Daß ferner eigenthümliche Bildungstriebe eine Generation überspringen oder in ihr

schlummern bleiben können, und daß die Züge der Großältern oft ausdrucksvoller an den Enkeln wiederkehren, ist eine bekannte und oft gemachte Bemerkung. Aber selbst die von der neueren Zeit verfehmte Annahme, daß die Phantasie der Mutter ihrem Kinde die Züge eines Bildes mittheilen könne, an dem sie sich versehen, kann ich in Betracht nicht abzuleugnender Thatsachen nicht für unmöglich ansehen, obgleich ich in der Ueberzeugung, daß die gestaltende Kraft der Seele eng begrenzt sei, die abenteuerlichen Mißbräuche dieses Gedankens zur Erklärung aller möglichen Bildungsfehler gern preisgebe.

Fassen wir nun unsere Betrachtungen zusammen, so ist es nur ein Gedanke, den wir über den Ursprung der individuellen Formeigenthümlichkeiten hegen können. Die Lebensgeschichte, die für jeden Einzelnen eines Stammes doch immer eine besondere ist, arbeitet durch abweichende nie ganz gleichartig Mehreren zugemessene Einflüsse seine Organisation zu einer charakteristischen Bildung aus. Sind diese Einwirkungen nun nicht im Stande, die schon verfestigte Körpergestalt dessen, der sie erfährt, merklich von dem allgemeinen Typus seiner Gattung abzulenken, so kann doch ein stärkerer Nachklang derselben in der folgenden Generation eintreten, deren ganze Entwicklung von ihren zartesten Anfängen an bereits unter dem Einfluß dieser veränderten Constitution ihrer Erzeuger steht. Das Ungleichgewicht der Verrichtungen, das Vorwiegen der Thätigkeit einer besonderen Organgruppe, die specielle Richtung, welche die Stoffbereitung des Körpers genommen hat, die einseitigen Erregungen des Nervensystems, endlich die Gewohnheiten, welche Gemüth und Phantasie angenommen haben und deren zarter Einfluß auf die Bildung der Gestalt in der Entstehung des Organismus merklicher sein kann, als in der Umgestaltung des fertigen: alle diese Bedingungen, die in den älterlichen Körpern gegeben sind, mögen einen ursprünglichen Stammcharakter in verschiedene Individualitäten zu zerbilden im Stande sein. Und wie überall die organische Natur nicht leidet, daß ein Bestandtheil ihrer Erzeugnisse ohne Rücksicht auf die übrigen und

ohne eine compensirende Umgestaltung auch in ihnen verändert werde, so wird diese Summe von Bedingungen eigenthümliche Umformungen auch in solchen Theilen hervorbringen, auf welche sich unmittelbar ihr wirksamer Einfluß nicht erstreckte. Die Folgerichtigkeit der organischen Bildung kann daher den neu entstehenden Körper noch weiter und charakteristischer von der Form der Aeltern entfernen, als es aus den einzelnen Motiven der Umformung zu vermuthen war. Man muß hierin den Grund der Acclimatisirung sehen, die im Laufe mehrerer Geschlechter die späteren mit äußeren Bedingungen aussöhnt, an denen ihre Vorfahren zu Grunde gingen; die körperliche Bildung der Nachkommen ist ohne Zweifel hier eine mehr in sich selbst harmonische geworden und hat in neuen Formen das Gleichgewicht wieder gewonnen, welches die fertige und unnachgiebige der Vorfahren unter dem Drucke ungewohnter äußerer Nachtheile verlor.

Vielleicht kann derselbe Gedanke von einer durchgehenden Einheit der organischen Gestaltung noch in anderer Weise einen Leitfaden durch die Mannigfaltigkeit der individuellen Formen bieten. Obgleich die Verschiedenheit dieser Formen so groß ist, daß es möglich wird, jeden Einzelnen durch einen Namen von allen übrigen zu unterscheiden, so ist es doch unwahrscheinlich, daß sie eine ganz principlose Vielheit sei, in der Art, daß irgend eine specielle Bildung des einen Körpertheils mit jeder beliebigen Gestalt eines andern Theils eine Combination bildete, deren Verwirklichung den aufbauenden Kräften des Organismus möglich wäre. Die Willkühr des Carricaturenzeichners geht ohne Zweifel über Grenzen hinaus, welche die Natur selbst innehalten muß. Nicht jede Bildung des Kopfes wird mit jedem Wuchs, nicht jede Armform mit jeder beliebigen Gestalt des Fußes zusammen möglich sein, noch ganz abgesehen von ausschweifenden Größenverhältnissen, durch welche am leichtesten die spielende Phantasie abenteuerliche und unmögliche Bildungen hervorbringt. In der allgemeinen Gleichung, welche das Gesetz des Körperbaues enthält, werden nur bestimmte Werthe der veränderlichen Größen, aus denen sie

zusammengesetzt ist, zu einer möglichen und ausführbaren Form combinirt werden können. Nun ist es nicht unwahrscheinlich, daß diejenigen Verbindungsweisen der Theile, die zu einem festen Gleichgewicht zusammenstimmen, keine andern sind, als die, welche die Natur auch sonst in der Bildung anderer selbständiger Gattungstypen befolgt. Es ist eine alte und bekannte Bemerkung, auf welche Jeder im täglichen Leben von neuem verfällt, wie sehr Physiognomie, Haltung und Bewegung einzelner Menschen an bestimmte Thierarten erinnert. Ich möchte diese Beobachtung nicht dahin gedeutet sehen, daß auch hier die Natur sich in einer grundlosen Wiederholung früherer Typen gefalle, die hier gewiß am unrechten Orte sein würde, wenn sie nicht durch eine mechanische Nothwendigkeit sich rechtfertigen könnte. Bei der durchgehenden Gleichheit des allgemeinsten Formgesetzes, welches die ganze Reihe der Wirbelthiere beherrscht, ist der Gedanke an eine solche Rechtfertigung möglich. Sobald die Natur einmal durch irgend welche Nebenbedingungen von der allgemeinen Normalgestalt des Menschen zu irgend einer charakteristischen Ablenkung veranlaßt ist, wird sie am liebsten und bequemsten in einen der andern feststehenden Accorde verfallen, welche sie in andern Thiergattungen zu beständigen Typen ausgeprägt hat, und deren leichte Ableitbarkeit aus dem allgemeinen Formprincip des Wirbelthierreichs eben dadurch bezeugt wird. Allerdings wird sie nicht zu der übrigen menschlichen Gestalt einzelne thierische Züge hinzufügen, sondern den menschlichen Umriß überall festhalten; aber innerhalb desselben wird sie doch die charakteristischen Lineamente einer Thierart mit jener deutlichen Annäherung an den Gesammteindruck wiederholen, welche wir alle besser aus unmittelbarer Anschauung kennen, als es hier möglich sein würde, sie zu schildern. Man könnte hinzufügen, daß die alltägliche Beobachtung gewöhnlich nur in der Form einzelner Theile, namentlich des Gesichtes, jene Thierreminiscenzen findet, daß sie aber in der That vielleicht regelmäßig durch die ganze Gestalt und ihre Verrichtungen gehen.

Wer hätte nicht blasse Leute gesehen, mit wenig Haar, fisch=

artig hervorquellenden runden Augen, dem Munde des Karpfens? Ihre Lippen haben die Gewohnheit des Schmatzens, ihre Haut ist kalt und feucht; sie treten selten hörbar auf, sondern gleiten auf platten Füßen, deren ganze Sohle den Boden berührt, mehr schlürfend umher. In andern gesellt sich zu der Adlernase die scharfe rundbogig geschwungene Kante der Augenhöhle, der dunkle glänzende Blick des Vogels; ihr Gesicht ist nicht breit, ihr Mund, ohne hervorzuragen, dennoch nach vorn zugespitzt; der längere Hals, die schmalere Brust, der hohe Spann des Fußes mit gehöhlter Sohle, rasche Bewegungen, oft von jener abspringenden Eckigkeit, die dem gehenden Vogel eigen ist, vollenden dieses nicht minder charakteristische Bild. Kleine weiße, meist etwas unregelmäßig stehende Nagezähnchen in zierlicher Kinnlade, mit länglicher Gesichtsform und Vorliebe für trockene süße vegetabilische Speise, kommen zusammen mit kleinem schlanken Körper und artiger Nettigkeit der Bewegungen vor; an ganz andere Thierformen erinnert das mächtige Gebiß mit zermalmenden Backenzähnen und hervorstehenden Eckzähnen, das offenbar für Fleischnahrung und Knochen bestimmt, in einem breiten Gesicht sich öffnet, mit stark hervorspringenden Jochbogen, runder Form des Kopfes überhaupt, untersetzter Gestalt, kurzen und kraftvollen Fingern der Hand verbunden. Aber anstatt diese Bilder zu mehren, wollen wir vielmehr den Zweifel ausdrücken, ob wir in der That ein Recht haben, ihnen so viel Bedeutung zuzugestehen. Unleugbar ist das ganze Gebiet solcher Vergleiche sehr schlüpfrig, und indem wir in ihnen ein ernsthaftes Gesetz der Gestaltung zu ahnen glauben, könnte es uns begegnen, daß wir nur mit dem Uebermuth künstlerischer Phantasie einige wenige wirklich vorkommende Züge zu gar nicht vorkommenden übereinstimmenden Gesammtbildern ausmalen. Man braucht nicht sehr scharf hinzusehen, um schon in den eben angeführten Beispielen einzelne Züge zu entdecken, die zwar ästhetisch bestechend, aber doch, so weit unsere jetzige Kenntniß sie zu beurtheilen erlaubt, physiologisch ohne Sinn sind. Wir müssen daher die Kritik dieses Gedankens überhaupt von einem viel sorgfältigeren

und scrupulöseren Studium der wirklich vorkommenden Gestalten erwarten, als es bisher, der gelegentlichen Beobachtung des täglichen Lebens überlassen, stattgefunden hat; aber allerdings glauben wir, daß eine solche Kritik aus dem Schwalle phantastischer Vergleichungen einen Kern von Wahrheit herausfinden würde.

Kehren wir nun von diesen Bemerkungen über die Entstehung individueller Bildungen zu dem allgemeinen Typus eines Stammes zurück, so macht uns die Zähigkeit, mit welcher ganz specielle Familiencharaktere sich oft durch viele Geschlechter erhalten, darauf aufmerksam, mit wie viel größerer Consequenz ohne Zweifel jeder allgemeinere in sich harmonische Stammcharakter sich gegen seine Verwischung wehren wird. Wir können nicht zweifeln, daß eine Nation, deren sämmtliche Glieder einmal dieselbe Grundform übereinstimmend theilen, selbst die geringsten Eigenthümlichkeiten derselben stetig vererben werde, so lange keine Kreuzung mit anders gebildeten Stämmen eintritt. Das Mißtrauen, welches man dabei gegen die Kraft und Lebensfähigkeit von Geschlechtern hegt, die lange nur durch Kreuzung innerhalb eines engen Kreises nahe verwandter Formen sich fortpflanzten, ist einem natürlichen Stammcharakter gegenüber ohne Grund, und gilt nur, wo einseitige Einflüsse der Cultur in einzelnen Familien eben jenem allgemeineren Charakter eine specielle Ausbildung gegeben haben, deren fortdauerndes Anwachsen ein Ungleichgewicht des ganzen organischen Lebens bedingt. Ueberblicken wir die Geschichte der Völker, so sehen wir überall da, wo eine solche ungestörte einheimische Abfolge der Generationen stattgefunden hat, die alten nationalen Physiognomien und die Eigenthümlichkeiten des Körperbaues durch Jahrtausende unverändert fortdauern. Die Denkmäler Assyriens und Aegyptens, um viele Jahrhunderte unserer Zeitrechnung vorangehend, lassen uns in ihren bildlichen Darstellungen die Gestalten und Gesichtszüge derselben Völker erkennen, die noch jetzt jene Gegenden bewohnen. Der Charakter des israelitischen Volkes hat

sich trotz seiner Zerstreuung durch alle möglichen Klimate überall kenntlich erhalten und läßt nur eine gewisse Anzahl beständig wiederkehrender Variationen wahrnehmen. Selbst die unterscheidenden Züge des griechischen, des römischen, des celtischen und des germanischen Körperbaues lassen sich trotz der außerordentlichen Durcheinanderwürfelungen, welche diese Nationen im Laufe der Geschichte erfahren haben, noch immer in einzelnen Landstrichen als die herrschenden Formen der leiblichen Bildung wieder erkennen. Und in der That hatten wir keinen Grund, es anders vorauszusetzen. Die Organisation einer natürlichen Art ist nicht eine so gebrechliche und in sich unharmonische Maschinerie, daß sie voraussichtlich nur in seltenen Glücksfällen sich in der Fortpflanzung vollkommen gleich wieder erzeugte; mit Unrecht würden wir ein Mißtrauen dieser Art, das uns bei der Vorausberechnung der Erfolge künstlicher Vorrichtungen überkommt, auf die regelmäßige Vorausbestimmung von Naturereignissen übertragen. Räthselhaft ist daher weit weniger die zähe Beständigkeit der Stammarten, als vielmehr die erste Entwicklung derselben selbst, sobald wir voraussetzen, daß auch sie, mit ihren weit größeren Unterschieden von einander, sich in ähnlicher Weise aus einem allgemeineren Gattungscharakter entwickelt haben, wie wir die kleineren Variationen der individuellen Bildungen aus der Form eines Stammes hervorgehen sehen.

Daß diese vielerwogene Frage von der Arteinheit oder Nichteinheit des ganzen menschlichen Geschlechts bis jetzt eine entschiedene Antwort nicht erhalten könne, wird, wie ich glaube, ziemlich das allgemeine Gefühl aller Unbefangenen sein. Aber ein Bedenken drängt sich doch überhaupt sogleich gegen die Stellung der ganzen Frage auf. Es würde eine willkührliche Voraussetzung sein, dem abgestuften Klassensystem, in welchem wir Familien unter einen Stammnamen, Stämme unter den Begriff einer Nation, Nationen unter die Bezeichnung einer Race vereinigen, um endlich alle Racen in den einen Gipfel der menschlichen Gattung zusammenlaufen zu lassen: es würde willkührlich sein, dieser Stufenordnung

neben der logischen und physischen zugleich durchgängig eine historische Bedeutung zu geben. Logisch allein ist allerdings ihr Sinn nicht; denn wir können nicht meinen, lediglich zur Bequemlichkeit unserer Uebersicht Gestalten hier zusammengestellt und angeordnet zu haben, ohne daß ein in ihrer Natur liegender Zusammenhang der Verwandtschaft sowohl diese Vereinigung als die Reihenfolge der Stellung rechtfertigte. Aber ebenso, wie wir die verschiedenen Gattungen der Pflanzen als verwandte Modificationen eines allgemeinen Typus fassen, der doch an sich selbst, als Pflanze überhaupt, nie eine Wirklichkeit hatte, so können jene Unterschiede der Menschenracen Abwandlungen eines Gattungscharakters sein, der als solcher ihnen eben so wenig in natürlicher Wirklichkeit voranging. Sie sind sämmtlich die möglichen Fälle, die aus der allgemeinen Gleichung des menschlichen Wesens entspringen können, wenn die einzelnen Parameter, von denen die charakteristische Einzelform seiner Bildung abhängt, entweder so oder anders bestimmt werden. Bei unserer Unkenntniß dieser Gleichung und ihrer physischen Verwirklichungsweise ist es eine nicht sogleich widerlegbare, aber doch willkührliche Annahme, daß der allgemeine Gattungstypus zu Anfang in einer wirklichen, und nur in Einer wirklichen Form sich ausgeprägt habe, die verschiedenartige Bestimmung der Parameter aber, von der die späteren Unterschiede abhängen sollen, an diesem schon bestehenden Naturgeschöpf erst nachträglich und successiv durch die Einwirkung äußerer Lebensbedingungen erfolgt sei. Wir müssen überall vielmehr der andern Möglichkeit eingedenk bleiben, daß jede einmal erfolgte Realisirung des allgemeinen Typus in irgend einer wirklichen Form gerade die historische Entwicklung anderer Formen aus dieser abgeschnitten habe, ganz ebenso, wie der Körperbau des Kindes in weiten Grenzen unbestimmt ist, so lange es noch nicht erzeugt ist, sondern nur die Organisation der Aeltern feststeht, von denen es hervorgebracht werden soll; das Erzeugte dagegen hat nur Eine Constitution mit Ausschluß aller übrigen.

Es ist natürlich, daß man zwischen beiden Möglichkeiten durch

die genauere Analyse des bestimmten vorliegenden Falles wird zu entscheiden suchen. Niemand wird an ein Ursäugethier denken, das einst gelebt, und aus dem durch äußere Einflüsse erst Elephanten, Kameele und Rinder allmählig entstanden seien; in den Variationen des menschlichen Geschlechtes dagegen komme kein so excessiver Unterschied vor, der eine historische Ableitung aus Einem Quelle verbiete. Es ist wahr: keine Menschenrace besitzt ein physiologisch bedeutsames Organ, das der andern fehlte; in keiner haben vielfach vorhandene Theile, wie Zähne oder Fingerglieder, naturgemäß eine andere Anzahl als in einer andern; keine einzige Articulation des Skelets, keine Muskelschicht ist in verschiedenen Racen nach verschiedenen Principien gebildet oder gelagert; alle sind zu aufrechtem Gange geschaffen, alle sprachfähig; die physiologischen Verrichtungen theilen sie alle nach einem gemeinsamen Plane; in der Lebensdauer, in der Dauer der Schwangerschaft, in dem Eintritt der Mannbarkeit finden sich neben den zahlreichen Schwankungen, denen das menschliche Geschlecht in Bezug auf jeden dieser Punkte ausgesetzt ist, keine beständigen Zeitunterschiede, welche die verschiedenen Racen von einander trennten. Alle ihre Differenzen sind Abweichungen in den Größenproportionen der Körpertheile und hauptsächlich in der Bildung und Färbung der äußeren Bedeckungen. Gewiß, wenn die Natur nicht den Neger schwarz, den Indianer roth gefärbt hätte, so würde in der ganzen übrigen Organisation dieser Stämme zwar vielleicht der sonderungslustige Sinn des Naturforschers, aber nie die allgemeine Phantasie der Menschen einen Grund gesucht haben, sie als verschiedene Arten zu behandeln und von einem gemeinsamen Ursprunge auszuschließen. Denn die wirklich noch vorhandenen Unterschiede gehen, wie alle Differenzen, die nur auf Größenverhältnissen und deren wechselnden Combinationen beruhen, durch unzählige Mittelstufen in einander über; selbst die Farbencontraste mildern sich durch die Beobachtung, daß zwar eigentliche Mitteltinten nicht vorkommen mögen, daß dagegen in einzelnen Fällen, in einzelnen Hautflecken am Ende jede Race das unterscheidende Pigment der andern pro=

ducirem kann, daß folglich auch diese Abweichungen immer wieder aus einem allgemeinen Gattungscharakter entwickelbar erscheinen. Fügen wir endlich hinzu, daß die verschiedenen Racen sich durch Kreuzung fortzupflanzen im Stande sind, so geht aus alle dem ohne Zweifel hervor, daß die engste Analogie der physischen Bildung alle diese Variationen des menschlichen Geschlechtes vereinigt.

Aber alle diese Umstände, selbst der letzte, wie ich später zu bemerken haben werde, beweisen nicht, daß die physische Analogie auch eine historische Verwandtschaft des Ursprungs einschließe. Jene beschwichtigenden Vergleiche sind unsicher, die den Abstand zweier Extreme durch unzählige Mittelstufen verwischen möchten; denn eben, wenn wir zugeben, daß durch unmerkliche Größenveränderungen das eine in das andere übergehen könne, so ist auf diese Weise zuletzt Alles aus Allem zu machen. Es handelt sich aber darum, ob die Natur mit ihren wirkenden Kräften an dem physischen Material, welches sie bearbeitet, gerade diese Reihe von Uebergängen vollziehen kann, welche unsere Phantasie an dem bloßen Bilde einer Gestalt mit größter Leichtigkeit ausführt. Es fällt nicht schwer, in Gedanken jede Krystallform durch immer wiederholte kleine Abstumpfungen und Zuschärfungen der Kanten und Ecken zuletzt in jede andere zu verwandeln. Aber die Mineralien sind eigensinniger; sie verweigern oft durchaus, neben ihrer gewöhnlichsten Form eine andere anzunehmen, die, blos stereometrisch betrachtet, jener ganz nahe verwandt scheinen könnte; für die bildenden Kräfte lag sie doch sehr weit ab und war gar nicht erreichbar. Von der menschlichen Gestalt wissen wir gar nicht, welchen großen oder kleinen Werth für sie jene Proportionsverschiedenheiten haben, die wir in den Racen antreffen; den Werth der Hautfärbung dagegen bin ich sogar geneigt sehr hoch anzuschlagen, denn durch die Bildung der Haut überhaupt unterscheidet der Mensch sich sehr wesentlich von den Thieren.

Nun ist es wahr, daß die in früheren Zeiten lebhaft bemerkten Contraste zwischen den einzelnen Racen sich gegenwärtig durch die bessere Kenntniß vieler Zwischenformen, welche ihre

extremsten Formen unter einander nähern, gemildert haben. Allein einen erheblichen Beweis für die Einheit des ganzen Geschlechtes kann ich doch hierin nicht finden. Geschichtlich ist es äußerst unwahrscheinlich, daß nicht schon früh selbst zwischen Stämmen von sehr abweichender Bildung Kreuzungen stattgefunden haben sollten, aus denen allmählig eine Menge von Mittelformen entstanden sein kann. Wir können daher freilich nicht geneigt sein, jede Stammeigenthümlichkeit, die sich jetzt noch vorfindet, selbst wenn sie in größeren Bezirken herrschend vorkommen sollte, unmittelbar als eine ursprüngliche besondere Form der menschlichen Gattung zu betrachten. Es liegt in der Natur der Sache und ist immer so gehalten worden, daß hier, wie bei der Betrachtung jeder Mannigfaltigkeit, in der durch viele Mittelstufen am Ende sehr verschiedenartige Glieder verbunden sind, unsere Aufmerksamkeit sich besonders auf jene ausgezeichneten Punkte der Reihe richtet, in denen Merkmale, welche von da nach beiden Seiten hin an Deutlichkeit und Reinheit abnehmen, sich am bestimmtesten zu einem in sich abgeschlossenen und ausdrucksvollen Bilde verdichten. Finden wir nun, daß es solcher Punkte mehrere gibt; finden wir, daß eine Menge eigenthümlicher Bildungszüge, die in verschiedenen Stämmen vereinzelt und andeutungsweise vorkommen, sich in andern allmählig sammeln und eine gewisse ausschließliche Combination unter einander eingehen; finden wir, daß sie zuletzt, jeder einzelne deutlicher hervortretend, eine immer festere und charakteristischere Verbindung knüpfen, und sehen wir endlich, daß dies so entstehende Bild nicht nur eine zufällig irgendwo vorkommende Sonderbarkeit, sondern das gleichförmige Gepräge einer großen, ausgedehnten, immer in gleicher Weise sich wieder erzeugenden Nation ist: so gestatten diese Thatsachen zunächst gewiß nur den einen wahrscheinlichen Schluß, daß man in jedem solchen Bilde eine ursprüngliche Gestaltungsform erreicht habe, die nicht aus vielerlei bedingenden Umständen allmählig zusammengeflossen sei. Viel eher werden wir die Mittelformen, die zwischen diesen ausgezeichneten Punkten liegen, als Producte solcher Nebenbedingungen fassen,

welche die eine oder die andere jener festeren Stammformen in minder charakteristische Bildungen abgelenkt haben. Die Gestalten des Negers und des rothen Indianers sind beispielsweis zwei solche durchaus lebendige und in sich zusammenstimmende Gemälde, deren einzelne Züge eine unbefangene Anschauung kaum aus tausend verschiedenen kleinen Einwirkungen von außen würde herleiten mögen. Es kommt hiergegen sehr wenig in Betracht, daß auch ohne Kreuzung der Racen manche Europäerköpfe den Typus des Negers oder sein Wollhaar zeigen; eine Thatsache, die ohnehin, wenn man nicht eine ziemlich oberflächliche Aehnlichkeit für Gleichheit nehmen will, außerordentlich viel seltner sein dürfte, als angenommen wird. Es kommt wenig in Betracht, daß auch unter Negern einzelne weiße oder hellfarbige Kinder geboren werden, unter Europäern partielle Hautschwärzungen vorkommen. Alle diese Erscheinungen sind aus Krankheit oder local und zeitlich beschränkten Bedingungen erklärbar; keine tritt bei großen Völkern dieser Racen als eine durch Jahrhunderte hindurch gleichförmig wiederkehrende Aeußerung ihrer lebendigen Gestaltungstriebe auf. So lange daher nicht andere Erwägungen uns eine entgegengesetzte Ansicht aufdrängen, wird die ursprüngliche Verschiedenheit einer nicht sehr großen, obgleich vielleicht niemals genau bestimmbaren Anzahl von Stammformen die natürlichere Annahme sein; doch hat es allerdings ein selbständiges naturwissenschaftliches Interesse, der Möglichkeit einer Umformung dieser Typen in einander nachzuforschen.

Die Verschiedenheiten der Wohnplätze, der Klimate, der Nahrung und Lebensweise, so wie der geistigen Cultur sind als Bedingungen dieser Umwandlung in Anspruch genommen worden. Geschichtliche Beobachtungen liegen indessen nicht vor, welche von irgend einer Combination dieser wandelbaren Elemente die Fähigkeit bezeugten, jene so weit gehenden Veränderungen der menschlichen Entwicklung hervorzubringen. Wir sind genöthigt, stückweis die Wirkungen zusammenzulesen, die jedes von ihnen in geringerem Maße auf die Gestaltung einzelner besser bekannter Stämme aus-

übt, und doch sind selbst diese Einzeleinflüsse noch nicht alle durch genügende Beobachtungen sicher gestellt; noch unsicherer wird das Bild ihres Gesammterfolges sein, das wir uns entwerfen. Die Wirkung, welche Licht und Schatten auf die Haut äußern, war ohne Zweifel wenigstens für die außerwissenschaftliche Phantasie immer der überredendste Beweis für die Macht des Klima. Daß die heiße Sonne Sudans den weißen Menschen zum Neger geschwärzt, galt als die natürlichste Hypothese, der etwas schüchterner als Gegenbild die Vermuthung nicht gefehlt hat, der ursprünglich schwarze Urmensch sei unter günstigen Bedingungen allmählich zum Kaukasier gebleicht. Der weiße Menschenstamm schien in seinen beiden Varietäten, der blonden gelb- oder rothhaarigen lichthäutigen blauäugigen und der brünetten schwarzhaarigen dunkelhäutigen schwarzäugigen schon die Anlage zu einem Auseinandergehen in verschiedene Racen zu tragen; fügte man die Annahme hinzu, daß die Färbung der Haare und der Haut auf einem und demselben physiologischen Grunde beruhe, so lag die Hoffnung nahe, die Mannigfaltigkeit der Typen aus diesem einen entwickeln zu können. Die Thatsachen entsprachen dieser Hoffnung nicht. Der ganze durch alle Zonen ausgedehnte Continent Amerikas war von dem trotz zahlreichen Modificationen doch identischen zimmtbraunen Stamme bewohnt, von dem nur die nördlichste Bevölkerung in den Polargegenden abweicht; in der heißen Zone der alten Welt finden sich von West nach Ost Negervölker, braune malayische Stämme und weiße kaukasische unter kaum verschiedenen klimatischen Bedingungen; in den gemäßigten Erdgürtel theilen sich kaukasische und mongolische Bildung. Nie hat ferner, wo eine Kreuzung der Racen mit Sicherheit ausgeschlossen war, ein weißer Stamm unter den Tropen mit der oberflächlichen Bräunung der Haut zugleich deren negerartige Sammtglätte, sein Haar die Natur der Wolle, seine Kopfbildung den Typus der schwarzen Race oder sein geistiges Leben das Naturell derselben angenommen, noch ist umgekehrt mit der Verbleichung, die das Colorit des Negers unter einem unzusagenden kältern Klima erfährt, ein wirklicher Uebergang in kauka-

sische Bildung verbunden gewesen. Nachdem die Negerbevölkerung Amerikas so zahlreiche Gegenstände der Beobachtung dargeboten hat, lohnt es sich nicht mehr, auf einzelne unanalysirbare Erzählungen früherer Zeit zurückzukommen, nach denen irgend ein einzelner Neger in Europa gebleicht sein soll. Daß Jahrtausende hierin mehr bewirken würden, als Jahrhunderte, ist nicht wahrscheinlich; denn Jahrtausende sind es doch schon, daß wir weit weniger auffallende Bildungsunterschiede nahe unter einander verwandter Stämme ungeschmälert fortdauern sehen. Man hat diesen Erfahrungen sich zu accommodiren gesucht. Jede Race sei am Anfange der Geschichte, obwohl nicht nothwendig gleichzeitig, in einem Klima, das ihr entsprach, aus dem Urstamme hervorgegangen; einmal entstanden aber sei sie unveränderlich geworden und der ursprüngliche allgemeine Charakter der Menschheit, nachdem er eine dieser specifischen Gestaltungsformen angenommen habe, könne nun durch keine entgegengesetzten klimatischen Einflüsse mehr in die Stammform zurück, oder in andere Racengestalten hinübergebildet werden; nur die Kreuzung der Racen stelle mittlere Formen wieder her. Mancherlei Schicksale seien hinzugekommen, um die so entstandenen Varietäten über die Grenzen ihrer ursprünglichen Wohnsitze hinaus zu treiben, und die gegenwärtige klimatische Verbreitung derselben entspreche nicht mehr den klimatischen Bedingungen ihrer Entstehung. Man sieht indessen, wie nahe diese Meinung eigentlich doch der andern kommt, daß jene ursprüngliche Einheit nur in dem Gattungsbegriffe des Menschen gelegen habe; denn da für sie selbst der kaukasische Typus nur eine dieser klimatisch abgeleiteten Formen sein kann, weil er als Urform ja noch jene Umwandlungsfähigkeit in verschiedene Racen besitzen müßte, so ist die Annahme eines physisch realisirten und historisch vorhanden gewesenen Urbildes eine willkührliche Zuthat zu dem Bestehenden.

Auch Erfahrungen aus der Thierwelt sind der Annahme so großer klimatischen Einflüsse nicht günstig. Man wird nicht Beispiele anführen mögen, deren Beweiskraft nur auf gleich unsicheren

Vermuthungen beruhen würde, wie vielleicht die außerordentliche Verschiedenheit der Hunderacen. Da wir durchaus nie eine derselben ohne Kreuzung mit einer andern ihren Typus verlassen sehen, so ist die Voraussetzung ohne Grund, sie für mannigfaltige Ausartungen einer früher bestandenen Urrace zu halten; vielmehr ist ihre ursprüngliche Verschiedenheit gleich wahrscheinlich wie die der Menschen. Rinder, Pferde und Schafe dagegen sehen wir allerdings unter dem Einflusse der Zucht und des Klima in Spielarten auseinandergehen, deren äußerer Umriß zum Theil ziemlich auffällig von dem allgemeinen Typus ihrer Gattung abweicht, nicht nur dadurch, daß bald die Fetterzeugung, bald die der Wolle gesteigert wird, und daß einzelne übermäßige oder seltsame Bildungen der Hörner und Schwänze sich einfinden, sondern auch durch Aenderungen in den Proportionen der Skeletbildung, die sich bei Reinhaltung der Race fortpflanzen. Diese Verschiedenheiten entsprechen den ähnlichen Variationen des Wuchses, die wir innerhalb desselben menschlichen Stammes nach Maßgabe der äußeren Bedingungen oft eintreten sehen und ebenso oft vermissen. In der Regel verkürzt sich die Gestalt bei höherer Kälte des Klima, aber der größte Wuchs gehört doch der gemäßigten Zone; mäßig trockene und warme Ebenen entwickeln die Formen voll und kräftig zugleich, feuchte Niederungen erzeugen eine schlaffe breite Fülle, Berghöhen geben kürzere, gedrungene und magere Gestalten; übermäßige, schon während des Wachsthums beginnende Arbeit hält den Wuchs zurück und die Bevölkerung der Städte ist durchschnittlich länger und schlanker als die des Landes. Aber die Ausnahmen von allen diesen Regeln sind zahlreich und man erinnert sich an ihnen, daß die äußeren Bedingungen ein vielverschlungenes Gewebe sind, dessen Kenntniß noch in seinen Anfängen ist. In den Thieren nun zeigen alle jene Variationen, wie sie auch entstanden sein mögen, nicht die Kraft, sich nach dem Aufhören ihrer Ursachen und unter verändertem Klima fortzuerhalten; sie arten nach und nach in den allgemeineren Charakter der Stammart zurück.

Die Erfahrungen sprechen daher im Ganzen nicht für eine so bedeutende umgestaltende Kraft der äußern Einflüsse, welche wir jetzt kennen; und in der That hat man oft versucht, die Bildung der Racen von andern uns unbekannten, aber intensiver wirkenden klimatischen Gewalten der Vorzeit abzuleiten. Es liegt eine gewisse Häufung des Schwierigen darin, für ein Ereigniß, dessen Wirklichkeit nicht sicher ist, Ursachen anzunehmen, von denen man sich keine Vorstellung machen kann. Beruft man sich darauf, das Leben der Erde sei vormals schöpferischer, intensiver gewesen als jetzt, so wird diese etwas unbestimmte Anschauung ganz ebenso leicht für die entgegengesetzte Ansicht benutzbar sein. Je productiver die Erde war, desto wahrscheinlicher, daß sie gleich anfangs verschiedene Typen neben einander schuf. Gleichwohl wird es unmöglich sein, die Vermuthung einer ursprünglichen Einheit des Menschengeschlechts vollkommen zu widerlegen, und so gewichtvoll die Analogien sein mögen, auf welche sich die Abneigung der Naturforscher gegen sie gründet, so reichen sie doch nicht aus, auf eine zwingende Weise die nothwendige Vielheit der anfänglichen Bildungen darzuthun.

Sollte indessen der Gedanke einer allmähligen Entwicklung der Racen durch äußere Einflüsse wieder aufgenommen werden, obwohl er die Abhängigkeit eines Organisationstypus von der unorganischen Welt in ebenso greller Weise wie der entschlossenste Materialismus lehrt, so würden wir doch die klimatischen Einflüsse nur als mithelfende Bedingungen ansehen, welche den Bildungstrieb zwar aus der Richtung seines ursprünglichen Weges ablenken, in einen neuen Weg aber nur deshalb überführen können, weil er selbst in diesen überzuspringen und in ihm zu verharren eine natürliche Neigung hat. Wenn zu einem chemischen Element eine größere Menge eines zweiten gefügt wird, als zur Erzeugung der niedrigsten Verbindungsstufe beider gehört, so bleibt der Ueberschuß zunächst unverbunden. Vermehrt man ihn aber noch weiter, so kann ein Punkt kommen, an welchem unter günstigen Verhältnissen auch diese vergrößerte Masse des zweiten Elements von dem ersten

völlig gebunden wird und mit ihm zu einer andern eigenthümlichen Verbindung zusammenschmilzt. Aehnlich könnte man sich vorstellen, daß auf eine feststehende organische Form die Summe der äußern Einflüsse zuerst umgestaltende Einwirkungen ausübt, die lange Zeit nicht vermögen, die beständige Wiedererzeugung dieser Stammform zu verhindern, und die deshalb nur untergeordnete individuelle oder nationale Eigenthümlichkeiten begründen, den Variationen der Zuchtthiere vergleichbar, die nur so lange dauern, als ihre bedingenden Ursachen. Aber es könnte bei längerer Dauer solcher Einflüsse ein Punkt erreicht werden, an welchem der organisirenden Kraft ihre Selbsterhaltung leichter wird, wenn sie die ursprüngliche Form ganz aufgibt und in eine neue überspringt, eine solche nämlich, die in der allgemeinen Gleichung des Organismus ebenso wie jene nicht nur als Möglichkeit, sondern als bevorzugte Möglichkeit enthalten war, weil in ihr, wie in jener, die bildenden Triebe wieder ein stabiles, zu beständiger Wiedererzeugung fähiges Gleichgewicht gefunden haben. Die Mannigfaltigkeit aller möglichen Bildungsformen würde uns dann wie eine Reihe erscheinen, welche mehrere Maxima der Festigkeit, der innerlichen Uebereinstimmung und der organischen Selbsterhaltungskraft besitzt. Wird die organische Entwicklung durch äußere Einflüsse von einem dieser Maxima, dieser ausgezeichnetsten Gestalttypen abgelenkt, so erzeugt sie zunächst schwankende, veränderliche, ungewisse Formationen, die beständig, wenn die äußern Bedingungen nachlassen, nach jenem festeren Typus zurück gravitiren, dem sie am nächsten liegen. Ist jedoch einmal der bildende Trieb durch eine Summe von Ablenkungen bis zur Wasserscheide zwischen seinem eigenen Gebiet und dem des benachbarten Maximum getrieben, so wird er nun nicht mehr durch die Kraft der äußern Umstände, sondern durch seinen eignen Fall, seine eigne Beschleunigung, die wieder ein sicheres Gleichgewicht der Kräfte sucht, völlig über sich selbst hinausgeführt, und es entstehen Bildungen nach einem neuen, wieder constanten Typus, der ebenso wie der frühere eine Wurzel der allgemeinen Formgleichung ist. Eine solche Vorstellungsweise würde die große

Zähigkeit erklären, mit welcher gewisse, von äußeren Bedingungen unabhängig gewordene Hauptformen sich überall erhalten; sie würde zugleich begreiflich machen, wie um diese herum sich eine große Anzahl veränderlicher, leichter verwischbarer, in Wahrheit von äußern Einflüssen abhängiger Zwischenformen gruppirt, und endlich würde sie die Entstehung einer jener Hauptformen aus der andern als möglich erscheinen lassen, ohne zu durchaus ungewohnten und unangebbaren Ursachen der Umwandlung greifen zu müssen. Was eine Jahrtausende hindurch fortgesetzte Einwirkung äußerer Reize auf einen Stamm, dessen Natur durchaus nur zu einer einzigen festen Entwicklungsweise vorbestimmt war, nicht bewirken konnte: diese Mannigfaltigkeit der Gestaltungen konnte recht wohl aus derselben Einwirkung hervorgehen, wenn sie auf einen Bildungstrieb geschah, der außer vielen zufälligen Ausprägungen, in denen er nicht ruhen kann, doch von Haus aus in mehreren Accorden von gleich fester Fügung sich auszugestalten vermag. Aber freilich ist erfahrungsmäßig auch dies noch nicht erwiesen, was wir hierbei voraussetzen, daß nämlich jene zahlreichen Uebergangsformen, ihrer natürlichen Heimat entrückt, weniger unwandelbar sind, als die Kernformen, die wir uns als ihre Ausgangspunkte dachten.

Auf alle Fälle würde die Mannigfaltigkeit der wirklich vorkommenden Formunterschiede zu groß sein, um sie hier zu beschreiben, und das Interesse einer allgemeinen Anthropologie erfordert nicht die Lösung dieser umfänglichen ethnographischen Aufgabe. Suchen wir aber nur jene Hauptformen auf, so scheint kein Grund vorhanden, die bereits von Blumenbach gegebene Eintheilung in die fünf Hauptstämme der Neger, der amerikanischen Rothhäute, der Malayen, der Mongolen und der Kaukasier zu verlassen.

Mit Ausnahme der blaß fleischroth bleibenden Innenflächen von Hand und Fuß färbt der bei der Geburt röthliche Körper des Negerkindes sich sehr bald durch eine unter der Oberhaut

liegende Schicht von Pigmentzellen. Die Schwärze, deren hellere und tiefere Töne zum Theil nationale Verschiedenheiten der Stämme sind, wird intensiver durch Hitze und Licht, und bleicht im Alter und in kälterer Luft; ihre tiefste Schattirung kommt nicht genau unter dem Aequator, sondern nördlich und südlich von ihm vor. Die Haut ist sammetweich und ölig, durch eine beständig stark riechende Ausdünstung dem Europäer unangenehm. Die Haare, kohlschwarz, nicht von kreisrundem, sondern von länglichem Durchschnitt, in der ersten Kindheit weich, bald härter, in einzelnen Büscheln zusammenstehend, drehen sich in Spiralen von sehr geringer Weite und verfilzen sich, das einzelne nicht länger als einige Zoll, unter einander zu einem dichten wollartigen Gewebe. Die Dimensionen des Körpers erinnern in mancher Beziehung an thierische Formen. Das Becken, wenigstens des männlichen Geschlechts, ist enger als das der kaukasischen Race und die Darmbeine stehen steiler aufgerichtet, daher eine geringere Breite der Hüften und hervorhängender Unterleib. Der Oberarm ist entweder kürzer oder doch nicht länger als der des Europäers, aber der lange Vorderarm und die ebenfalls lange und schmale langfingerige Hand bewirken einen auffallenden Eindruck von Langarmigkeit. Auch der Oberschenkel ist im Verhältniß zum Unterschenkel kürzer, das Bein mager und soll häufig sehr kenntlich durch seitliche Zusammendrückung die Form des Thierbeines zeigen. Eine wenig entwickelte Wade leitet endlich zu einem langen Plattfuß, dessen ganze Sohle den Boden berührt, ohne Spannhöhe, mit breitem niedrigen Hacken und kleinen Zehen, von denen die große deutlicher als bei Europäern der zweiten an Länge nachsteht und durch weiteres Abstehen von den übrigen auffällt. Ein kurzer Hals mit starker Musculatur trägt den seitlich zusammengedrückten, von vorn nach hinten länglichen Kopf. An die niedrige geneigte Stirn schließen sich zwischen stumpf vorragenden Rändern der Augenhöhle platte Nasenbeine, mit abgerundetem Ausschnitt, breit vorspringende eckige Jochbeine, weit nach vorn ausladende Kiefer mit schräg auf einander treffenden Zahnreihen und dicken wulstigen Lippen. Das zurückweichende

Kinn ist fast bartlos, das Ohr klein, aber dick in seiner Wandung und abstehend. Eine horizontale Linie, die Oeffnung des äußern Gehörganges berührend, bildet mit einer andern, welche die hervorragendsten Punkte von Stirn und Oberkiefer verbindet, einen Winkel von 70—75°. Dieser Winkel ist in allen Racen bei dem Kinde größer als bei dem Erwachsenen; bei dem Neger wächst der Gesichtstheil des Kopfes besonders stark nach, und der Schädel tritt um so mehr gegen ihn zurück. Aber das häßliche Bild, welches die Vereinigung aller dieser thierähnlichen Züge gegewährt, ist doch in vielen Stämmen durch feinere Bildung veredelt. Die ebenholzschwarzen Joloffs, die röthlichen Aschanti's, die gelblich schwarzen Mandingos und Fellatahs, auch an intellectuellen Anlagen hervorragend, besitzen edleren Wuchs und zum Theil schöne Gesichtszüge; selbst die breite und eingedrückte Nase ist in einigen Stämmen durch eine hervortretende fast adlerartige Bildung verdrängt. Die ganze Race ist ursprünglich auf das Innere, den Westen und Süden des afrikanischen Continents beschränkt; im Südwesten schließt sich an sie die schmutzig hellbraune kleine hagere und häßliche Nation der Hottentotten, im Südosten die größere wohlgewachsene broncebraune Race der Kaffern.

Der rothe Menschenstamm bewohnt mit Ausnahme der Polarregionen das ganze amerikanische Festland. Das Colorit, von der Farbe eingeweichten Sohlenleders bis zu verschiedenen Schattirungen dunkleren und helleren Rothbrauns wechselnd, ist tiefer und ausgeprägter bei bedeutender Uebung körperlicher Bewegung. Trotz mannigfacher Unterschiede der einzelnen Stämme ist doch der im Ganzen sehr gleichförmige Eindruck, den die Bildung aller macht, von jeher von den Beobachtern hervorgehoben worden. Der Wuchs der meisten ist nicht sehr hoch, sondern gedrungen und untersetzt, Brust und Arme musculös und entwickelt, die Beine weniger voll und wohlgebildet. Die Hände, deren Kälte als ein charakteristisches Zeichen selbst bei Mischlingen der Race mit Europäern noch vorkommen soll, sind klein, wie auch die Füße; Finger und Zehen schmal und lang, die große Zehe etwas ab=

stehend; die Haltung des Körpers aufgerichtet, der Unterleib lang und hervortretend. Der Kopf, dem mehrere Stämme durch Pressen und Binden in der Kindheit künstliche Formen geben, ist bei wenig entwickeltem Hinterhaupt breit in der Mitte. Das Gesicht ist groß, doch nicht platt, stark hervortretende, doch nicht eckige Backenknochen verlegen seine größte Breite in die Gegend der Wangen, die gerundet, voll und geschwungen sind; aber auch im Profil ist die Entfernung vom Ohr bis an die Umrißlinie des Gesichts bedeutend. Die niedrige geneigte nach oben sich verengende Stirn deckt mit hervorragenden Höckern weite tiefe etwas nach innen und unten gestellte Augenhöhlen; die Augen selbst, mit schwarzer oder brauner Iris, von bogenförmigen Braunen überwölbt, sind von ernstem finsterem Blick, dessen Contrast mit dem sanfteren Ausdruck des großen Mundes erwähnt wird. Die Nase tritt mehr oder weniger gebogen, häufig in der Form der Adlernase oder mit einer Brechung ihrer Umrißlinie hervor; die Lippen sind breit, doch nicht wulstig; das Ohr zierlich und klein, der Bart meist sehr dünn oder kaum vorhanden, das Haar schwarz grob lang glänzend und durchaus schlicht. So herabgekommen viele dieser Stämme sein mögen, so liegt doch in ihrem Bildungstypus ein Charakter, der zu ästhetischer Idealisirung weit mehr als die Gestalt des Negers auffordert.

Die malayische Race gewährt ein weniger charakteristisches Bild. Die Inseln des indischen und des großen Oceans sind von einem Völkergemisch eingenommen, dessen Herkunft und dessen Zugehörigkeit zu den übrigen Racen schwer zu ermitteln ist. Unter diesen Stämmen unterscheidet man die Malayen, die von den Philippinen, wie es scheint, und von den umliegenden Inseln als ihrer Heimat ausgegangen, auf dem Festland die Halbinsel Malacca besetzt haben. Ihre Hautfarbe ist braun, in mannigfachen Schattirungen vom Kastanienbraun bis zum Rhabarbergelb wechselnd, das reiche Haar des Kopfes schwarz, dicht lockig und weich, die Gestalt schlank und von mittler Größe, doch musculös und außerordentlicher Gewandtheit fähig; Hände und Füße klein. Der

Schädel ist mäßig schmal, die Stirn hoch und krumm gewölbt, die Augen weit geschlitzt, die Nase breit und weitflügelig, der Mund groß, der Oberkiefer wenig hervorspringend, das Kinn spitz, die Züge des länglichen Gesichts mehr ausgeprägt als abgerundet.

Die gelbe mongolische Race ist über ein ungeheures Terrain ausgebreitet. Sie nimmt die Polarregionen von Europa und Amerika ein und wohnt in Asien vom kaspischen Meere und vom Ural bis nach Japan und Korea, vom nördlichen Eismeer bis zum Himalaya, dem Ganges, dem Meerbusen von Bengalen. Die große Mannigfaltigkeit der Klimate dieser ausgedehnten Landstrecke und die Verschiedenheit der Cultur, welche sie ihren Bewohnern erlaubt, bringt auch in die körperlichen Eigenschaften der Race manche Abweichungen. In der bezeichnendsten Gestalt repräsentiren den mongolischen Typus die noch jetzt nomadisirenden Hirtenvölker Innerasiens. Der kugelige oder fast würfelförmige Schädel zeigt eine niedrige zurückweichende platte Stirn, sehr vorspringende eckige Jochbeine, die dem flachen Gesichte seine größte Breite in der Wangengegend zwischen den großen abstehenden Ohren geben. Die Nase ist kurz, flach und breit, mit plattem Stirnraum über ihrer eingedrückten Wurzel; die enggeschlitzten schief nach innen und unten gestellten Augen stehen weit auseinander, ihr innerer Winkel ist abgerundet, die Lider dick, die Brauen schwach. Das Haar, nicht reichlich, ist schwarz und schlicht, der Wuchs von mittler Größe, richtig proportionirt, wenig Fleischfülle der leichten und dauerhaften Gestalt. Die Farbe der Haut, weizengelb, bräunlich bei diesen nomadischen Stämmen, wird dunkler bei den Polarvölkern, die mit niedrigerem Körperbau und äußerst reizbarem Nervensystem unter den ungünstigsten äußern Bedingungen leben. In den seßhaften und civilisirten Nationen der Race, Chinesen und Japanesen, hellt das Colorit sich auf, und namentlich das weibliche Geschlecht der höhern Stände nähert sich der Weiße der kaukasischen Haut; Gesichtszüge und Gestalt bewahren den Typus der Race getreuer und erscheinen in seinem eigenen Sinne veredelt.

Es ist unnöthig, die bekannten Eigenthümlichkeiten der kaukasischen Race, das Oval des Gesichtes, die Höhe und Wölbung der Stirn, das senkrecht niedergehende Profil mit zurückgehaltenem Mund und gewölbtem Kinn, so wie die übrigen Proportionen der Gestalt hier ausdrücklich zu erwähnen. Wie dieser Stamm als Träger der geschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechtes unsere späteren Betrachtungen vorzugsweise beschäftigen wird, so werden wir auch Veranlassung haben, der charakteristischen Züge seiner einzelnen Zweige noch weiter zu gedenken.

Wie nun die zahlreichen Mittelformen, auf welche keines dieser typischen Bilder ganz paßt, wie z. B. die Papuas und Alfuros der Südseeinseln, ihnen anzuschließen sind, welche Bildungen ferner als Kreuzungen verschiedener Racen, welche anderen als klimatische Modificationen zu fassen sind: über diese Fragen müssen wir die Entscheidung der speciell vergleichenden Ethnographie und wahrscheinlich einer viel späteren Zukunft überlassen. Unsere wirklichen Beobachtungen scheinen mir nicht in hinlänglich lange Zeiträume zurückzureichen, um über den Einfluß des Klima in dieser Beziehung urtheilen zu können; sie sind selbst unzulänglich, um die Wirkung der Racenkreuzungen vollständig zu übersehen. Daß aus dieser zunächst eine zur Fortpflanzung fähige Nachkommenschaft entspringe, ist nicht in Bezug auf die Vermischung jeder Race mit jeder völlig erwiesen, obwohl an sich glaublich genug. Daß jedoch alle Mischlinge auch ohne neue Verbindung mit einer der Stammformen ins Unbegrenzte fortpflanzungsfähig seien, ist nicht außer allem Zweifel und in Amerika selbst scheint man gegen diese Fähigkeit Mißtrauen zu hegen. Die erstmalige Kreuzung zweier Racen erzeugt stets eine Mischform aus den körperlichen Differenzen der Aeltern, während innerhalb einer Race die individuelle Eigenthümlichkeit des einen erzeugenden Theils sich oft mit fast völliger Ausschließlichkeit auf die Kinder überträgt. Indessen sind haupt=

sächlich die Farbennüancen der Mischlinge, weniger die Architectonik ihres Körperbaues bisher Gegenstand des Studiums gewesen. Die Kreuzung von Weißen und Negern in den Mulatten, die von Weißen und Indianern in den Mestizen bringt häufig, namentlich aber durch später wiederholte Verbindung dieser Mischlinge mit dem weißen Stamme, sehr schöne, auch geistig wohlbegabte Bildungen hervor. In der fünften Generation einer wiederholten Rückmischung mit Weißen geht in den Mulatten die letzte Spur des Negerblutes verloren; aus der vierten zwischen Mulatten und Negern gehen wieder völlig schwarze Nachkommen hervor. Die Abkömmlinge von Negern und Indianern, Chinos, bilden eine der häßlichsten Mischungen, sowohl leiblich als hinsichtlich der Gemüthsart. In den Cafusos hat das indianische Roth und das äthiopische Schwarz sich zu dunklem Kaffeebraun verschmolzen, und wie in den Zügen des Gesichts, so zeigt sich die Mischung der Racen besonders in der Haarbildung; das lange straffe indianische Haar steigt von der Mittelstirn fußhoch auf und verfilzt sich, an seinen Spitzen nach Art der Negerwolle gekräuselt, zu einem dichten Gewebe.

Die Erwähnung dieser Verhältnisse führt uns noch zu einem Gesichtspunkt, den man in der Betrachtung der Mannigfaltigkeit der Menschenformen am liebsten sogleich einzunehmen pflegt. Denn ganz gewöhnlich beginnt man diese Ueberlegungen mit der Behauptung, es sei vor allem nöthig, den Begriff einer natürlichen Art oder Species und den einer Spielart oder Varietät so genau als möglich festzustellen. Man sucht den Satz zu begründen, daß alle Menschenracen nur Spielarten einer Art, nicht verschiedene Arten einer Gattung sind. Ich habe diese Ausdrücke bisher nicht so erwähnt, als läge in ihnen ein entscheidendes Motiv für die Fassung unserer Ansichten, und in der That glaube ich, daß ihre weitläufige Einführung und Discussion nur geeignet ist, den eigentlichen Inhalt der Frage, um die es sich handelt, unter einem logischen Formelspiel verschwinden zu lassen. Es hat offenbar keinen Werth an sich, ob man für die Unterschiede der mensch-

lichen Racen den einen oder den andern Namen wählt; aber man sucht eine Beantwortung der Frage, ob sie alle aus einem und demselben Urstamme historisch durch Zeugung und klimatische Einwirkungen entstanden sein können. Man glaubt diese Möglichkeit dadurch zu sichern, daß man sie nur als Spielarten einer Art voraussetzt; sie haben dann ein gemeinsames Bildungsgesetz, das nur durch verschiedenartige Bestimmungen einzelner in ihm unbestimmt gelassenen Größen in verschiedene Formen ausläuft. Unsere Unkenntniß der organischen Bildungsgesetze erlaubt uns jedoch nicht, diese wesentliche Identität des Typus aller Racen, oder eine so weit gehende Identität, daß alle Unterschiede den äußeren Einwirkungen zugerechnet werden könnten, unmittelbar zu beweisen. Wir sehen uns deshalb nach einem äußern Kennzeichen um, an welchem wir uns derselben versichern können, und dies glauben wir in der Thatsache gefunden zu haben, daß die Menschenracen sich fruchtbar mischen und die Producte ihrer Kreuzung zu weiterer Fortpflanzung fähig sind. Man wird nicht leugnen können, daß dieses Merkmal von Wichtigkeit ist; denn ohne Zweifel, wenn die Natur Grenzen zwischen den einzelnen Gattungen ihrer Geschöpfe innehalten will, muß es irgendwo eine Verschiedenheit der Gestaltungstriebe geben, welche die Erzeugung von Mittelformen ausschließt. Gewiß gehören daher die Menschen durch dieses Zeugniß der Erfahrung zu einer Gruppe zusammen, in der ein wesentlich gleicher Bildungstrieb herrscht. Aber ich weiß nicht, was wir gewinnen, wenn wir diese Thatsache in den Ausdruck umsetzen, die Menschenracen seien nur Varietäten einer Art. Varietät ist für sie ein Titel ohne Einkünfte. Soll in ihm nur dies liegen, daß sie sich fortpflanzungsfähig vermischen können, so haben sie dieses ja immer gethan und thun es noch, ohne das Recht dazu von diesem logischen Titel zu erwarten; und wir unserseits wußten es längst, so weit es wirklich feststeht; so weit es aber erfahrungsmäßig nicht feststeht, werden wir es um dieses Titels willen nicht gewisser glauben, als vorher. Denn was hindert uns anzunehmen, daß die äußeren Einflüsse, welche aus

ganz identischem Stamme verschiedene Varietäten entwickelten, zuweilen vielleicht Unterschiede hervorbringen, welche die weitere fruchtbare Vermischung derselben hindern, daß es also wirkliche Varietäten derselben Art gibt, denen jenes Kennzeichen mangelt, um deswillen wir den Menschenracen nur diese Weite des Unterschiedes zugestehen wollen? Die Unfruchtbarkeit mancher Ehen innerhalb derselben Race, während doch nach ihrer Lösung beide Theile mit anderen Individuen fortpflanzungsfähig sind, deutet auf die Möglichkeit eines solchen Verhaltens hin. Soll aber in dem Namen Varietät zugleich dies liegen, daß die Racen aus einem identischen Urstamm durch äußere Einflüsse entwickelt worden sind, was berechtigt zu diesem Ueberschusse der Behauptung? Wenn zwei Bildungen sich zu einer dritten mischen können, so liegt darin kein Beweis dafür, daß sie auch aus einer gemeinsamen vierten müssen entstehen können. In jener Mischung durchkreuzen sich *zwei* organische Bildungstriebe; daß diese Verbindung lebensfähige und fortpflanzbare Erzeugnisse liefert, kann doch nicht dafür bürgen sollen, daß auch aus *einem* organischen Bildungstriebe allein, lediglich unter Einwirkung äußerer Bedingungen, verschiedene Typen entspringen können; oder kürzer die Möglichkeit des Zusammenschmelzens organischer Verschiedenheiten entscheidet nichts für die Möglichkeit ihres Auseinandertretens aus einem Dritten. Es kann im Gegentheil sehr wohl sein, daß zwar die einmal vorhandenen Racen so weit gleichartig genug sind, um Mischlinge zu geben, daß aber gleichwohl keine Stammform physisch möglich ist, aus der sie hätten entspringen können. Dann würden Art und Spielart nur Namen für den Verwandtschaftsgrad der vorhandenen Bildungen sein, aber ganz ohne sichere Bedeutung für ihre Entstehungsweise. Diese Begriffe und alle Versuche zu ihrer genauen Definition entscheiden daher nichts; das einzige reelle Object der Untersuchung, auf welches man diese logischen Weitläufigkeiten hartnäckig immer wieder zurückführen muß, besteht nur in der einen Aufgabe, äußere Bedingungen nicht blos im Unbestimmten ahnen zu lassen, sondern namhaft zu machen, aus denen historisch

und wo möglich experimentell die Umwandlung einer Racenform in eine andere beweisbar wird. Doch sind wir allerdings nicht unbillig genug, um durchaus diesen äußersten Grad ganz handgreiflicher Gewißheit zu verlangen; käme die Physiologie so weit, den Mechanismus der Fortpflanzung und die physischen Hergänge genauer zu erforschen, durch welche die Bildung der Aeltern und hinzukommende äußere Umstände die Gestalt der späteren Generationen bestimmen, so ließe sich vielleicht jener erfahrungsmäßige Nachweis durch eine physikalische Theorie ersetzen; nur die Verbrämung der Frage durch logische Kunstausdrücke ist ohne Aussicht auf Erfolg.

Das Schlimmste endlich würde sein, wenn auch praktisch der menschliche Verkehr zwischen den verschiedenen Racen nicht auf den Thatbestand, den wir mit leidlicher Sicherheit kennen, sondern auf logische Vermuthungen über ihn gegründet werden sollte. Gesetzt, es wäre documentarisch nachweisbar, daß die Urältern der Neger wirklich wahre unzweifelhafte Affen gewesen, aber es bliebe auch gleichzeitig bei der Thatsache, daß diese jetzigen Neger aufrecht gehen, sprechen, denken und überhaupt die Intelligenz, sie sei groß oder klein, besitzen, welche ihnen erfahrungsmäßig zukommt: welche sittliche Entschuldigung gäbe es dann für die Grausamkeit, ihre Behandlung nicht nach dem einzurichten, was sie sind, sondern nach dem, was ihre Urältern waren, oder logisch ausgedrückt, nach der Art oder Species, zu welcher sie ihrer Herkunft nach gehören? Oder wenn es nun umgekehrt feststände, daß die Affen verkümmerte Menschen seien, deren Voraltern wir vielleicht noch in der Geschichte vergangener Zeiten in menschlicher Gestalt antreffen, es bliebe aber gleichzeitig dabei, daß sie jetzt eben durchaus nur wirkliche Affen sind? Gewiß würden wir in diesem Falle einem echt menschlichen Gefühle der Pietät nachgeben, und sie nicht wie anderes jagdbares Wild behandeln; eine Scheu, die auch ohne solche Reflexion der Eindruck ihrer Menschenähnlichkeit in dem Gemüthe manches rauhen Jägers von selbst hervorbringt. Aber

Niemand würde doch um deswillen, was ihre Vorfahren gewesen sind, oder um der natürlichen Art willen, zu der sie gehörten, über ihren gegenwärtigen Zustand hinwegsehen und sie zu geselliger Gleichstellung mit uns heranziehen wollen. Wie schwer ist es doch unserer reflexionsreichen Zeit, bei dem bestimmten Inhalte einer vorliegenden Frage zu bleiben, und wie groß die Verlockung, auch sittliche Verhältnisse nicht nach den Auforderungen der Sache, wie sie wirklich liegt, sondern nach den unsichersten Vermuthungen über die Art zu begründen, wie dieser Zustand entstanden sein könnte!

Es ist nur die leibliche Bildung der Geschöpfe gewesen, worauf unsere Betrachtung bisher geachtet hat. Wir haben gesehen, wie die Eigenthümlichkeit des Erdkörpers, welcher den Schauplatz alles unserer Erfahrung zugänglichen Lebens bildet, wie seine Stoffe, seine Kräfte, sein Wechsel der Ereignisse und der äußern Lebensbedingungen zu gewissen allgemeinen Formen führen, in denen sich die Mannigfaltigkeit der Geschlechter bewegen muß, um sich innerhalb dieser Grenzen in eine vielfach verschlungene Reihe verwandter Gestaltungen zu gliedern. In allen diesen Bildungen haben wir neben den allgemeinen mechanischen Gesetzen, denen die Wechselverhältnisse der Elemente gehorchen, auch die innere Natur dieser Elemente als mitwirksame Kraft anerkannt. Es schien uns nahe zu liegen, auch diese Seite der Betrachtung sogleich mit hervorzuheben und das geistige Leben zu schildern, das in jeder dieser Gestaltungen sich regt, zum Theil an ihnen die Bedingungen seiner Aeußerung findet, zum Theil auf sie formbestimmend zurückwirkt, endlich der leiblichen Gliederung entsprechend eine geordnete Gattungsreihe eines Geisterreiches entfaltet. Aber nicht nur ist uns das innere Leben der Thierwelt so unzugänglich, daß dieser Versuch nur unsichere Umrisse hätte verzeichnen können, sondern manche andere Ungewißheit über die Berechtigung, mit

welcher wir die Form einer systematischen Ordnung auf die geistige Welt anwenden dürften, würde uns gehemmt haben. Vielleicht führt die gesonderte Betrachtung des geistigen Lebens, zu welcher wir übergehen, zu anderen Auffassungen, als die sind, welche sich hier zuerst darzubieten schienen.

Fünftes Buch.

Der Geist.

Erstes Capitel.

Der Geist und die Seele.

Die thierische Seele und der vernünftige Geist. — Wechselverhältniß beider. — Aufhebung dieser Zweiheit. — Der allgemeine Begriff der Seele und die individuelle Seele. — Seele eine phänomenologische Bezeichnung verschiedener Wesen. — Uebergang dieses Prädicats in die Bezeichnung eines gleichartigen Wesens. — Das Ansich der Seele und ihre Entwicklung. — Die Idee der Entwicklung als ursprünglicher Inhalt des Wesens. — Die Realität der Idee, Unrealität der einfachen Qualität. — Einheit der Idee. — Allgemeine Eigenschaften der Seelen. — Seelenreich, und seine Glieder. —

Viele Wunder füllen den Erdkreis, wunderbarer keins als der Mensch. In der That wir fühlen uns versucht, jenen alten Gesang zu wiederholen, in welchem Sophokles mit der Frische einer noch nicht zur Gewohnheit gewordenen Reflexion die staunenswürdigen Erfolge menschlicher Bildung überdenkt. Blicken wir in die Natur hinaus: überall hat die wehrlose stille Gestalt des Menschen den Kampf mit ihren Schrecknissen begonnen, unglücklich wohl im Einzelnen, aber doch siegreich im Ganzen; weit überlegene Kräfte der Thierwelt hat seine List überwunden, die einen zu widerwilligem Gehorsam gebändigt, die Fähigkeiten anderer zu eigenem Nutzen gesteigert, manche zu hingebender Anhänglichkeit und Zuneigung erzogen. Und bedarf es mehr als eines Wortes, um durch Erinnerung an alle Güter des geselligen Lebens die unausfüllbare Kluft zu bezeichnen, die zwischen ihm und der übrigen Welt des Lebendigen sich ausbreitet? Wo liegt nun der Keim

zu dieser Größe? Ist es möglich, eine entscheidend wichtige Kraft, irgend ein bestimmtes Vermögen anzugeben, das zu dem menschlichen Wesen neu hinzutretend seine Entwicklung weit über alle Grenzen thierischer Wirksamkeit hinausführt? oder wenn wir in ihm nur Steigerungen der Anlagen fänden, die auch dem Thierreich angehören, lassen sich Umstände bemerken, die dann doch diesen plötzlichen Aufschwung erklären, welchen keine Zwischenstufen vorbereitend und vermittelnd ankündigen? oder irren wir uns endlich selbst hierin und liegt vielleicht in der Mannigfaltigkeit menschlicher Lebenszustände wirklich eine Reihenfolge geringerer und höherer Entwicklungen, die auf einem stetigen Wege uns sprunglos von der Dumpfheit des thierischen Daseins bis zu dem Gipfel menschlicher Bildung leiten? So verschieden sind die einzelnen Theile des großen Gemäldes, vor dem wir stehen, daß wir der Reihe nach jede einzelne dieser Fragen zu bejahen versucht sind, je nachdem unser Blick auf diesen oder auf jenen Zug des großen Ganzen zuerst fiel und gefesselt an ihm haften blieb.

Die Vergleichung der höchsten Gipfel unserer Bildung mit den halbunverständlichen und zusammenhanglosen Aeußerungen, in welche in unserer Umgebung das Seelenleben der Thierwelt ausbricht, zeigt den Abstand beider Kreise des Daseins so unermeßlich, daß nur die Hinzukunft eines völlig neuen Entwicklungskeimes das Uebergewicht der menschlichen Bildung erklären zu können scheint. Und so hat denn schon eine alte Ansicht der sinnlichen Seele, welche sie der Thierwelt zugestand, den vernünftigen Geist als die höhere Macht gegenüberstellt, die in dem menschlichen Geschlecht allein hinzukommend der regsamen Lebendigkeit sinnlichen Empfindens und Strebens ihre höhere Richtung gebe. Aber unbedenklich ist doch dieser Name des Geistes nur als Name; zusammengefaßt mögen in ihm die unbekannten Eigenthümlichkeiten sein, durch die sich in ihren Erfolgen die menschliche Entwicklung über alles andere irdische Dasein erhebt; aber die Gründe dieser Erfolge werden kaum klarer durch ihn. Denn zu jener unbefangenen Theilung unserer Persönlichkeit können wir doch nicht zu-

rückkehren, die in Seele und Geist zwei verschiedene von einander ablösbare Wesen sieht; jene vielleicht ein sterblicher Hauch, mit der räumlichen Gestalt vergänglich, der Geist allein über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus dauernd und höheren Aufgaben zugewendet.

Doch ist es nicht zunächst die scheinbare Spaltung dessen, was Eines sein müßte, woran wir Anstoß nehmen; wie unklar auch immer das wechselseitige Verhältniß zwischen Geist und Seele oft gedacht worden sein mag, so würde es doch an sich einer bestimmten Auffassung nicht durchaus widerstreben. Denn natürlich in dem Geiste ausschließlich würden wir dann die Einheit unsers Wesens, unser wahres Ich, zu finden glauben; ihm gegenüber würde die Seele in die Reihe jener mannigfaltigen Elemente zurücktreten, die sehr verschieden an Werth durch den Plan der Organisation ihm zu Diensten gestellt sind. Nur vermehrt wäre dann diese Reihe um ein hervorragendes Glied, das entweder durch den Vorzug seiner eigenen Natur oder durch die Vortrefflichkeit seiner Stellung die innere Regsamkeit aller übrigen Elemente überböte, ihre Erregungen in sich zusammenfaßte, sie dem Einen Wesen des Geistes überlieferte und dafür zum Austausch dessen Gebote übernähme, um sie mit eigener Intelligenz zur Ausführung durch die körperlichen Werkzeuge vorzubereiten. Ein doppeltes Leben würde dann allerdings innerhalb der Grenzen der leiblichen Gestalt bestehen. Denn wie die Seele des Thieres ohne Zweifel die mannigfaltigen Eindrücke in die Einheit eines Bewußtseins sammelt, sie mit Lust und Unlust begleitet und zu Ausgangspunkten künftiger Handlungen verarbeitet: so würde auch unsere Seele ihre Vorstellungen, ihre Erinnerungen, ihre Gefühle und Strebungen hinter dem Rücken des Geistes haben, dem sie dient, und dieses ihr Bewußtsein würde nicht das unsere sein. Manche Aeußerungen dessen, was wir unser Leben zu nennen pflegen, würden von diesem andern lebendigen Elemente in uns ausgehen, ohne unser Wissen und Wollen; andern würde der Geist zusehen, indem die Wechselwirkung zwischen ihm und der Seele auch seinem Be=

wußtsein die Eindrücke zuführte, die das ihrige füllten, ohne doch in ihm außer dem Gewährenlassen einen Entschluß zu selbständigem Handeln zu erwecken. Dann aber würde es Fälle geben, in denen die Thätigkeit der Seele, selbst zur Entfaltung ihrer Fähigkeit durch äußere Reize erweckt, nun noch einmal auch den Geist zu lebendiger Rückwirkung erregte, und nun endlich würde dieser verschlossene Grund sich aufthun, und nach allgemeinen Gesetzen, die auch diesem Verkehr nicht fehlen dürften, würde die höhere Natur des Geistes theils ihr eigenes inneres Leben entfalten, theils umgestaltend, leitend und richtunggebend in die äußerlichen Wirksamkeiten der Seele und durch sie in die des Leibes eingreifen.

So entsteht uns das Bild einer innigen und nicht fruchtlosen Gemeinschaft zweier Wesen, die deutlich auseinandertretend das mechanische Spiel einer psychischen Wechselwirkung vollführen. Vertraut mit den unzähligen gegenseitigen Bezügen der organischen Gebilde, deren Erregungen sie in sich aufnimmt, würde die Seele zwar vielleicht nicht alle diese Eindrücke einzeln, wohl aber den Gesammtzustand innerer Stimmung, zu dem sie sich in ihr selbst zusammensetzen, dem Geiste überliefern und dadurch seiner höheren Thätigkeit einen beständigen oder wechselnden Hintergrund eigenthümlichen Lebensgefühls verschaffen. Aus dem gleichförmigen Tone dieser Stimmung würden dann einzelne bestimmte Züge, Zeichnungen von fester Gestalt hervortreten; von der Seele geordnet, denn auch dem Thiere fehlt diese Fähigkeit nicht, würden die räumlichen Anschauungen und die mannigfachen Verwandtschaften und Gegensätze der Sinnesempfindungen vor den Geist treten, um in ihm eine ahnungsvolle ästhetische Beurtheilung ihres Werthes zu erfahren, die der sinnlichen Seele versagt scheint. Aufgeregt endlich in der Tiefe seines Wesens, würde doch der Geist, unkundig an sich der äußeren Welt, in gestaltlosem Wogen seiner Phantasie hin und herringen; aber die unaussprechbaren Triebe seiner höheren Natur drücken auf die Regsamkeit der sinnlichen Seele, und sie ist es, die unter diesem Gebot die ihr verschwisterte leibliche Organisation in unzählige Bewegungen ausbrechen läßt,

aus deren Ergebnissen dem Geist das vorher unklare und ahnungsvoll gestaltlose Räthsel seiner Sehnsucht nun anschaulich und verkörpert entgegentritt. Und löst sich endlich diese Gemeinschaft, so hat die vergehende Seele den Gewinn des Lebens und der Erfahrung längst in den Geist niedergelegt, der nun, für sich festhaltend, was er für sich nicht erwerben konnte, einem neuen Dasein in andern Formen entgegenreifen mag.

Daß die Schwierigkeiten nicht unüberwindlich sind, die sich einer deutlichen Vorstellung von dem Mechanismus des Verhältnisses zwischen Geist und Seele entgegenstellen, dürften diese Bemerkungen hinlänglich andeuten; weit unklarer und nur in unbestimmten Ausdrücken haben wir die Theilung der Arbeiten zwischen diesen beiden übersinnlichen Wesen und die Beiträge berühren können, die jedes von ihnen zu dem Ganzen unsers Lebens liefern würde. Denn eben die genauere Nachforschung nach den Eigenthümlichkeiten, welche die menschliche Bildung über das thierische Dasein erheben, steht uns noch bevor; den Versuch, ihr Ergebniß hier vorwegzunehmen, widerräth uns das Mißtrauen, mit dem wir nicht umhin können, dies wunderliche und etwas grelle Bild der Vereinigung zweier Mächte zu betrachten, die gleich einem Doppelstern die Bewegungen unsers einen Lebens überwachen sollen. Begönnen wir ohne Rücksicht auf die Thierwelt unsere Betrachtungen bei der Entwicklung des Menschen, so würde offenbar jene sinnliche Seele als ein überflüssiges Zwischenglied aus unserer Vorstellung ausfallen. Denn mit derselben Leichtigkeit, mit welcher sie im Stande sein müßte, die Erschütterungen unzähliger Körperelemente in sich zu der Einheit eines Bewußtseins, eines Gefühls und eines Triebes zu verdichten, oder umgekehrt dem Streben, das dem Geiste aus der Verarbeitung dieser innern Zustände erwachsen wäre, einen wirksamen Ausdruck durch Bewegungen jener Elemente zu geben: mit derselben Leichtigkeit würde der Geist unmittelbar selbst dieselben Leistungen im Zusammenwirken mit den Bestandtheilen des Körpers vollziehen. Oder umgekehrt, alle die Schwierigkeiten, die Jemand glauben könnte in diesem unmittel-

baren Wechselverkehr des Geistes mit den Massen zu finden, kehren mit ganz unvermindertem Gewicht in der anderen Wechselwirkung wieder, die an seine Stelle träte, in der zwischen Seele und Körper. Hier, wie so oft bei der Einschaltung eines scheinbar erklärenden Mittelgliedes, hätten wir das Räthsel nicht nur ungelöst gelassen, sondern vervielfacht. Es ist offenbar nur die Erinnerung an die Thierwelt, an die niedere Sphäre des Seelenlebens, die sie mit uns theilt, an die höhere, die ihr versagt ist, was diese Spaltung zweier übersinnlichen Gewalten empfehlen konnte. Aber diese Thatsache, wenn wir einstweilen ihre Geltung zweifellos zugeben, verträgt vielleicht andere Erklärungen.

Wirklich wird kaum Jemand geneigt sein, so buchstäblich, wie wir es thaten, Geist und Seele als verschiedene Wesen einander gegenüber zu stellen; die Gewohnheiten der modernen Reflexion sind so entschiedenen Trennungen und ihrer beleidigenden Klarheit abhold. Man wird es vorziehen, in einer Weise, deren eigentlichem Sinn schwerer beizukommen ist, beide als verschiedene Stufen, als verschiedene Seiten oder Potenzen desselben übersinnlichen Wesens zu fassen, oder den Vorrang des Geistes von einem höheren Vermögen abzuleiten, von der Vernunft vielleicht, die ihm verliehen, der sinnlichen Seele versagt sei. Unfähig zu erläutern, was es mit jenen Stufen und Seiten auf sich habe, müssen wir diese Meinungen auf sich selbst beruhen lassen; die letzte jedoch ist einer Verbesserung fähig und führt auf einen betretbaren Weg zurück. Denn worin auch jene Vernunft bestehen möge: klar ist, daß die Seele nicht zu ihrer Natur hinzu das Geschenk eines neuen Vermögens annehmen kann, welches nicht in eben dieser ihrer Natur so begründet läge, daß es entweder mit Nothwendigkeit unvermeidlich aus ihr sich entwickeln müßte oder doch unter Hinzutritt günstiger Bedingungen sich aus ihr entwickeln könnte. Das Wesen eines Dinges verträgt keinen Anhang; scheint zu dem einen eine Fähigkeit hinzuzukommen, die anderen seines Gleichen fehlte, so waren sie in Wahrheit nicht

seines Gleichen, sondern es war heimlich auch der übrige Stamm seiner Natur, an den diese Fähigkeit sich schließen soll, ein anderer als in den verwandten Wesen, die diesen Zuwachs entbehren. Anstatt in dem Menschen eine Thierseele zu suchen, auf die wie auf einen Wildling unedlerer Art ein unterscheidender höherer Trieb gepflanzt wäre, haben wir vielmehr von Anfang in dem menschlichen Geiste ein eigenthümliches Wesen zu sehen, dessen charakteristische Natur selbst in den einfachsten und niedrigsten Aeußerungen seiner Thätigkeit schon wirksam ist, obgleich ihre volle Bedeutung und ihr Gegensatz gegen die Seele des Thieres erst in den letzten Ergebnissen ihrer Entwicklung deutlicher hervortritt.

Allgemeine Begriffe sind die zweischneidige Waffe, durch die unserem menschlichen Erkennen allein es möglich wird, aus der letzten verwickelten Verzweigung der Erscheinungen den festen Stamm von ursprünglicher Kraft und Wirksamkeit blos zu legen, und deren Anwendung doch so oft unvermerkt den lebendigen Trieb verletzt, den wir schonen wollten. Wenn wir in der Vergleichung einer vorliegenden Mannigfaltigkeit zuerst das Aehnliche zu kleineren Gruppen sammeln, dann die abweichenden Charaktere dieser einzelnen Kreise unter höhere zusammenfassende Gesichtspunkte vereinigen und endlich weiter aufsteigend zuletzt in einem gegliederten Stufenwerk einander über- und untergeordneter Begriffe die gesammte Fülle der Einzelheiten anordnen: dann glauben wir so häufig, in dem Wege, den unsere Reflexion auf dieser Leiter auf und ab wandelnd beschreibt, zugleich die inneren Abhängigkeitsverhältnisse der Dinge nachzuahmen, die wir auf ihren verschiedenen Sprossen antreffen. Der allgemeinste und höchste und deswegen an bestimmtem Inhalt ärmste Begriff einer solchen Reihe erscheint uns gleich dem rohen Marmorblock, aus dessen stoffgebender und sicherer Festigkeit später hinzukommende Bedingungen bestimmte Formen herausgestalten; und in derselben Reihenfolge, in welcher unsere Gedanken systematisch die verschiedenen Arten und Unterarten durchlaufen, glauben wir auch aus jenem wirklichen Kerne der Sache zuerst die allgemeineren Unterschiede der höhern

Gattungen hervortreten zu sehen, um durch immer erneute Einwirkung immer specifischer gestalteter Bedingungen allmählich in die unvergleichbaren Bildungen der Einzelexistenzen auseinanderzugehen. Oder wenn wir der Gliederung unserer Klassificationen nicht unmittelbar die Bedeutung einer historischen Abfolge ihrer Stufen auseinander zugestehen, so glauben wir doch wenigstens, durch sie getreu und entsprechend die größere oder geringere Weite einer mittelbaren oder unmittelbaren Abhängigkeit wiederzugeben, welche die verschiedenen Eigenschaften des einzelnen Wirklichen mit einander verknüpft und mit einem gemeinsamen Kerne, an dem sie haften. Wir sehen, daß mannigfaltige Gegenstände der Wahrnehmung darin übereinkommen, Mittelpunkte aus- und eingehender Wirkungen zu sein, zu leiden und Thätigkeiten zu äußern und in dem Wechsel dieser Ereignisse als feste Punkte zu beharren; wir belegen sie eben um dieses Verhaltens willen mit dem Namen der Dinge. Aber bald vergessen wir, daß dieser Name nur ein Titel war, der an dem Verschiedenen eine gemeinsame Form des Seins und Benehmens hervorheben sollte; er verwandelt sich unvermerkt für uns in eine Bezeichnung eines ursprünglichen überall gleichartigen Inhalts, der das wahrhaft Wesentliche ausmache, und an welchem erst durch später hinzukommende Bedingungen die Mannigfaltigkeit der Gestaltungen ausgearbeitet werde, die wir in der Erfahrung antreffen. Ding nennt die unbefangene Vorstellung Alles, was jene Form der Selbständigkeit und der Fähigkeit zum Thun und Leiden besitzt, und sie läßt es möglich, daß vielleicht Wesen von sehr verschiedener Natur diese Art des Daseins genießen; ebenso wie sie Gift Alles nennt, was sie dem organischen Leben feindselig sieht, wie verschieden auch sonst die Stoffe sein mögen, die diese Feindseligkeit entfalten. Erst der Anfang zu philosophischer Reflexion verwirrt diese natürliche Auffassung, wenigstens da, wo nicht die Einfachheit der behandelten Gegenstände den Irrthum vermeiden lehrt. Denn freilich, wenn wir von Unglücksfällen reden, wird Niemand meinen, es geschehe zuerst der Unglücksfall an sich, und aus ihm bilde

sich jede besondere Verdrießlichkeit durch hinzukommende nähere Bestimmungen. Wo es sich dagegen um die verschiedenen Erscheinungen der Natur handelt, die uns aus unbekannten Gründen die Eigenschaften der Materialität, Undurchdringlichkeit und andere, entgegen halten, da scheint es uns selbstverständlich, daß diese gemeinsame Form des Verhaltens in einen gemeinsamen Inhalt, eine allgemeine Materie umzudeuten sei, von der ein Bruchstück, jedem einzelnen Körper inwohnend, durch besondere Nebenbedingungen erst in die specifischen Beschaffenheiten der einzelnen Elemente ausgearbeitet werde. Sprechen wir endlich allgemeiner von jener gemeinsamen Verhaltungsweise aller Dinge, deren wir oben gedachten, so gerathen wir leicht in jenes verhängnißvolle Suchen nach einer Substanz, die nichts als Substanz sei, nach einem allgemeinen Stoffe, aus dem Dinge gemacht werden, und dessen ein Bruchstück, jedem einzelnen Dinge inwohnend, diesem vorläufig die allgemeine Eigenschaft selbständigen Daseins, des Leidens und Wirkens überhaupt sichere, bis später besondere Umstände hinzutreten und ihm nun auch bestimmen, was es sein soll, und wie es soll leiden und wirken können. So sind die allgemeinen Begriffe, mit denen wir anfänglich wie mit Amtstiteln die gleichartigen Befugnisse übrigens unbestimmt gelassener vielleicht sehr verschiedener Wesen bezeichneten, in eine völlig verkehrte Bedeutung übergegangen; nicht anders als wenn wir behaupteten, der allgemeine Begriff des Herrn und des Sclaven sei das vorangehende Wirkliche und Reale, aus welchem die einzelnen Persönlichkeiten, die diese Namen tragen, mit allen ihren individuellen Eigenschaften durch später hinzutretende Bedingungen entstehen.

Auch die Psychologie hat den Einfluß dieser Umwandlung der Begriffe erfahren. Die Vergleichung des inneren Lebens ließ in verschiedenen Geschöpfen überall gleichartige Formen der Aeußerung, Empfindung und Vorstellung, Gefühl und Streben, und überall ähnliche Gesetze und Gewohnheiten in der gegenseitigen Verknüpfung und in der Wechselwirkung dieser Aeußerungen hervortreten. Um dieser Gleichartigkeit willen bezeichnete man die

unbekannten Träger dieser wechselnden Erscheinungen mit dem gleichen Namen; was sie auch sonst sein mochten, sie sollten Seelen heißen, sofern sie alle darin übereinkamen, ihre inneren Zustände in diese eigenthümlichen Formen zu kleiden; sehr verschieden aber, ja fast unvergleichbar mochte immerhin der ursprüngliche Inhalt sein, den die einzelnen Wesen in dieser gleichartigen Sprache auszudrücken suchten. Aber unvermerkt wandte sich der Gebrauch des Wortes in sein Gegentheil; der Name für das übereinstimmende Benehmen des innerlich Verschiedenen wurde zum Namen für ein identisches inneres Wesen, an dem die Verschiedenheit wie äußerliche Zuthat hängen sollte. Darin vor allem sollte jetzt jener Träger der innern Erscheinungen seine wahre und wesentliche Natur haben, daß er Seele war, daß ihm die Fähigkeit zukam, zu empfinden, zu fühlen, zu wollen; was er aber empfinden, wie er fühlen und wollen werde, das hing von andern Bedingungen ab, für welche entweder die leibliche Organisation oder die Eigenthümlichkeit der äußern Lebensverhältnisse oder endlich eine später hinzukommende Begabung sorgen mochte: durch eines dieser Mittel allein konnte von nun an das ganz gleichartige Seelenwesen aller Geschöpfe zu der Mannigfaltigkeit der Ausbildung zurückgelangen, welche die Erfahrung uns vorhält.

In sehr verschiedenen Wendungen haben Auffassungen dieser Art sich unter uns gelten gemacht. Im Kampfe gegen den Materialismus ist nicht selten von Seelensubstanz in einer Weise die Rede gewesen, welche ziemlich deutlich die Neigung verrieth, der allgemeinen Materie, als dem Stoffe, aus dem die Dinge gemacht werden, einen andern Stoff gegenüberzustellen, aus dem Seelen zu machen sind. Auf den festen und haltbaren Kern schien es vor allem anzukommen, der, in die Mitte der inneren Erscheinungen gestellt, ihnen eine Stelle der Anhaftung gewährte; es reichte hin, wenn dieser Kern von anderer Natur war, als das Substrat der körperlichen Welt; wie inhaltlos er auch übrigens sein mochte, man hoffte die eigenthümlichen Unterschiede der einzelnen Seelen aus ihm eben so ableiten zu können, wie aus der

allgemeinen Materie die besonderen Elemente der Natur. Man übersah dabei, daß auch dieser letztere Versuch nur scheinbar gelingen kann, daß er aber doch den Schein einer Möglichkeit darum hat, weil nichts uns verbieten würde, die Unterschiede der körperlichen Elemente auf verschiedene Verbindungsweisen der Atome einer allgemeinen Materie zurückzuführen. Vorausgesetzt nur, daß wir uns entschlössen, jene Elemente nicht als einfache, sondern als zusammengesetzte anzusehen, und vorausgesetzt ferner, daß wir Gründe für die Beständigkeit wüßten, mit der dann doch diese verschiedenen Verbindungsformen des an sich identischen Stoffes sich ohne Uebergang in einander als unveränderliche Grundlagen der Natur erhalten. Die nothwendige Einfachheit der Seele macht einen gleichen Versuch unmöglich; weder aus Verdünnung und Verdichtung noch aus verschiedener Lagerung der Elemente einer allgemeinen psychischen Substanz können wir die Verschiedenheiten der Seelen erklären; sie müssen entweder völlig gleich sein, und alle Abweichungen in der Höhe der Ausbildung, welche sie erreichen können, rühren einzig von der Gunst der Umstände her, oder sie sind ursprünglich verschiedene Wesen, und besitzen neben der Aehnlichkeit, sich in gleichartigen Formen des Ausdruckes zu bewegen, eine unbegrenzte Unähnlichkeit des Inhaltes, für welchen sie diese Arten der Aeußerung benutzen. Unaufhaltsam fällt diese schiefe Vorstellungsweise von einer noch unbestimmten Substanz dahin, die wie ein allgemeines Gerinnungsmittel vorangehe, um den später kommenden Inhalt, welcher er auch sein möge, zu haltbarem Dasein zu verdichten; wir müssen zu der Anerkennung zurückkehren, daß eben unmittelbar der lebendige Inhalt selbst es ist, der durch seine eigene specifische Natur die Fähigkeit des Wirkens und Leidens, die Eigenschaft der Substantialität gewinnt, und der dann für ein unbehutsames Denken den Schein gibt, als verdanke er diese Form des Daseins nicht sich selbst, sondern einem in ihm liegenden Kerne allgemeiner Substanz.

In etwas anderer Weise müssen wir einen im Ganzen doch ähnlichen Tadel gegen jene Theorie richten, welche aus den Wechsel=

wirkungen der Vorstellungen, als der einfachen Selbsterhaltungen der Seele gegen drohende Störungen, die Mannigfaltigkeit des inneren Lebens aufzubauen versuchte. Sie war weit davon entfernt, einen allgemeinen Seelenstoff vorauszuschicken und die einzelnen Seelen aus ihm zu bilden; in einer uns freilich unbekannten, aber bestimmten und einfachen Qualität suchte sie den Inhalt, der die Natur jedes Wesens bilde, und sie gestand von Anfang an eine unendliche Mannigfaltigkeit dieser Qualitäten, also eine eben so große ursprüngliche Verschiedenheit der Wesen zu; sie faßte endlich unter dem Namen der Seelen diejenigen zusammen, deren Selbsterhaltungen die gleichartige Form der Vorstellung oder Empfindung tragen. Aber indem sie aus der ferneren Wechselwirkung der Empfindungen allein alle zusammengesetzteren und höheren Leistungen des geistigen Lebens zu entwickeln suchte, ohne eine andere erneute Mitwirkung der Natur der Seele außer der zuzugestehen, welche aus dem blos formalen Charakter ihrer Einheit sich ergibt, kam sie doch im Grunde auf den vorhin gescholtenen Standpunkt zurück. Denn auch sie stellte doch wieder den Begriff des vorstellenden Wesens überhaupt als das Material hin, aus dem nur durch hinzukommende äußere Bedingungen, welche eine größere oder geringere Verwicklung der inneren Wechselwirkungen zwischen jenen Elementen der Thätigkeit gestatten, die unterscheidenden Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Seelen, der menschlichen wie der thierischen, entspringen. Allerdings hindert nichts die Annahme, daß eben nach der Verschiedenheit der ursprünglichen Natur der Seelen jene ersten Aeußerungen ihrer selbsterhaltenden Thätigkeit, die einfachen Empfindungen, verschieden ausfallen; manches mag daher den Thierseelen anders erscheinen als uns; aber die mechanischen Gesetze, nach denen die weitere gegenseitige Verarbeitung dieser Elemente unter einander erfolgt, werden doch ausdrücklich, und ohne Zweifel mit Recht, als durchgängig gleich in allen Wesen bezeichnet. Für die Verschiedenheit der geistigen Ausbildung bleibt daher dieser Ansicht kein hinlängliches inneres Motiv übrig; denn gewiß: ob eine Seele sich gegen den Reiz der Lichtwellen durch Farbensehen oder durch eine andere

Art des Empfindens selbsterhält, darin und in Aehnlichem würde dies Motiv Niemand zu finden meinen.

Dem entgegen sprachen wir schon früher unsere Ueberzeugung aus, wie wenig es möglich sei, innerhalb eines und desselben Seelenlebens alle Formen seiner Thätigkeit aus den mechanischen Wechselwirkungen der Vorstellungen zu erklären; wie nöthig im Gegentheil, das Wesen der Seele als beständig von neuem in dieses Getriebe eingreifend zu fassen. Und zwar eingreifend mit Anlagen zur Thätigkeit, die in der Erzeugung der einfachen Vorstellungen noch keine Veranlassung zu hervortretender Wirksamkeit fanden, sondern sich zurückhielten, um erst durch die Verhältnisse, welche zwischen den mannigfach gegen einander drängenden Vorstellungen sich entspinnen, wie durch Reize höherer Ordnungen allmählich erweckt zu werden. Eine weit größere Tiefe eigenthümliches Inhaltes schien uns der Seele angeboren zu sein, als die nackte Fähigkeit allein, durch Empfindungen sich selbst zu erhalten; jede augenblickliche Lage des Vorstellungslaufes schien uns zwei Folgen zu haben: die eine berechenbare, die sie vermöge der mechanischen Gesetze des inneren Lebens überall, in jeder Seele gleichartig verlangen konnte; eine andere unberechenbare, die aus der weiteren Einwirkung dieser ersten Folge selbst auf die Eigenthümlichkeit gerade dieser Seele hervorging. Wie vollkommen gleich daher auch immer die mechanischen Gesetze des Ablaufes der inneren Erscheinungen für alle Wesen sein mögen: das Ergebniß, die Höhe und die besondere Färbung der geistigen Entwicklung hängt doch nicht blos von der größern oder geringern Weite und Mannigfaltigkeit dieses gleichartigen mechanischen Stromes, sondern von der ursprünglichen Verschiedenheit des Bodens ab, durch den er verläuft, von der ungleichartigen Natur der Seelen, auf die er stets zurückwirkt und an der sich seine Wellen brechen. So würden wir unser Verlangen befriedigen können, das Höchste und Eigenthümlichste, was die Seele in ihrer Entwicklung erreicht, auch auf das Tiefste und Ursprünglichste ihrer Natur begründet zu denken, ohne daß wir die Vortheile aufgeben müßten, welche die Ueberzeugung von einer mechanischen Ordnung des in=

neren Lebens wenigstens für die Zukunft der Wissenschaft verspricht.

Auch diese Erwägungen führen also zu einer Auffassungsweise zurück, zu der in andern Fällen der natürliche Verstand geneigt genug ist; nur die ungewohnte Beschäftigung mit unanschaulichen Gegenständen läßt ihn in dieser Frage sich in grundlose Zweifel verwickeln. Niemand meint, der Stamm aller Pflanzen sei gleichartig und nur die Umstände bilden an ihm die Verschiedenheit der Vegetation, des Laubes, der Blüthen und Früchte aus; wir wissen, daß alle Eigenthümlichkeit der spätern Gestaltung in der ersten Keimzelle vorbestimmt ist, und daß alle Aehnlichkeiten der weitern Entwicklung nur gleichartige Manieren des Ausdruckes, eine gleichartige Sprache sind, in der die ursprünglich ungleichartigen Naturen der Gewächse sich entfalten und aussprechen. Man wird es allerdings vermeiden müssen, dies Gleichniß zu weit zu verfolgen; es kann nur der Deutlichkeit dienen, aber nicht beweisen. Denn immer wird freilich auch jene erste Keimzelle eine Verbindung mannigfacher Elemente sein und in der eigenthümlichen Verknüpfung von Theilen, die zuletzt vielleicht wieder allen Pflanzen gleichartig zu Grunde liegen, wird der besondere Bildungstrieb jeder einzelnen seine zureichende Ursache haben. Und hierin muß, wie wir früher bemerkten, unsere Vorstellung über die Natur der Seele, deren untheilbare Einheit wir festzuhalten haben, sich nothwendig von jenem Gleichniß trennen.

Aber wie diese Vorstellung zu fassen sei, darüber möchten wir, um eine fühlbare Unklarheit zu heben, noch einige Bemerkungen zu einer Gedankenreihe hinzufügen, die wir an einer frühern Stelle (I. 205 ff.) so weit zu verfolgen keine Veranlassung hatten.

Die Frage danach, was irgend ein bestimmter Gegenstand sei, wird von uns zunächst immer durch Beschreibungen beantwortet, in denen weitere Ueberlegung doch sehr bald nur Bezeichnungen dessen erkennt, was der Gegenstand wirkt oder leidet, nicht dessen, was er ist. Alle sinnlichen Eigenschaften, die wir ihm beilegen, sind Formen

seines Benehmens im Fall einer Wechselwirkung mit andern; aber auch alle übersinnlichen Prädicate, durch welche wir später die Natur der Dinge zu charakterisiren suchen, verwandeln sich bei näherem Zusehen immer wieder in Aussagen über das, was sie unter gewissen Bedingungen thun, oder über Ereignisse, die zwischen ihnen stattfinden. Wie klar auch immer irgend eine Theorie das ganze Gewebe dieser gegenseitigen Beziehungen zwischen den Dingen hervortreten läßt: sie selbst, die festen Punkte, die in dieses Netz eintreten oder von denen seine Fäden ausgehen, bleiben so wie sie an sich sind, völlig unbekannt. Mußten wir nun an jener frühern Stelle zugeben, auch das Wesen der Seele, wie es vor aller Entwicklung durch äußere Anregungen sei, entziehe sich unserer Kenntniß, so glaubten wir doch nicht, daß dieser dadurch ein großer Abbruch geschehe. Denn darin eben, wozu die Seele sich in ihrer Entwicklung entfaltet, schien uns derjenige wesentliche Inhalt derselben zu liegen, um den es uns allein zu thun sein konnte. Erneuerte sich gleichwohl jener Wunsch, sie nun auch so kennen zu lernen, wie sie an sich ist, so sahen wir darin mehr die Neugier, zu erfahren, wie es gemacht wird, daß ein Etwas existiren könne, das fähig zum Wirken und Leiden den uns im Grunde nicht unbekannten Inhalt der geistigen Entwicklung aus sich hervorgehen lasse. In der That, mehr Verständniß der wesentlichen Natur der Seele hätten wir von einer Offenbarung über das, was sie vor ihrem Leben sei, gar nicht gehofft; nur wie bei jedem Kunstwerk, dessen Bedeutung ganz in seiner Form liegt und völlig von uns aus dieser Form herausgelesen wird, interessirte es uns nebenbei, dann auch den Stoff zu kennen, aus dem es besteht, und durch den es ermöglicht wird, daß diese schönen und sinnvollen Linien sicher und standhaltend und für uns erkennbar den Raum durchziehen. Diese Frage nun nach der Art, wie Dasein und Wirken gemacht wird, fanden wir widersinnig; die Sehnsucht dagegen, das kennen zu lernen, was die Seele abgesehen von ihrer Entwicklung ist, schien uns überflüssig; in beiden Beziehungen haben wir jetzt zwei eng mit einander verbundene Nachträge hinzuzufügen.

Was zunächst den zweiten Punkt betrifft, so würde uns die Einsicht in das, was die Seele in ihrer Entwicklung leistet, doch nur dann völlig befriedigen, wenn wir eine Bürgschaft dafür besäßen, daß in der That in dem Theile ihrer Entwicklung, den wir kennen, die ganze Tiefe ihres Wesens zur Entfaltung komme. Aber die Seele wächst nicht in ein so übersichtliches festbestimmtes Bild aus, wie die Pflanze, von der wir wissen, daß Alles, was ihr Keim an Trieb und Gestaltungskraft verbarg, in dem Zeitraum zwischen seinem ersten Sprossen und der Reife des neuen Samens in den wohlbekannten Formen einer für unzählige Individuen gleichartigen Vegetation sich völlig auslebt. Das geistige Dasein hat nicht wie die körperliche Bildung eine bestimmte Anzahl von Vorstellungen, von Gefühlen, von Strebungen, die seinen regelmäßigen Bestand ausmachten, so wie die gemessene Zahl der Glieder den des Körpers; zwischen den einzelnen Elementen des innern Lebens geschieht kein so rhythmisch vorherbestimmter Kreislauf der Functionen, wie zwischen den Organen des Leibes; oder geschieht er, wenn wir so wollen, so besteht doch gar nicht in ihm das innere Leben selbst, sondern es besteht erst in der unermeßlich verschiedenartigen unberechenbar eigenthümlichen Melodie, zu der diese feststehenden Accorde, in jedem einzelnen Wesen anders, auf Anlaß der äußeren Anregungen sich an einander reihen. Ja nicht einmal eine Melodie ist ein richtiges Bild dieses Lebens; denn auch ihre Wendungen innerhalb der festen Leitern harmonischer Accorde werden der Seele abgenöthigt durch fremde Reize, die der Weltlauf ihr in den Weg wirft. Sie muß diese Anstöße in die Folgerichtigkeit ihrer eignen Entwicklung aufnehmen, und indem sie dadurch zu manchem überraschenden Absprung, zu unvorhergesehenen Ausweichungen veranlaßt wird, so liegt nun ihre wahre und eigenste Natur, das was sie selbst wollte, nicht mehr unmittelbar in der hörbaren Melodie selbst, sondern in der unhörbaren an keine bestimmten Intervalle gebundenen Form, Größe und Eigenthümlichkeit der Elasticität, mit der sie dies Fremde sich aneignet und an ihm Gestalt gewinnt. Es würde schon schwer sein, diesen unanschaulichen

Charakter zu fassen, auch wenn vollständig die Reihenfolge der Töne vorläge, in denen er allmählich zu erschöpfendem Ausdruck kommt. Wie aber dann, wenn wir uns sagen müssen, daß die Reihe der Veranlassungen endlos ist, welche die Seele zur Aeußerung und Weiterentfaltung anregen können? daß tausend Hemmungen die Entwicklung von Keimen zurückhalten mögen, die doch in ihr liegen? daß schon in diesem Leben uns so oft die Neuheit von Rückwirkungen überrascht, die wir auf kaum wesentlich neue Eindrücke folgen sehen? daß endlich in andern Formen des Daseins, auf deren Voraussetzung uns der eigne Sinn der irdischen Entwicklung hinweist, neue uns bis jetzt ungeahnte Anlagen ihre Ausbildung finden mögen? Es ist gleichgiltig für den Augenblick, mit welchem Rechte wir jedes einzelne dieser Bedenken hegen; genug, daß ein thatsächlich vorhandenes Mißtrauen uns abhält, gerade in dem geistigen Leben die volle Natur seines Keimes in der wirklichen Entwicklung erschöpft zu denken. Diese Entwicklung glauben wir deshalb nicht vollkommen zu durchschauen, wenn wir nicht in dem, was die Seele an sich ist, die gesetzgebende schöpferische Formel fänden, welche uns lehrte, durch Hinzuergänzung dessen, was die Erfahrung uns nicht zeigen kann, Verständniß und Zusammenhang auch in das Bruchstück der Entwicklung zu bringen, das unserer Beobachtung offen liegt. Dies Bedürfniß ist es, was uns immer wieder zu jener Frage nach dem zurückführt, was die Seele an sich sei; aber in anderer Weise doch, als früher. Es kommt uns nicht auf eine allgemeine Natur der Seele an, aus der die verschiedenen hervorgingen, sondern auf die eine Idee, die innerhalb jeder einzelnen Seele sich in die Mannigfaltigkeit der verschiedenen Thätigkeiten als in ihre natürlichen Consequenzen entwickelt.

Es handelt sich jetzt nicht darum, ob wir im Stande sein werden, diese belebende und erzeugende Idee irgend eines Dinges zu finden und auszusprechen; aber es hat ein Interesse für uns, zu überlegen, ob denn überhaupt diese Form einer Idee eine zulässige Fassungsweise für das ist, worin wir das Wesen eines Dinges suchen. Nach zwei Seiten hin möchten wir ihre Tauglichkeit be-

zweifeln. Denn eine Idee scheint zuerst nicht Körper genug zu haben, um ein festes standhaftes Etwas zu bilden, von dem Wirkungen ausgehen könnten; aber sie scheint auch nicht jenen Charakter der Einheit zu besitzen, der dem Wesen jedes wahrhaft Seienden so unerläßlich ist.

Mit dem ersten Bedenken berühren wir noch einmal jenen Punkt, dem schon oben unsere Bemerkungen galten, die Neigung, eine Seelensubstanz der wirklichen Seele vorauszuschicken. Aber oben sollte jene Substanz die allgemeine psychische Natur sein, aus welcher die eigenthümlichen Unterschiede der Seelen hervorwüchsen; hier wird sie als das Reale gesucht, an dem die Erscheinungen des individuellen Lebens als an ihrem festen Träger haften. Man kennt diese Neigung der gewöhnlichen Meinung, in jeder Erscheinung, deren Veränderlichkeit doch ein beständiges Gesetz in ihr ahnen läßt, als Ursache dieser Folgerichtigkeit einen finstern Kern undurchdenkbarer Sachlichkeit zu suchen. Alles, was wir wirklich verstehen, dem trauen wir nicht zu, daß es eine volle selbständige Wirklichkeit haben könne; erst wo wir an einen Rest kommen, über den wir gar keine Hoffnung mehr haben ins Klare zu gelangen, erst da glauben wir das wahrhaft Seiende, die dem Gedanken schlechthin entgegengesetzte und ihm durchaus unbegreifliche Sache, das Reale gefunden zu haben. Nur Zusammengesetztes meinen wir einzusehen; indem unser Denken zwischen die Fugen eindringt, welche das Reale bei seiner Verbindung zwischen sich läßt, lernen wir durch diese Analyse alle die Eigenschaften verstehen, die nur auf der Art dieser Verbindung beruhen. Aber während wir so hinter das Zusammengesetzte kommen, wird das Reale selbst, das den Stoff dieser Combinationen bildet, durch unser Denken nur auseinandergedrängt, nicht aufgelöst; suspendirt wie eine chemische Substanz in einem flüssigen Mittel, in dem sie nicht löslich ist, schweben diese eigentlichen einfachen Kerne der Sachlichkeit in unserem beziehenden Denken, so völlig unaufgeschlossen wie vorher. Und eben dies bürgt uns dafür, daß sie etwas wahrhaft Seiendes sind. Wären sie auflöslich für das Denken, ließe sich das, was sie sind, völlig in Gedanken

ausdrücken, so wären sie ja nun bloße Gedanken geworden und wären nicht mehr Sachen. Setzten wir das, was sie sind, gleich einer Qualität, so müßte die Qualität etwas haben, dessen Qualität sie wäre; nännten wir ihr Wesen eine Kraft, so setzte sie einen Träger voraus, der sie ausübt; gälte es uns für eine Idee, so müßte doch Jemand sein, der die Idee hat oder sie denkt. Kurz, wie wir auch durch Gedanken das Wesen der Dinge nachbilden wollen, allemal zeigt sich das Nachbild als bloßes Bild der Sache; es fehlt immer der feste, unauflösliche Kern von Realität, an dem oder in dem, oder um welchen herum, oder aus ihm hervorgehend sich die einzelnen inhaltvollen Züge des Bildes zu einer haltbaren Existenz verdichten ließen.

So kommen wir dazu, am Ende selbst in unserem eigenen Innern ein unsagbares unauflösliches Etwas von Realität zu suchen und zu ihm die helle Fülle des bekannten geistigen Lebens in ein nie klar zu machendes Verhältniß der Abhängigkeit zu bringen. In der That, nur so lange kann diese schiefe Vorstellungsweise sich erhalten, als man die bestimmtere Art jener Abhängigkeit nicht aufzuhellen sucht, sondern sich mit dem rohen Bilde eines Trägers begnügt, an dem der mannigfache Inhalt des Seienden äußerlich aufgehängt ist. Sobald man sich klar wird, daß jedes Haben einer Eigenschaft unmittelbar ein bestimmtes Sein desjenigen ist, der sie hat; daß ferner zwei Wesen, welche sich durch ihre Eigenschaften beständig unterscheiden, nothwendig auch in dem verschieden sein müssen, was sie sind; daß also der Vorzug, eine Sache, ein Reales zu sein, nicht einem einzigen, überall gleichen Inhalt zukommt, sondern daß Verschiedenes und Mannigfaltiges real ist: so erkennt man, daß Realität, als eine bestimmte Weise der Existenz, der ursprünglichere Begriff ist, der in unserem Denken vorangehen muß, und daß der Name des Realen auf jeden Inhalt fällt, dem aus irgend welchen Gründen, die unsere Forschung ermitteln oder nicht ermitteln mag, diese Form der Existenz zukommt. Nicht aber haben umgekehrt die Dinge Realität, sofern ein Reales in ihnen wäre. Durch ihren Inhalt allein sind die Dinge das, was

sie sind; dadurch daß dieser Inhalt fähig ist, zu wirken und zu leiden und das beständige Element in einer veränderlichen Reihe von Erscheinungen zu bilden, dadurch sind die Dinge und unterscheiden sich als real von ihrem Abbild; wie es endlich gemacht ist, daß jener Inhalt eine zum Leiden und Wirken fähige Wirklichkeit genießt, das ist jene thörichte Frage nach der Maschinerie des Daseins, die wir schon mehrmals aus unserem Denken verwiesen haben. Nur so viel wissen wir, daß wir nichts gewinnen durch den abenteuerlichen Versuch, zuerst für einen allgemeinen Wirklichkeitsstoff, ein Reales zu sorgen und von ihm aus die Wirklichkeit demjenigen zu Lehen zu übertragen, das sich an ihn anknüpfen will; daß wir vielmehr das Dasein als eine in ihrem Zustandekommen stets unbegreifliche Setzung betrachten müssen, die unmittelbar und ohne Zwischenglied auf das fällt, was den Inhalt des Seienden bildet. Setzen wir einstweilen voraus, worüber noch mehr zu sprechen sein wird, daß dieser Inhalt nicht durch eine dem Gedanken völlig fremde Natur sich jeder Begreiflichkeit entziehe, sondern daß er im Gegensatz zu solcher unauflöslichen Sachlichkeit den Namen des Idealen verdiene, so können wir das Ergebniß unserer Ueberlegung dahin ausdrücken, daß das Reale nichts Anderes sei als die auf unbegreifliche Weise in der Form wirkungsfähiger Selbständigkeit gesetzte Idee.

Diese Meinung ist verschieden von einer andern, welche wir im gleichen Gegensatz gegen jene Verehrung starrer Kerne der Realität häufig ausgesprochen hören. Nachdem man dieses gröbsten Irrthums sich entschlagen hat, verfällt man gern in Enthusiasmus für ein gleich unmögliches Gegentheil; das Wesen der Dinge sei die reine unablässige Thätigkeit selbst ohne den Rückhalt eines von ihr verschiedenen Etwas, von dem sie ausgehe. Es ist klar, daß diese Ausdrücke die Vorstellung nicht wiedergeben, die man nothwendig bei ihrem Aussprechen selbst festhalten muß. Man kann den Geist nicht mit dem infinitivischen Denken gleichsetzen, sondern fühlt, daß er Denkendes sein muß; das Wesen der Dinge kann weder Sein noch Thätigkeit sein, sondern ist Seiendes und Thätiges.

Jenes Subject, das in diesen Participien erscheint, hat man richtig zu bestimmen, aber man gewinnt nichts, wenn man es leugnet und den Infinitiv an seine Stelle setzt, der diese Stelle nicht ausfüllt.

Es ist stets ein sehr mißliches Unternehmen, einen Irrthum mittelbar widerlegen zu wollen, dessen Undenkbarkeit unmittelbar klar sein müßte. Ich fühle diese Verlegenheit bei dem ersten Schritte des Versuchs, den ich dennoch machen will, die Ungereimtheit der Ansicht zu zeigen, welche das Wesen der Dinge in bloßes Wirken, das Wesen der Seele in bloßes Denken oder Handeln setzen möchte. Denn indem ich mich frage, ob der Begriff eines subjectlosen Thuns oder Denkens etwas ausdrücke, was sich als der Inhalt einer selbständigen Wirklichkeit fassen lasse, empfinde ich nur zu deutlich, daß schon der angebliche Sinn dieser Begriffe selbst sich im Vorstellen gar nicht wirklich erzeugen läßt: Denken heißt gar nichts mehr, wenn es nicht das Denken eines Denkenden ist, Thun und Wirken heißt nichts mehr, wenn wir bei dem Versuch, es vorzustellen, die Vorstellung eines von ihm unterscheidbaren Subjectes auslassen, von dem es ausginge. Von Begriffen aber, mit denen wir, so wie wir sie zu denken versuchten, eigentlich gar nichts mehr meinen können, ist es im Grunde ganz müßig, weiter zu fragen, ob sie sich dazu eignen, sich als das Wesen einer Wirklichkeit fassen zu lassen.

Aber den Unklarheiten unserer Gedanken, die aus wirklichen Schwierigkeiten der Sachen hervorgehen, können wir geduldig alle Zugeständnisse machen, die überhaupt noch eine weitere Verständigung zulassen. Nehmen wir also an, die Vorstellung eines reinen subjectlosen Thuns bedeute noch etwas, so können wir weiter fragen, wie dann doch die Dinge sich uns darstellen müßten, wenn in einem solchen Thun ihr ganzes Wesen bestehen sollte. Und da scheint es uns, als wenn von jedem Ding entweder eine einförmige Thätigkeit a ununterbrochen ausfließen müßte, oder wenn nicht ein beständig gleichartiges, sondern ein veränderliches Thun sein Wesen bilden sollte, so müßten die einzelnen Phasen dieses Thuns in der

unabänderlichen Ordnung a b c d, wie eine ablaufende Melodie, sich folgen. Der erste Fall versteht sich von selbst; der zweite wird nothwendig, wenn wir die an sich gar nicht zulässige Bedingung zugestehen, in dem Thun a, welches in dem einen Augenblicke das Wesen des Dinges ausmacht, liege überhaupt Grund und Befähigung, in irgend ein anderes Thun überzugehen. Denn dann kann das, was aus a folgt, nur ein bestimmtes b, nicht mit demselben Recht irgend ein m oder n sein; aus b kann nur c, aber nicht irgend ein p oder q folgen; die Reihenfolge des Thuns ist daher völlig bestimmt; und wäre es denkbar, daß ein früheres Glied f der Reihe irgend einmal durch eines der späteren r als dessen Consequenz verlangt würde, so würde die ganze von f bis r abgelaufene Reihe sich wie die Periode eines Decimalbruches unaufhörlich wiederholen müssen. Hierin nun erkennt gewiß Niemand das Verhalten wieder, welches wir an den Dingen zu beobachten oder ihnen zuschreiben zu müssen glauben; wären sie so, so wäre ihre Annahme zur Erklärung des Weltlaufes nutzlos, ihr Dasein unfähig zur Erzeugung desselben. Man wird uns jedoch eine unaufrichtige Unvollständigkeit vorwerfen: es sei von uns vergessen, daß die einförmige Thätigkeit a unter dem Einfluß äußerer Bedingungen in vielförmige Weisen des Thuns sich verändern könne, und daß aus gleichem Grunde auch die abenteuerliche zweite Annahme einer unveränderlichen Reihenfolge der Phasen des Thuns müßig sei. Aber eben dieses andere Verhalten, welches wir freilich an den Dingen wirklich beobachten, finden wir unvereinbar mit der Annahme, daß ihr Wesen in reinem Thun bestehe. Wer von dem Einfluß irgend welcher Bedingung spricht, wird zunächst zu meinen scheinen, dasjenige leide von der Bedingung, auf welches sie wirkt; von dem reinen Thun aber kann, ohne seinen Begriff aufzuheben, dies nicht behauptet werden, daß es leide; leiden die Dinge, so ist ihr ganzes Wesen nicht mehr reines Thun, sondern das, woraus Thun und Leiden entspringen können; und in diesem, von jeder einzelnen Handlung und jedem einzelnen Zustand unterscheidbaren Rückhalt ihres Wesens sehen wir eben das Subject wieder erscheinen, welches

diese Ansicht für den Begriff ihres reinen Thuns meinte entbehren zu können. Aber man scheut vielleicht die Einmischung des Begriffs vom Leiden; vielleicht, wenn auf das eine Thun a eine Bedingung einwirkt, meint man daraus unmittelbar ein neues Thun b entstehen und an die Stelle des a treten zu sehen, ohne dem verschwindenden a ein Leiden zuzumuthen, das nicht ihm, dem subjectlosen Thun, sondern nur einem hier nicht vorhandenen thätigen Subject möglich wäre. Auch diese letzte Ausflucht verfehlt indessen ihr Ziel. Denn unter solcher Voraussetzung würde von dem a nichts übrig sein in dem Augenblick, in welchem ihm b gefolgt ist, und anstatt der thätigen Dinge würde nur noch ein Werden oder Geschehen behauptet sein, welches eine Mannigfaltigkeit von Erscheinungen ohne einen sie innerlich verknüpfenden Faden auf einander folgen ließe. Diese Vorstellung von einem absoluten Werden aber, in deren weitere Unmöglichkeit wir hier nicht eingehen, wollte die Ansicht, die wir bestreiten, keineswegs empfehlen. Sie meinte nicht die Dinge aufzuheben oder zu leugnen; sie wollte sie im Gegentheil festhalten und glaubte nur, in dem reinen Thun ihre wahrste Natur begriffen zu haben. So lange wir daher eine veränderliche Reihe von Erscheinungen als innerlich verbunden durch die Natur eines Dinges glauben betrachten zu müssen, so lange können wir auch das Wesen des Dinges nicht als bloße Thätigkeit fassen, sondern müssen es in dem suchen, was die vereinigende und gesetzgebende Macht für eine Vielheit des Thuns, des Leidens und der Rückwirkung bildet. Dieser Inhalt ist das, was als das Theilnehmende am Sein, am Handeln, am Wirken, als Seiendes, Handelndes, Wirkendes vor uns steht und gleichweit entfernt ist vom haltlosen Verfließen in die Thätigkeit selbst, wie von der Starrheit eines Kernes, der sich nie in die Bewegung dahin gäbe, sondern sie stets nur äußerlich an sich kommen ließe.

Aber wenn wir nun dies alles zugeben, wird man zweifelnd einwenden, ist denn nun das, was wir hier unter der Form der

Idee als das Wesen des Dinges fassen, jenes Dasein zu genießen fähig, das den Dingen zukommen muß? Nicht als wenn wir trotz der früheren Zugeständnisse nun doch noch einmal zu wissen verlangten, durch welchen Zauber den Dingen, worin sie nun auch immer bestehen mögen, ihr Dasein gemacht werde; aber da nicht allem Denkbaren diese selbständige Wirklichkeit zukommt, so müßten sich doch an jener Idee wenigstens die allgemeinen Kennzeichen erkennen lassen, durch die sich das, was zu dieser Wirklichkeit zugelassen ist, von dem unterscheidet, dem sie versagt bleibt. Gehört nun nicht zu jenen Zügen jedes wahrhaft Seienden vor allem dieser, daß es Eines sei in sich selbst? und scheint nicht Alles, was wir als Idee bezeichnen, vielmehr eine Vielheit von Elementen vorauszusetzen, deren gegenseitige Verknüpfung untereinander sie ausdrückt? und zwar so ausdrückt, daß aus der Einwirkung dieses Ausdruckes auf unsere empfängliche Phantasie in uns wohl als Ergebniß eine einheitliche Stimmung entsteht, ohne daß jedoch diese von uns gefühlte Einheit unsers Zustandes als eben solche Einheit in den Beziehungen jener Elemente außer uns vorhanden war? ist also nicht am Ende jede Idee nur ein Gedanke, den die vergleichende Thätigkeit eines erkennenden Wesens sich macht, indem es in sich selbst die Vielheit der Erscheinungen zusammenfaßt, ohne daß dieser Gedanke jemals in dieser Vielheit selbst als erzeugende und formbestimmende Kraft zugegen ist?

Diese Einwürfe sind häufig gemacht worden, und man hat ihnen zu begegnen gesucht, indem man an die Stelle der Idee, welche allerdings mannigfaltige Tendenzen und Beziehungen des Seienden zu Anderem einschloß, eine völlig einfache Urqualität als das Wesen jedes einzelnen Dinges einsetzte. Dadurch ist, je nachdem man es ansieht, entweder nur ein neuer Name oder zugleich ein alter Irrthum wieder eingeführt. Denn das Wesen des Dinges muß in jedem Fall so beschaffen sein, daß seine späteren Wirkungen und vielfachen Eigenschaften, obgleich nicht unveranlaßt, sondern unter dem Einfluß äußerer Bedingungen, aus ihm hervorgehen können; es muß ferner so beschaffen sein, daß diejenigen Ver=

knüpfungsweisen seiner Zustände, die nicht von der Aufeinanderfolge der äußern Reize allein abhängen, bei Gelegenheit dieser Reize sich aus ihm entwickeln müssen; kurz jene einfache Qualität muß vollständig denselben Grund des Wirkens und Leidens und der Ordnung der innern Zustände enthalten, den wir in der Idee suchten. Insofern ist die einfache Qualität nur ein veränderter Name, in welchem höchstens die Aufforderung liegt, den Inhalt der Idee nicht in jener auseinandergezogenen Weise, in welcher unsere Sprache, wenn wir ihn kännten, ihn ausdrücken würde, sondern eben zusammengefaßt in die Einheit einer einzigen Bestimmung, in die Form einer Urqualität, als das Wesen des Dinges aufzufassen. Ohne Zweifel lag solche Zusammenfassung auch in unserer Absicht; der Irrthum dieser andern Vorstellungsweise dagegen besteht darin, daß gerade die Form der Qualität unfähig ist, jene Concentration der Idee zur Einheit zu leisten.

Wie unbekannt nämlich auch und aller Erkenntniß unzugänglich man die Qualität jedes Dinges nennen mag: sobald der Name der Qualität nicht eine völlig bedeutungslose, willkührliche Bezeichnung für den wesentlichen Inhalt der Dinge sein, sondern denselben wenigstens formell auf eine bestimmte und charakteristische Weise bezeichnen soll, so muß auch jene unbekannte Qualität der Wesen die Eigenthümlichkeiten besitzen, die jeder Qualität als solcher zukommen. Wir kennen aber nur die Qualitäten der sinnlichen Empfindung; nur von ihnen ist der allgemeine Begriff abstrahirt, und nur an sie denken wir auch wirklich, wenn wir vom Wesen der Dinge so sprechen, wie es diese Meinung thut; wir bilden uns die Vorstellung der übersinnlichen Qualitäten durchaus nach dem Muster der sinnlichen, die wir kennen, und gerade so weit uns dies gelingt, sind wir für den Augenblick befriedigt. So durchaus eins mit sich selbst, wie das Blau des Himmels, das uns vorschwebt, so satt und plastisch die Leere erfüllend, so unveränderlich ruhend ohne alle Spur und allen Ansatz zu hinausgreifender Beweglichkeit, so beziehungslos und theillos in sich selbst, wie jede einfache Farbe, so stellen wir uns das Wesen des Dinges vor

und ruhen selbst befriedigt in seinem Anblick. Wir vergessen nur, daß diese Ruhe allzu unbeweglich, diese Einheit allzu einfach ist. Denn unerbittlich müssen wir daran erinnern, daß die Einheit des Dinges nicht dazu da ist, beständig sich über sich selbst zu freuen, sondern daß sie die veränderliche Mannigfaltigkeit der Erscheinungen aus sich entspringen lassen muß. Und eben dazu ist ein Inhalt, der seiner Natur nach in dieser Form der Qualität gefaßt werden müßte, nicht fähig. Er würde nur aufgehoben, aber nicht verändert werden können, denn jede Veränderung setzt einen beständigen sich gleichbleibenden Rückhalt voraus, auf welchen das sich Verändernde sich zurückzieht, um aus ihm heraus die neue Gestalt zu entwickeln. Die einfache Qualität hat nichts der Art hinter sich, und je einfacher sie ist, um desto weniger lassen sich die Begriffe des Wirkens und Leidens an sie anknüpfen. Jene ruhige offene Glätte hinterhaltloser Gleichheit mit sich selbst, die wir an den sinnlichen Qualitäten bemerkten und als den wahrhaftesten Ausdruck für die ungestörte Natur des Seienden bewunderten, gehört im Gegentheil gerade diesem niemals an. Nicht einmal die ruhende Eigenschaft der Dinge deutet sie an; sie ist nur ein freundlicher Schein, in welchem für unsere Auffassung irgend ein bewegter Augenblick des Geschehens, der Wechselwirkung zwischen mehreren Elementen fixirt ist; das Seiende selbst, dessen ruhigstes und objectivstes Symbol wir in ihr zu finden glaubten, ist nach dieser Analogie am wenigsten zu fassen.

Schließen wir nun diese Betrachtung. Wenn Jemand noch einmal fragt, wie denn nun der Inhalt einer Idee jene Einheit haben könne, die dem Seienden nothwendig ist, und die wir in der Qualität wohl fanden, aber entblößt von dem Keime der Mannigfaltigkeit, der gleich unentbehrlich ist: so verweisen wir diese Frage auf folgende Ueberlegung. Jede Ansicht, welche das Wesen irgend eines Gegenstandes durch Begriffe und Worte auszudrücken und nachzuahmen sucht, will natürlich nicht diesen Ausdruck, sondern den Inhalt, den er bezeichnen soll, für das Wesen des Gegenstandes genommen wissen. Der Name Idee hat die doppelte

Bedeutung, einmal jenen Inhalt der Dinge, dann aber auch die Form des Gedankenbildes zu meinen, in welchem wir diesen Inhalt für unsere Auffassung wieder erzeugen. Die Umwege, die unser abbildendes Denken nimmt, sind nicht Umwege in der abgebildeten Sache selbst; die Vielheit nicht blos der Worte, sondern auch der vielleicht wortlos gedachten Beziehungspunkte, die wir bedürfen, um uns das klar zu machen, was wir meinen, schließt nicht eine gleiche Vielheit der Theile in dem Object unsers Nachdenkens ein. Ist daher Idee in diesem Sinne eines von uns gehegten Gedankens allerdings eine in sich mannigfache und unruhige Thätigkeit des beziehenden und vergleichenden Wissens, die nicht in dieser Form sich als das objective Wesen des Dinges fassen läßt, so ist dagegen das, was dieser Gedanke meint, einer ursprünglichen Einheit fähig. Erzeugt doch auch dasselbe hin- und hergehende Nachdenken in uns aus der mannigfaltigen Reihenfolge der Elemente eines Gedichtes die Einheit seiner poetischen Seele wieder. In die Gestalt solcher Einheit zusammengefaßt nennen wir eine Idee das Wesen des Dinges. Verlangte endlich eine niebefriedigte Neugier noch eine Anweisung, wie sie es machen solle, um den Inhalt einer Idee in diese Einheit zu verdichten, und wie sie das Ergebniß dieser Bemühung sich vorstellen könne, so läge darin ein völliges Mißverstehen der Aufgabe und der Leistungsfähigkeit des Erkennens. Denn dieses Ansinnen wäre ganz gleichbedeutend mit dem Wunsche, zu erfahren, wie man es machen müsse, um geradezu das zu *sein*, um dessen Erkennen es sich hier handelt. Und selbst dieser Wunsch würde nicht zum Ziele führen; denn wenn wir uns nun wirklich so verwandeln könnten, daß wir allemal das wären, was wir durchschauen wollten, so würde ja das Bemühen, nun auch das zu wissen, was wir dann wären, selbst dieses neue Wesen, in welches wir uns verwandelt hätten, nothwendig wieder aus seiner Einheit in ein zusammengesetztes, aus mannigfachen Theilen und ihren Beziehungen bestehendes Erkenntnißbild umgestalten müssen.

Ein Wort nur haben wir über den Grund hinzuzufügen, aus

welchem wir jenen Doppelsinn des Namens Idee benutzten; denn allerdings geschah es mit Grund. Unter den verschiedenen Auffassungsformen der Gegenstände zeichnen wir mit diesem Namen diejenige aus, welche ihr Object weder durch einen bestimmten Thatbestand fester Merkmale, noch durch eine bestimmte Form der Verknüpfung zwischen veränderlichen Merkmalen, sondern einzig durch den beständigen gleichbleibenden Sinn charakterisirt, der sich in unermeßlicher Verschiedenheit der Merkmale sowohl als ihrer Verbindungsweisen ausdrücken kann. Die Anschauung des Menschen ist sein räumliches Bild; die Vorstellung von ihm fügt zu diesem Bilde und der mit ihm vereinigten Erinnerung an seine übrigen Merkmale den Nebengedanken hinzu, daß alle diese Mannigfaltigkeit ein Ganzes bilde; den Begriff des Menschen gewinnen wir, wenn wir die allgemeinere übergeordnete Formel der Gattung als erklärenden Mittelpunkt in die Menge seiner besondern Merkmale hineinstellen; die Idee des Menschen aber haben wir erst dann, wenn wir den Gedanken fassen, zu dessen Realisirung er berufen ist, einen Gedanken, der an keine bestimmte Reihe von Merkmalen gebunden ist, aber den Grund enthält, warum der Mensch eine räumliche Erscheinung, ein zusammenhängender Organismus, der Gipfel des Thierreichs sein muß. Diese Bedeutung, welche die Idee als Denkform für uns hat, wollten wir durch den Gebrauch desselben Namens auch auf ihren Gegenstand übertragen: darauf kam es an, das Wesen des Dinges nicht als erschöpft durch eine ruhende Qualität, nicht durch eine bestimmte Handlung oder eine bestimmte Reihe mehrerer zu fassen, sondern seinen vollen Inhalt nur in dem Sinne zu sehen, den es auf die verschiedenste Weise und durch die verschiedensten Formen der Entwicklung verwirklicht.

Dagegen war es keineswegs unsere Absicht, durch die Wahl dieses Namens in den berühmten Satz einzustimmen, welcher Denken und Sein für identisch erklärt und in den Dingen keinen andern Inhalt findet außer dem, welchen wir in der Form der Idee denkend nacherzeugen können, oder vielleicht sogar außer dieser Form der Idee selbst. Die allgemeinere Ueberzeugung allerdings haben

wir früher ausgedrückt, daß das Wesen der Dinge nicht in einer undurchdringlichen Fremdartigkeit für den Geist bestehe; aber der Geist und sein Leben ist mehr als Denken. Es ist wohl möglich, daß dem ganzen Geiste das, was die Dinge sind, nicht unerlebbar ist, und daß es doch dieser einzelnen Form seiner innern Thätigkeit, dem Denken, durchaus unfaßbar bleibt. Fühlen und Wollen, Lust und Unlust sind innere Erlebnisse in uns selbst, für welche unser bewußtes Denken, indem es ihnen zusieht, wohl Namen erfindet, ohne doch den Unterschied, der sie selbst von allem Denken trennt, jemals durch Formen des Denkens begreiflich zu machen; sie sind nur verständlich für den, der sie erlebt. Und ebenso würde das Wesen der Dinge, falls überhaupt unser Blick durch die Erscheinung bis zu ihm dränge, zwar beschreibbar für das Denken sein, aber doch vielleicht nur so, daß diese Beschreibung manche Namen enthielte, deren Bedeutung nicht wieder gedacht, sondern nur gelebt werden kann. Wie aber auch dieses Wesen sein möchte, jene Form der Idee würde es an sich tragen, ein selbst gestaltloser beständiger Sinn veränderlicher Gestaltungen zu sein.

Für diese lange Reihe abstracter Ueberlegungen müssen wir nun auf Entschuldigung hoffen. Sie sollten nicht Fragen zu Ende bringen, welche nur die Metaphysik beantworten kann; sie bezeichneten nur den Standpunkt unserer folgenden Betrachtung. Werfen wir jetzt einen Blick auf das zurück, woran diese Abschweifung anknüpfte, so erinnern wir uns, daß wir von dem menschlichen Geiste nicht im Uebrigen eine wesentliche Gleichheit mit den Seelen der Thiere behaupten durften, um dann durch die entschädigende Hinzufügung eines ihm eigenen höheren Vermögens ihn wieder über alle Thierwelt zu erheben. Was er war, mußte er als ein untheilbares Ganze sein; was die Seelen der Thiere waren, das waren auch sie als lebendig wirksame abgeschlossene Ideen, jede von der andern völlig geschieden, jede völlig eins in sich selbst. Und so

ließe sich ein Reich der Seelen denken, in welchem jede Gattung, und in ihr jede einzelne, ihre bestimmte Stelle fände, je nachdem die lebendige Idee, welche sie ausdrückt, in dem Sinne der Weltordnung höher oder niedriger steht oder andern gleichwerthig ist. Daraus kann der Schein entstehen, als wäre auch hier die bessere Erkenntniß des Einzelnen aus der Uebersicht des Ganzen zu hoffen, dessen Theil es ist; die Einsicht in die Natur des menschlichen Geistes aus der Betrachtung der thierischen Seelen, die seine Vorstufen sind. Aber abgesehen von der mangelhaften Kenntniß thierischen Seelenlebens, die uns in den meisten Fällen nur unerwiesene Einfälle an die Stelle sicherer Thatsachen würde setzen lassen, ist diese Aussicht auch aus andern Gründen trüglich oder doch nutzlos für unsern gegenwärtigen Zweck. Denn diese Ordnung des Seelenreichs, wenn wir sie kännten, würde uns mehr in das Verständniß des unendlichen Wesens einführen, das in diesem Bilde sich selbst anschauen mag; aber sie würde wenig zu der Würdigung der Aufgaben beitragen, die dem menschlichen Leben zu seinem Theile gestellt sind, und der Mittel, die ihm zur Ausführung zu Gebot stehen. Für diese letzte Frage ist es nur von entfernter Wichtigkeit zu wissen, welche Stelle des Menschen Geist auf der Leiter der Wesen einnimmt, von sehr großem Werthe dagegen die Kenntniß der ursächlich auf ihn einwirkenden Bedingungen, von denen seine Entwicklung abhängt.

In dieser Beziehung ist seine Stellung im Reiche der Seelen eine andere, als in jener Stufenreihe der Gattungen. Wie nahe verwandt oder wie sehr verschieden die Seele einer Thierart von der unsrigen sein mag: es ist gleichgiltig für uns, wenn sie nicht auf uns wirkt. Der größte Theil der Thierheit nun hat zu unserer Entwicklung diese theilnahmlose Stellung, und die unbelebte oder unbeseelte Natur besitzt unter den Bedingungen unserer Bildung eine verhältnißmäßig weit größere Wichtigkeit. Daß der kunstfertige Instinct vieler niederen Thierklassen sich in scheinbar wenigstens ganz anderen und fremdartigen Formen des Wirkens bewegt, wenn wir ihn mit der Regsamkeit der menschlichen Seele vergleichen, ist

für uns im Ganzen eine wenig bedeutsame Thatsache; tausende solcher Instincte mögen dem Menschen noch unbekannt sein, selbst die bekannten kommen nur wenigen von uns zur Anschauung; möchten sie da sein oder nicht, die menschliche Entwicklung bliebe dieselbe. Von anderen Klassen können wir anderes sagen; manche von ihnen treten uns wirksam nahe, aber es sind vielleicht nicht eben die, die in der Stufenleiter der Seelengattungen uns am nächsten stehen. An die Affen knüpft sich kein Fortschritt menschlicher Cultur, an das Pferd, an die übrigen zuchtbaren Hausthiere gar mancher. Sie leisten uns nicht allein durch Körperkraft Dienste, wie belebte Maschinen, sondern auf dem Umgange mit ihnen beruhen hauptsächlich alle die Vorstellungen, die wir über ein dem unsrigen fremdes und doch im Allgemeinen verwandtes Seelenleben erhalten; und ohne Zweifel sind eben die Vorstellungen, die wir von einer fremden Seele uns bilden, der wichtigste Theil der Wirksamkeit, die diese auf uns ausübt. Am meisten natürlich ist es der Mensch selbst, der auf den Menschen wirkt; von dem Werthe dieses gegenseitigen Einflusses werden alle andern Beziehungen ähnlicher Art verdunkelt, die uns an die Thierwelt knüpfen. In der Erforschung dieser Dinge muß die Aufklärung über die wesentlichen Eigenthümlichkeiten des menschlichen Lebens liegen; jedes Unternehmen dagegen, den Menschen an den Gipfel eines irdischen Seelenreichs zu stellen und seine Bestimmung aus der Natur der niedrigeren Stufen zu erläutern, würde eines der prächtig beginnenden, aber fruchtlos endenden Schauspiele sein, deren die Anthropologie nach und nach sehr viele vorgeführt hat.

Wir haben hierdurch noch nicht die zweite der Fragen beantwortet, die wir am Eingange dieser Betrachtung aufwarfen. Denn alles Bisherige konnte nur zu zeigen versuchen, wie eine wesentliche Eigenthümlichkeit des menschlichen Geistes gedacht werden müsse, falls die Ueberlegung der Thatsachen eine solche vorauszusetzen nöthigte. Ungelöst bleibt hierdurch der Zweifel, ob nicht vielleicht ohne wesentlichen Unterschied, nur durch die Größe seiner Entwicklung bevorzugt, der menschliche Geist sich an das Seelenleben der

Thierwelt anschließen möge. So wenig wir nun unsere Neigung verhehlt haben, diese Frage zu verneinen, so ist doch ihre bestimmte Beantwortung hier nicht möglich, und wir müssen uns begnügen, die Schwierigkeiten einer solchen hervorzuheben. Sucht man die Entscheidung unabhängig von der Vergleichung der Erfahrung, so könnte man sie nur von den letzten Ergebnissen der Speculation über die nothwendige Bildung des Weltalls und den Zusammenhang seiner Glieder erwarten. Was aus dieser Quelle sich ableiten läßt, wird der letzte Theil unserer gesammten Betrachtungen zusammenzustellen versuchen, und wir werden sehen, daß der Werth der Frage selbst sich für diesen höchsten Standpunkt sehr vermindert. Die allgemeinen Grundsätze, die man außerdem anwenden könnte, würden zu keiner Gewißheit führen. Vielleicht möchte man die Annahme, überall gleichartige Seelen würden nur durch die sehr verschiedene Begünstigung, die sie von der Organisation ihrer Körper erfahren, zu verschiedenen Bildungshöhen gebracht, durch die Erinnerung widerlegen wollen, wie unglaublich es sei, daß eben gleichartige Seelen an diese so sehr abweichenden leiblichen Hüllen gebunden sein sollten. Aber allerhand Vermuthungen über Seelenwanderungen, abenteuerlich zwar, und ohne Stütze in der Erfahrung, aber doch nicht streng widerlegbar, würden sogleich bereit sein, diese Paradoxie zu beseitigen und zu zeigen, welchen guten Sinn fortschreitender Erziehung es haben könnte, wenn ursprünglich vollkommen gleiche Wesen nach und nach in immer andere vollkommnere Körper übergingen. Wendet man sich an die Erfahrung, so wird die Entscheidung um nichts leichter. Alles was als Thatsache vor uns liegt, beschränkt sich eben auf den allgemeinen und allerdings unwiderleglichen Eindruck einer weit geringeren Entwicklung, zu der es die Thiere bringen; aber dieser Eindruck gestattet, so wenig zergliedert, wie er noch immer ist, keinen sichern Rückschluß auf die Ursachen des Zurückbleibens. Unsere Kenntnisse des thierischen Seelenlebens sind weit oberflächlicher und ungewisser, als die Zuversicht philosophischen Classificirens meistens zugibt. Wir schlagen die Höhe seiner Entwicklung gewiß oft falsch, wahrscheinlich häufig zu

niedrig an; denn mit Recht schreiben wir zwar den Thieren die Fähigkeiten zu, deren vollendete Leistung wir vor uns sehen; aber mit sehr zweifelhaftem Rechte sprechen wir ihnen andere ab, die sie entweder nicht äußern können, oder deren Aeußerungen für unser Verständniß zu fremdartig sind. Versuchen wir nun, aus diesen mangelhaften Vorlagen Vermuthungen über Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der thierischen und menschlichen Seelen abzuleiten, so locken zwei entgegengesetzte Irrwege.

Von der Betrachtung unsers eignen innern Daseins gehen wir nothwendig aus; erst aus ihr fällt ein Schimmer des Verständnisses auf das Seelenleben der Thierwelt, das wir nicht unmittelbar kennen. Sind wir nun nicht gewohnt, die einzelnen Leistungen unsers eignen Geistes zu zergliedern und die Entstehung mancher scheinbar neuen Fähigkeit aus einfacheren Vorgängen aufzusuchen, so stoßen wir bei jeder oberflächlichen Verschiedenheit an, die das Thier vom Menschen trennt, und gerathen in jene bequeme Classificationsweise, welche die Natur der verschiedenen Seelen wie mit der Sicherheit chemischer Formeln durch Combination abweichender Bestandtheile, nämlich der verschiedenen Vermögen definirt, die der einen Gattung fehlen, der andern zukommen sollen. Anderseits aber verführt auch gerade diese richtige Gewohnheit, die zusammengesetzten oder abgeleiteten geistigen Functionen auf ihre einfachen Wurzeln zurückzuführen, zu dem entgegengesetzten Fehler einer Ueberschätzung der äußern Hilfsmittel des Wirkens, und zu dem Uebermuth, durchaus gleichartigen Wesen durch unendlich variirte äußere Anregung Leistungen abgewinnen zu wollen, die nur auf ursprünglich verschiedenem Boden gedeihen können. Man kommt natürlich in dieser Beziehung hauptsächlich auf die körperliche Organisation zurück, denn durch diese wird ja größtentheils auch die Eigenthümlichkeit der äußern Lebensumstände bedingt, in denen sich jedes Geschöpf befindet, und deren Einfluß den zweiten großen Kreis von Bedingungen für die specifische Bildungsrichtung der Seele ausmacht. Nun läßt sich ohne Zweifel zeigen, daß manche körperliche Einrichtung einzelne Formen der geistigen Aeußerungen

begünstigt oder hindert; so wird für augenlose Thiere die Gesammtvorstellung, die sie vom Raum entwickeln mögen, nothwendig anders sein, als bei sehenden; für vollkommen symmetrisch gebaute wird eine Unterscheidung der Richtungen im Raum unmöglich, für stimmlose die Mittheilung der innern Zustände nicht nur anders, sondern ohne Zweifel weit unvollkommner sein. Aber in der Regel läßt sich wohl aus dem Mangel eines Organs der Mangel einer Leistung begreifen, aus dem Vorhandensein desselben jedoch wird sein Gebrauch und die Mannigfaltigkeit der geistigen Regsamkeit, die sich in ihm kund gibt, nicht sogleich mit begreiflich. Wir müssen es dem Verlauf dieser Betrachtung überlassen, einzelne Beispiele dieser Dinge zu erwähnen; überall indessen, wo wir auf thierisches Seelenleben ein Streiflicht fallen lassen, geschieht es eigentlich nur, um durch einen Contrast die Bedeutung des menschlichen aufzuhellen; in den meisten Fällen drücken solche Vergleiche nur aus, wie wir uns einbilden, daß es sich mit den Thieren verhalten möge, nicht wie es gewiß ist oder mit Nothwendigkeit sein muß.

Diese Unsicherheit des Urtheils ist indessen ohne wesentlichen Einfluß auf den Gegenstand unserer nächsten Untersuchungen. Für eine Betrachtung allerdings, die nicht ausschließlich der menschlichen Bildung gälte, sondern eine allgemeine Mechanik des Seelenlebens bezweckte, würde die Frage nach der Gleichartigkeit oder Verschiedenheit der Mittel in den Vordergrund treten, durch welche die verschiedenen Höhen der Entwicklung ermöglicht werden. Für uns dagegen kommt es hauptsächlich darauf an, was der Mensch ist, nicht darauf, was die Thiere nicht sind. Die ängstliche Scheu davor, in eine zu nahe Wesensgemeinschaft mit ihnen gerückt zu werden, knüpft sich mit Unrecht gerade an die Frage, ob wir einer Gattung mit ihnen sind, oder nicht. Denn am Ende: wir haben doch die höhere Entwicklung; eben dieser Besitz ist der bleibende Unterschied zwischen uns und ihnen, und diese Kluft wird nicht größer oder kleiner, je nachdem sie für einen generischen Unterschied, oder für die Wirkung einer verschiedenen Begünstigung gleicher Anlagen erklärt wird. Die Dinge sind doch immer das, als was

sie sich behaupten; es verlohnte sich nicht der Mühe, etwas zu werden, wenn man immer nach dem geschätzt werden sollte, woraus man es geworden ist.

Fast die gleichen Bemerkungen, und die letzte namentlich, haben wir vorläufig über die dritte der Fragen unsers Einganges hinzuzufügen. Innerhalb des menschlichen Geschlechts selbst wechselt die geistige Ausbildung von thierischer Roheit an bis zu der Höhe eines Genius, den wir voreilig durch den Namen der Göttlichkeit ehren zu dürfen glauben. Gibt es in diesen ungeheuren Unterschieden ein gewisses gemeinsames Element, das wir als den allgemeinen menschlichen Geist betrachten dürften? sind die Geister der verschiedenen Stammarten der Menschheit wesentlich verschieden? und innerhalb desselben Stammes, wo können wir in der unendlichen Mannigfaltigkeit der Individuen ein gemeinschaftliches Maß finden, und wie es anlegen? liegt es im Allgemeinen hoch, und die Roheit bleibt darunter zurück, durch die Ungunst der Umstände und die Mängel der körperlichen Organisation zurückgehalten? oder liegt es tief, und der Genius wird durch das Glück seiner Lebensbedingungen und den Vorzug leiblicher Organe darüber erhöht? oder lassen sich endlich doch einzelne bestimmte Züge, charakteristische Gewohnheiten des Wirkens angeben, die, in allen Menschenseelen wiederkehrend, sie zu einem zusammengehörigen Ganzen verbinden, in den einzelnen aber in unendlich verschiedenen Graden vorhanden die unbeschreibliche Mannigfaltigkeit der individuellen Gestaltung gestatten? Es ist die Bejahung dieser letzten Frage, die unsere fernere Betrachtung sich zum Ziel setzt. Dann, nachdem wir dies gemeinsame Band außer Zweifel gestellt hätten, würde für uns kein Grund sein, aus der Reihe der Bedingungen, welche die Höhe der Bildung bestimmen, die äußern Umstände und die körperliche Organisation auszuschließen, deren keines für sich zu ihrer Begründung hinreicht. Das allgemeine Maß der menschlichen Bildung aber liegt weder hoch noch tief in dem Sinne, in dem wir es suchten; es ist wohl ein Durchschnitt der thatsächlichen Bildung zu ziehen, aber kein Maß der sein sollenden zu finden.

Der Körper hat eine Normalgestalt und ist vollkommen, wenn er die Umrisse derselben ausfüllt; dem Geiste schwebt anstatt eines bestimmten Normalbildes seiner Entwicklung nur ein Idealbild der Vollkommenheit vor, beständig unerreicht; nur eine Richtung dahin zeichnen ihm im Allgemeinen die charakteristischen Thätigkeitsformen seines Geschlechts vor, aber sie bestimmen kein Maß des Wegs, nach dessen Zurücklegung er am Ziele wäre. Endlich, welche Zweifel sich auch über die Gleichheit der geistigen Anlagen in den verschiedenen Stammformen der Menschen erheben mögen: jedenfalls sind jene Anlagen gleichartig genug, um sie alle, obwohl mit abgestufter Wichtigkeit ihrer Betheiligung, zur Gemeinsamkeit eines menschlichen Lebensverkehres zu befähigen: sie bilden alle die zusammengehörige, sich gegenseitig erziehende Gemeinde der Menschheit. Diese wahrhafte praktische Einheit der Wechselwirkung entschädigt uns reichlich für die Befriedigung der müßigen logischen Neugier, ob sie an dieser Aufgabe als verschiedene Arten einer Gattung von Geistern oder als nächstverwandte Glieder eines völlig gleichen Stammes Antheil nehmen.

Zweites Kapitel.

Die menschliche Sinnlichkeit.

Verschiedene Deutungen der Sinne. — Der gleichgiltige Sinnesinhalt und das an ihm haftende Gefühl der Lust und Unlust. — Eigner Werth der Sinneseindrücke. — Uebereinstimmung ihrer Natur mit den Reizen, denen sie entsprechen. — Beispiele; Licht und Klang. — Aesthetische Beurtheilung. — Symmetrie in Raum und Zeit. — Mathematische Phantasie der Sinnlichkeit. — Mitgenuß und Verständniß fremder Naturformen. — Vom Gebrauch der Werkzeuge. — Vom Putz und Schmuck. — Von Ceremonien.

Von den Empfindungen der Sinne hebt nicht nur einmal alle Bewegung des geistigen Lebens an, sondern zu ihnen kehrt sie unaufhörlich zurück, um Stoff und Ausgangspunkt für neue Entwicklungen ihrer Thätigkeit zu gewinnen. An die Empfindungen werden

auch wir anknüpfen müssen, wenn uns daran liegt, die eigenthümlichen beständigen Neigungen und Gewohnheiten zu überblicken, in denen sich die Natur des menschlichen Geistes verräth, und aus deren Zusammenstellung wir uns ein Bild dieser Natur entwerfen müssen. Zwar kann gewiß die ganze Tiefe der ursprünglichen Anlagen des Geistes kaum erschöpfend selbst aus den vollkommensten Aeußerungen seiner Thätigkeit ermessen werden, aber die Einheit seines Wesens muß einen Vorschein seiner höhern Bestrebungen doch schon auf die einfachsten Vorgänge des innern Lebens werfen, und vielleicht sind die Züge, die davon zeugen, deutlich genug, um erkannt zu werden.

Von den mancherlei Gedankenreihen indessen, die sich an die Betrachtung der menschlichen Sinnlichkeit knüpfen lassen, scheiden wir einige aus, die dem Zweck unserer Ueberlegung fremd sind, und in denen man häufig, wie mir scheint, eine Aufklärung sucht, welche sie nicht geben können. Zu ihnen gehört zuerst die Aufsuchung der physischen Veranlassungsursachen unserer Empfindungen. Wir haben uns früher überzeugt, daß von der eigenthümlichen Beschaffenheit der äußeren Bewegungen, die als Sinnesreize auf unsere Organe wirken, die im Bewußtsein entstandene Empfindung keine Erinnerung aufbewahrt. An die Stelle der Luftschwingungen ist der Klang getreten, an die Stelle der Aetherooscillationen die Farbe; beide wohl Folgen, keine von beiden Empfindungen ein Abbild ihrer äußern Veranlassung. Für das unbefangene Bewußtsein jedenfalls ist alles das völlig ausgelöscht, was vor dem Auftreten dieser innern Erscheinungen lag, die als Klang und Farbe ewig nur Erzeugnisse der eigenen Natur des Geistes sind; als solche nun wirken sie in dem natürlichen Verlaufe des innern Lebens weiter, und eine Untersuchung der Folgen, welche sie in ihm hervorbringen, würde sich wohl erfolglos an die Eigenthümlichkeit ihrer äußern Ursachen wenden. Wie wir im Klange nicht die Anzahl der Schallwellen hören, sondern nur den Klang, so ist keine Musik für den, der die Entstehungsweise der Töne und ihrer Consonanzen kennt, harmonischer als für den andern, der ohne diese Kenntniß einfach und unbefangen von ihr sein Herz bewegen läßt.

Eine andere Frage ist es indessen, welche Stellung unsere ganze Sinnlichkeit zu der äußeren Welt einnimmt, die den Schauplatz unseres Lebens bietet, und zu deren Abbildung irgendwie doch sie selbst bestimmt scheint. Jeder einzelne jener physischen Vorgänge, die uns als Sinnesreize dienen, mag im Zusammenhange des Naturlaufes eine bestimmte Aufgabe erfüllen, oder vorurtheilsloser gesprochen: jeder einzelne wird zu dem Gesammtbestande der Natur einen eigenthümlichen mehr oder minder wichtigen Zug beitragen. Beachtet man diesen bestimmten Werth der Sinnesreize für den Zusammenhang der Außenwelt, so kann man darin, daß jeder von ihnen gerade in dieser bestimmten Form sinnlicher Empfindung und in keiner andern in uns wiedererscheint, eine besondere Sinnigkeit, vielleicht mehr fühlbar, als in Worten ausdrückbar, zu finden glauben. Man wird dann gewahr werden, daß trotz aller Unvergleichbarkeit der physischen Bewegungen und der Empfindungen, die ihre Folge sind, dennoch die letztern in ihrer Sprache die besondere Bedeutung wiederzugeben verstehen, die jede der ersteren in dem Zusammenhange der einander durchkreuzenden Naturwirkungen besitzt.

Hierin liegt ein Element von Wahrheit, das wir in einer anderen Auffassung der menschlichen Sinnlichkeit, obwohl mißdeutet, antreffen. Sehr oft sind Versuche gemacht worden, die einzelnen Formen der geistigen Thätigkeit als eine gegliederte Stufenreihe anzusehen, in welcher ein ursprünglicher Trieb, sich selbst in den Dingen wiederzufinden, eine stets steigende Vollkommenheit seiner Befriedigung erreiche. In derselben Weise sind die fünf Sinne des Menschen, oder welche dialektisch verbesserte Anzahl man an ihre Stelle setzen mochte, als ein zusammengehöriges System betrachtet worden, dessen Glieder die wesentlichen Thätigkeitsformen des Naturlebens in entsprechende Formen geistiger Erregung übersetzen sollen. Zwar geht aus solchen Ueberlegungen niemals ein Bild des wahren geistigen Lebens hervor, das ja nicht in der dialektischen Reihenfolge,

sondern in der unendlich mannigfachen Durchkreuzung aller jener Thätigkeitsformen besteht, welche mit völligem Vergessen der Rangordnung, die ihnen das System anwies, in jedem Augenblick sich in dem bewegten Gemüthe durcheinanderdrängen. Aber in Bezug auf die Sinnlichkeit wenigstens würde sich erwiedern lassen, daß in derselben Verwirrung auch in der Außenwelt selbst die großen Grundformen des Naturlebens beständig sich durchschneiden, und daß sie deswegen doch nicht aufhören, als die zusammensetzenden Fäden des ganzen Gewebes die alten Unterschiede in dem Werthe ihrer Bedeutung beizubehalten. Dies gebe die Sinnlichkeit wieder, und wenn sie verschiedene Empfindungen in einem Augenblick vereinige oder gesetzlos auf einander folgen lasse, so bilde sie darin nur den Verlauf der Natur ab, die ja ebenfalls bald ihre einfacheren, elementaren Triebe allein hervortreten lasse, so daß sie die ganze Scene der Erscheinung füllen, bald auf diesem dunkleren Grunde die hellere Zeichnung ihrer vollkommneren Wirkungsweisen entfalte.

Nun bezweifle ich freilich, daß die Versuche dieser Art die eigne Bedeutung der Vorgänge, die in den sinnlichen Empfindungen zu Grunde liegen, und ihren Werth für den Sinn des Naturganzen erfaßt haben; ich zweifle, daß das Licht die reine Identität der Materie mit sich oder die Einheit ihrer Reflexion in sich, daß der Klang die Negation des Fürsichbestehens ihres räumlichen Außereinanderseins, die Wärme die als lebendige Thätigkeit gesetzte Leugnung stetiger Raumerfüllung sei, und ich bin nicht gewiß, daß der Geruch, als specificirte Luftigkeit definirt, oder der Geschmack als specificirtes Wasser, dem Naturbilde, das aus jenen ersten Empfindungen entstände, wesentliche Annehmlichkeiten hinzufügen würde. Aber auch ein Uebermaß von Ungeschick in der Ausführung würde doch der Wahrheit eines Erklärungsprincips an sich keinen Eintrag thun, und wir können nicht leugnen, daß es Interesse gewährt, das, was die äußern Sinnesreize für die Natur bedeuten, mit der größern oder geringern Lebhaftigkeit, Eindringlichkeit und Eigenthümlich-

keit der Empfindungsformen zu vergleichen, die ihnen in uns entsprechen. Aber darin fehlen, wie mir scheint, fast alle diese Versuche, daß sie eine speculative Deutung, welche unsere Reflexion an den Sinnesinhalt knüpfen kann, und meistens besser thun würde, nicht an ihn zu knüpfen, als einen natürlichen Bestandtheil dieses Inhaltes ansehen, der in jeder unbefangenen Seele sich von selbst an ihn knüpfen müßte. Jene speculativen Bedeutungen, die der Philosoph vielleicht mit Recht der Empfindung und ihren Objecten beilegt, sind in der Empfindung selbst und in der Seele, welche empfindet, nicht vorhanden, weder als Nebengedanken, die sich allemal zu dem Eindruck gesellen, noch als bewußte Motive, um deren willen die Eigenthümlichkeit des Empfindungsinhaltes auf das übrige geistige Leben einen Einfluß von bestimmter Größe und Richtung erhalten müßte. Sie sind alle nur Phantasien über die Empfindung, nicht die eigne Phantasie der Empfindung selbst, und doch können wir vielleicht zeigen, daß es etwas gibt, was diesen letzten Namen verdient.

Ich habe so oft schon die Unart begangen, von meinem beschränkten Gegenstande in sehr allgemeine Bemerkungen auszuschweifen, daß ich wohl nichts mehr gewönne, wenn ich es dies eine Mal vermiede. Mir scheinen jene Ansichten, die so vortrefflich zwischen dem bloßen Ansichsein einer noch im Keime verhüllten Gestaltung und dem vollen Fürsichsein ihrer herausgetretenen Entwickelung unterscheiden, in den meisten Anwendungen diesen lobenswerthen Unterschied zu vergessen. Ihre ganze Betrachtung der Natur und des geistigen Lebens geht immer darauf hinaus, für jedes Geschöpf und jede Erscheinung eine Idee ausfindig zu machen, als deren Verwirklichung beide anzusehen sind; aber höchst selten werfen sie sich die Frage auf, wie viel von dem tiefsinnigen Inhalte dieser Idee, welche irgend ein Wesen für uns repräsentirt, in diesem Wesen selbst, sei es als wirksames bewußtes Motiv seines Benehmens, sei es als Gegenstand seines Selbstgenusses, vorhanden sei. Kurz, wir erfahren wohl,

wie die Objecte vermöge ihrer Idee sich für uns ausnehmen, aber nicht, was sie selbst davon haben. Diese letzte Frage ist nicht bedeutungslos und unwichtig, sobald es sich nicht mehr um Naturprocesse, in denen ja vielleicht nur eine unbewußte Vernunft wirkt, sondern um geistiges Dasein handelt. Wir können zwar zugeben, daß auch in den Vorgängen des inneren Lebens sich häufig ein vernünftiger Zusammenhang findet, den der eigne Träger dieses Lebens nicht bemerkt; aber jedenfalls kann das nicht durchgängig so sein, und wer sich die Frage nicht ausdrücklich aufwirft, was jedes einzelne Wesen als einzelnes von der Idee eigentlich haben möge, die es als Theil des Ganzen für das Ganze verwirklicht, der vernachlässigt jedenfalls eine möglicherweise sehr bedeutende Seite seines Gegenstandes, vielleicht gerade diejenige, in der die wahrhaft wirksamen Gründe für das Zustandekommen der wichtigsten Lebensereignisse liegen. Es reicht in der Betrachtung der Geschichte nicht hin, die weltbewegenden Ideen der Reihe nach aufzuführen, die sich einer um Jahrtausende später kommenden zusammenfassenden Vergleichung als die wesentlichen Signaturen jedes Zeitalters hervordrängen; es kommt auch darauf an zu wissen, wie jeder Zeit selbst und jedem Einzelnen in ihr zu Muthe war, und wie viel von jener Idee, die wir aus weiter Perspective sehen, in den Gemüthern damals als wirklich gefühlter Genuß, als thatsächliche Richtung ihrer Phantasie, als lebendig wirksames Motiv ihres Strebens, als Trost, als Leid, als Anregung, als Hoffnung vorhanden war. Und ebenso kommt es für unsere Betrachtung der Sinnlichkeit nicht darauf an, welchen Sinn Jemand in ihren Verrichtungen finden könnte, sondern darauf, welchen Sinn die empfindende Seele selbst unvermeidlich, obwohl nicht durch Reflexion zu vollem Bewußtsein verdeutlicht, mit diesen Verrichtungen im Augenblick ihrer Ausübung verbindet.

Eine frühere Betrachtung schon hat uns zu der Vermuthung geführt, daß eigentlich niemals der Eindruck eines äußern Reizes in einer gleichgiltigen Empfindung bestehe, welche nur einen bestimm-

ten Inhalt für die Wahrnehmung darböte, sondern daß an jede Empfindung sich ein Element des Gefühls knüpfe, welches in Lust oder Unlust den Werth der erhaltenen Anregung für unser individuelles Dasein messe. Was jenen qualitativen Inhalt der Empfindung betrifft, so wird es stets unmöglich sein zu entscheiden, ob denselben Reizen in verschiedenen Seelen dieselbe Empfindung entspricht: doch würde es an jedem Grund für eine Annahme des Gegentheils fehlen. Und so setzen wir voraus, daß alle Thiere, wenn sie überhaupt Organe für die Einwirkung eines äußern Reizes besitzen, diesen in derselben Form mit uns wahrnehmen: Aetherwellen als Lichtschimmer, die Schallwellen der Luft als Klang. Wie weit oder eng gezogen die Grenzen ihrer Empfänglichkeit sind, wird ebenfalls weder Beobachtung noch Versuch genau bestimmen können; fehlt einer Thierklasse die gewöhnliche Form des Sinnesorgans, welches für uns die Einwirkung seines bestimmten Reizes begründet, so ist dadurch diese Einwirkung nicht völlig ausgeschlossen; doch ist es wahrscheinlich, daß sie einen weniger bedeutsamen Beitrag zu dem Ganzen der Sinnlichkeit liefern werde. Der allgemeine Eindruck der Beobachtungen macht es glaublich, daß für die Thiere überhaupt die feineren Unterschiede, die uns zwischen den einzelnen Eindrücken desselben Sinnes auffallen, weniger deutlich sind, und daß die Reihe derselben überhaupt engere Grenzen hat. Sind schon uns selbst vermöge der Eigenthümlichkeit unserer Nerventhätigkeit nur wenige Tonoctaven und kaum eine volle Farbenoctave empfindbar, so bewegt sich die Sinnlichkeit der Thiere hier vielleicht in noch kleinerem Spielraum, und das was sie noch empfindet, tritt mit geringerer Lebhaftigkeit auseinander; etwa so, wie wir Verwandtschaften zwischen verschiedenen Geschmäcken wohl bemerken, aber ohne daraus eine bestimmte Skala bilden zu können. Als Ersatz für diesen Mangel mögen in einzelnen Thierklassen aus dem dunklen Chaos dessen, was wir Gemeingefühl nennen, manche Erregungen sich zu höherer Klarheit entwickeln, und es ist denkbar, daß für manche feine Modificationen

des elektrischen und chemischen Zustandes der Körper, daß endlich vermöge eines eigenthümlichen Baues der Nervengeflechte auch für die Phasen des Stoffwechsels und der Bildungsthätigkeit im eigenen Leibe dem Bewußtsein des Thieres eine Wahrnehmungsfähigkeit erwacht, die uns abgeht. Auf solche Umstände mag manche der zweckmäßigen Thätigkeiten der Thiere sich gründen, welche uns wie Ahnungen oder Vorauswissen der Zukunft erscheinen, während sie von ganz unbekannten Wahrnehmungen schon eingetretener Veränderungen in den Lebensbedingungen entspringen.

Den andern Bestandtheil der Empfindung, das Gefühl der Lust oder Unlust, welches sich an ihren Inhalt knüpft, würden wir ohne Zweifel auch in dem Inneren des Thieres, und in vielen Fällen wahrscheinlich zu größerer Stärke gesteigert, wiederantreffen; aber gerade in ihm glauben wir eine wesentliche Verschiedenheit menschlicher und thierischer Sinnlichkeit, jedenfalls einen bedeutsamen und wichtigen Zug der ersteren zu entdecken.

In den niedersten unserer Sinne, in denen, welche wegen der Bauart ihrer Organe und der Natur ihres Empfindungsinhaltes sich am wenigsten zu einer feinen, mannigfaltige Beziehungen des Objectiven wiedergebenden Wahrnehmung eignen, finden wir die Lebhaftigkeit des Gefühls auf ihr höchstes Maaß entwickelt. In den Schmerzen, welche die Störungen der inneren Organe oder starke Reizungen der Haut erzeugen, geht vor der Intensität des Wehs alle eigenthümliche Bestimmtheit des Empfindungsinhalts zu Grunde, und wird nur bei dem Nachlassen der Reize, und auch dann nur unbestimmt, wieder bemerkbar. Wir beschreiben unsere Schmerzen nur nach der Form ihres zeitlichen und räumlichen Auftretens; wie sie auch bohren, reißen, stechen, oder nagen: ihre eigene qualitative Beschaffenheit ist unausdrückbar. Nur ihre geringeren Grade verrathen eine Verwandtschaft mit der Eigenthümlichkeit der Wärmeempfindung; nennen wir sie aber brennend, so bezeichnen wir damit schon wieder das bloße Weh an sich, in dessen Erzeugung zu hohe

Wärmegrade mit den übrigen schädlichen Reizen übereinstimmen. Geruch und Geschmack, beide schon einer größeren Mannigfaltigkeit verschiedener Eindrücke zugänglich, aber beide noch unfähig zur Erzeugung eines Bildes, welches die Beziehungen eines zusammengesetzten Gegenstandes nachahmte, beide endlich in nächster Verknüpfung mit den Thätigkeiten stehend, auf denen die Erhaltung des individuellen leiblichen Lebens beruht, erzeugen vielförmige Gefühle von geringerer Intensität. Vielförmig, weil neben dem deutlicher hervortretenden Inhalt auch die Förderung oder Störung, die wir durch ihn erfahren, in ihrer Eigenthümlichkeit bemerkbar wird; die Unlust am Bittern und Ekelhaften ist nicht nur der Größe nach, sondern nach der Art des Leidens verschieden; jeder Duft ist in seiner eigenthümlichen Weise angenehm oder unangenehm. Aber wie intensiv auch diese Gefühle sein mögen, so erreichen sie doch nie die Stärke der Schmerzen und wir werden zugeben, daß selbst das Allerwidrigste in diesem Gebiete uns doch nicht weh thut. An den Tönen, durch deren Reihenfolge und gleichzeitige Verbindung die Musik eine Welt von scharf bestimmten Beziehungen vor uns aufthut, haftet nur nebenbei noch ein störender Eindruck; theils die übermäßige Stärke, theils die Unreinheit und manches besondere, knirschende, schrillende Gepräge des Schalles reizt unsere Nerven noch erschütternd genug, um krampfhafte Bewegungen zu bewirken; an sich ist kein Klang durch seine unmittelbare Beschaffenheit so unangenehm, wie mancher Geruch oder Geschmack. Während nun ein vollkommen reiner und bestimmt gehaltener Ton allerdings schon einzeln ein unverkennbares Gefühl der Lust erzeugt, entsteht die Unlust erst aus der Verbindung der Töne; aber wie störend unserm Gehör auch immer eine Dissonanz vorkommen mag, so erreicht das Mißbehagen an ihr doch nicht einmal jene Stärke des physischen Ekels, den uns ein widriger Geschmack erregt. Zwar fühlen wir selbst uns in der That noch durch das Mißverhältniß der Töne beleidigt, aber zugleich haben wir doch den Nebengedanken, daß ihre Zusammenstellung an sich

schon eben so verwerflich sei, wie ihr Eindruck auf uns unangenehm. Dem Lichte fehlt selbst die Unannehmlichkeit, die den eigenthümlichen Hall mancher Töne noch begleitet; nur seine größte Intensität blendet uns; einzelne Farben aber sind nur für die nichtmaßgebenden Idiosynkrasien einzelner Personen von besonderer Lust oder Unlust begleitet, und selbst die Unreinheit des Colorits oder die Disharmonie ihrer Zusammenstellung erregt den entschiedenen Widerspruch des Gefühls nicht mehr, der noch den Dissonanzen der Töne folgt. Wir empfinden, daß nicht unser eignes Ich mehr durch die Natur der Eindrücke bedroht wird, und so beginnen wir, das als an sich unschön nur zu mißbilligen, was wir in andern Sinnen mit dem unmittelbaren Abscheu der beleidigten eignen Existenz von uns stießen. Es ist klar, daß für das Auge, dessen Aufgabe die treue und unbefangene Wiedergabe einer unendlichen Vielheit fein aufeinanderbezogener Punkte ist, nur diese kühle Unparteilichkeit der Empfindung dienen konnte, die niemals durch die angenehme oder unangenehme Natur des Eindrucks ihre gleichmüthige Aufmerksamkeit zu falscher Vertheilung verleiten läßt.

Während nun so in den höheren Sinnen sich die leidenschaftliche Stärke der Gefühle allmählig verliert, tritt in ihnen eine andere Beurtheilungsweise der Eindrücke nur klarer hervor, die doch schon in jenen weniger entwickelten Empfindungen heimlich mitwirkt, und in welcher wir den eigentlichen unterscheidenden Charakter der menschlichen Sinnlichkeit zu sehen meinen. Wir fassen einerseits die Sinneseindrücke niemals als einen nur qualitativen Inhalt auf, und wir empfinden anderseits in dem Gefühl, das sie begleitet, niemals blos ihren Werth für uns, sondern ihren Werth an sich. Nur in den niederen Sinnen übertäubt die Stärke des Wehe diese nie ganz fehlende Beurtheilung und läßt es so scheinen, als messe die Lust oder Unlust nur den Grad der Nützlichkeit oder Schädlichkeit, nicht die eigne Würde der Eindrücke; in den Wahrnehmungen des Sehens und Hörens dagegen verklärt sich dieser thierische Egoismus des Empfindens zu

einer klaren Anerkennung einer eignen Lieblichkeit und Bedeutung des Inhaltes, die unabhängig davon ist, daß er uns wohlthut. Ich glaube nicht, daß das Seelenleben der Thiere diese Erscheinung kennt. Auch sie stoßen den Gegenstand, der ihre Sinne verletzt, mit Abscheu von sich; sie beweisen dadurch, daß sie ihn als ein Etwas vorstellen, von dem ihre Unlust herrührt; aber ich glaube nicht, daß sie von dem, was dieses Etwas an sich selbst sei, eine Vorstellung bilden, die von ihrer Art, durch den Gegenstand zu leiden, unabhängig wäre. Sie füllen den Umriß dieses Etwas doch wohl nur mit einem Widerschein ihres eignen Wohl oder Wehe, und sie stoßen den unangenehmen Gegenstand ab, weil sie in ihm ihren eignen Schmerz verkörpert sehen, der wie von außen auf sie wirkt. Doch, wie früher erwähnt, solche Muthmaßungen können nicht als Behauptungen, sondern nur als aufklärende Contraste für das dienen, was wir im Menschen beobachten. In ihm aber finden wir Folgendes.

Wie widerwärtig auch immer, und am nächsten an thierisches Leben erinnernd uns die besondere Ausbildung des Geschmacksinnes vorkommen mag, so ist doch wahr, daß selbst in der verkommensten Schwelgerei nicht blos die Lust des Gaumens als eine wohlthuende Anregung des Leibes gesucht wird; die prüfende Zunge erkennt vielmehr in dem Geschmacke der Speisen ein ihnen eigenthümliches Verdienst an, dessen annehmliche Nebeneffecte sie sich freilich gern gefallen läßt. Nur das Thier frißt und säuft; d. h. es verwendet die äußeren Mittel lediglich zur Tilgung eines unlusterzeugenden Bedürfnisses oder zur Herbeiführung einer egoistischen Empfindungslust; es verweilt nicht bei diesen Mitteln, sondern beeilt sich, sie zu consumiren; es vertieft sich in keiner Weise beobachtend, kostend und überlegend in die Natur derselben; es kennt sie eben nur als Mittel für seinen Nutzen. Der essende und trinkende Mensch kann es dagegen nicht lassen, die Süße als die eigne Freundlichkeit der Dinge freundlich anzunehmen, ihre Herbigkeit als ihre eigne innerliche

charakteristische Bosheit zu fassen; er kann in Rührung gerathen über die innerliche Vortrefflichkeit der Naturstoffe, zu der sein Geschmacksinn ihm nur den Zugang zeigt. Nicht daß es ihm auf seinen eignen Genuß ankäme; es gibt nur kein anderes Mittel, dieses Gute der Dinge anzuerkennen und dahinter zu kommen, als ihren sinnlichen Genuß. Schon in der zweideutigen Vorliebe der menschlichen Sinnlichkeit für die flüssige Form der Geschmacksreize zeigt sich ihre Befreiung von dem gröbsten Interesse des körperlichen Wohls; noch deutlicher läßt das Gefallen an Wohlgerüchen diese Neigung zum Versenken in eine objective Lieblichkeit des Materiellen hervortreten. Die Thierwelt scheint diese Neigung nicht zu theilen; wie kräftig auch der Geruchsinn einzelner Klassen zum Dienst ihrer Lebenszwecke entwickelt ist, so finden wir doch nirgends ein bestimmtes Beispiel eines Wohlgefallens, das mit dem Dufte der Dinge zufrieden wäre. Die menschliche Cultur dagegen umgibt sich mit ihm schon bei ihrem Beginne, zuerst in feierlichen Augenblicken religiöser Stimmung, bald auch zur Verschönerung des täglichen Lebens. Auf der unbedeutenden Größe der sinnlichen Lust, die so erzeugt wird, kann diese Gewohnheit nicht beruhen; sie wird bedeutsam erst durch die Phantasie der menschlichen Sinnlichkeit, die sich in eine andere Atmosphäre des Daseins nicht versetzt, ohne neben der Lust, welche sie von ihr erfährt, den eignen inneren Werth derselben ahnungsvoll anzuerkennen. Sollen wir hinzufügen, daß auch die Empfindungsinhalte der übrigen Sinne, daß selbst Wärme und Kälte weder blos als gleichgiltig Verschiedenes, noch blos als lust- oder schmerzerzeugende Kräfte von uns gefaßt werden; daß wir vielmehr auch in ihnen eine unabhängige eigene Schönheit oder Häßlichkeit finden, deren Vortheil und Nachtheil nur nebenbei uns zufällt? Sollen wir endlich zu den höheren Sinnen zurückkehrend erinnern, wie im Klang und der Farbe fast jede Spur egoistischen Interesses ausgelöscht ist, und wir uns völlig der Anschauung einer auf sich beruhenden Trefflichkeit hingeben? So groß ist der eigene Werth dieser Eindrücke, daß bei aller

übrigen Armuth unsers Lebens wir doch immer dem gütigen Schicksal zu danken hätten, das Tag für Tag diese schöne Welt vor unsern Sinnen aufthat und uns gestattete, in die lebendige ahnungsvolle Tiefe der Farben, der Töne und Düfte niederzutauchen.

Was ist es nun aber, was unsere Phantasie in diesen Elementen der Sinnlichkeit zu erblicken glaubt? Wir würden es kaum durch Worte auszudrücken verstehen, und doch pflegt ein ganz natürlicher Trieb, nicht weniger dem menschlichen Geiste eigenthümlich, eine Aufklärung darüber zu verlangen und zu versuchen. In der Ausdrucksweise jeder gebildeten Sprache finden wir viele Beispiele davon, daß wir die Eigenthümlichkeit der Empfindungen eines Sinnes durch Vergleichung mit denen eines andern verdeutlichen; etwas den verschiedenen Eindrücken Gleichartiges wird also doch für unser Gemüth bemerklich. Wir sprechen von schneidenden und brennenden Geschmäcken, wir vergleichen auch den tieferen Ton mit dem Dunkel, den höheren mit dem Licht; wir glauben in der Reihe der Vocale ähnliche Naturen und Unterschiede dieser Naturen vor uns zu haben, wie in der Skala der Farben, und die Farben scheinen für manche empfindliche Sinnlichkeit die Eigenthümlichkeiten der Geschmäcke zu wiederholen. Allerdings wird in allen diesen Dingen die große Verschiedenheit sowohl der körperlichen Organisation als des geistigen Naturells der Individuen eine allgemeine Uebereinstimmung immer verhindern; und wenn vielleicht noch für Jeden a und u sich wie weiß und schwarz verhalten, so wird doch nicht Jeder das e gelb, i roth und o blau vorstellen, ebensowenig Jeder in Roth eine aromatische Süßigkeit, in Blau wässerige Säure, in Gelb metallischen Geschmack wiedererkennen. Allerdings mögen wir ferner zugestehen, daß auch für jeden Einzelnen die Aehnlichkeiten, die er zwischen verschiedenen Empfindungen bemerkt, am Ende doch nicht auf einer Vergleichung ihres unmittelbaren Inhaltes beruhen,

sondern auf einem Gewahrwerden der zarteren und versteckteren Aehnlichkeit jener Erschütterungen, die von ihnen beiden sein eignes Gemeingefühl erfährt; aber beide Zugeständnisse ändern den Werth dieser ganzen Auffassungsweise für unsere menschliche Entwicklung nicht. Das erste nicht: denn für das einzelne Gemüth ist nur die Lebendigkeit von Werth, mit welcher sich der Drang zu diesen Vergleichungen in ihm regt, aber gleichgültig, ob durch ihn allgemein Anerkanntes gefunden wird, oder nicht das zweite nicht: denn in dieser Täuschung, unsere eigene Erregung für die Beschaffenheit der Gegenstände zu nehmen, lebt alle Sinnlichkeit und soll in ihr leben. Gleichviel mithin, welches die Entstehungsgeschichte dieser Auffassung, und wie groß der Antheil an Wahrheit oder Täuschung in ihr sein mag: so wie sie ist, bildet sie einen unterscheidenden Zug unserer Sinnlichkeit und übt einen unermeßlichen Einfluß auf unsere Ansicht der Außenwelt. Was wir an Lust und Leid von den andrängenden Eindrücken der Dinge erfahren, das verwandelt sich in eine unmittelbare Anschauung eigner Lebendigkeit, Güte oder Bosheit, die in den Dingen selber sei, eine Anschauung, die nicht mehr rathlos dem Unausdrückbaren der sinnlichen Qualitäten gegenübersteht, sondern ihnen nachfühlt, weß Geistes Kinder sie alle zusammen sind.

Zwischen den ruhenden oder bewegten Massen der Natur eilen die Schwingungen elastischer Stoffe, aus denen Licht und Klang entspringen, als die zartesten und gelenkesten Vermittler gegenseitiger Beziehungen hin und her. Es dauert lange, ehe die Kräfte, die in der Natur gewöhnlich thätig sind, auseinandergelegene Körper zu einer bedeutenden neuen Wechselwirkung zusammenführen, und geringe Hindernisse reichen hin, um den Austausch ihrer innern Zustände zu hemmen oder unvollständig zu machen. Ohne jene lebendigen Wellenbewegungen würden die einzelnen Massen des Erdkörpers nur in dem Druck, den sie alle aufeinander ausüben, eine kümmerliche Gemeinschaft haben, aber die Eigenthümlichkeiten des einen, sowohl seine äußere Ge-

stalt als die Form seines inneren Zusammenhanges, sowie die Natur seiner Bestandtheile würden für die übrigen größtentheils wirkungslos verloren gehen. In dieses Chaos der Massen, die nichts von einander wissen, bringen die Wellen des Lichtäthers einen eigenen Zusammenhang. Jede Fläche, jede Kante und Ecke eines Körpers, jeder eigensinnige Vorsprung seiner Gestalt macht sich gelten durch die besondere Richtung, nach welcher er die ankommenden Wellen zurückwirft; jeder bestrahlt mit der Geometrie seiner eigenen Form alle Elemente seiner Umgebung; und weiter über die unmittelbare Nähe hinaus, und in gedankenschneller Geschwindigkeit, und unverwirrt durch die gleichen Strahlungen der andern reicht diese Offenbarung seiner Natur in alle Fernen. Aber auch die Eigenthümlichkeit des Innern, das seine Raumgrenzen erfüllt, deutet er durch die Auswahl der Farben an, die er zurückwirft, der andern, die er durchläßt; die Regelmäßigkeit seines Baues und die gleichförmige Stetigkeit der innern Anordnung verräth seine Durchsichtigkeit, den ungleichartigen Zustand der Bestandtheile seine Trübheit. So wird das, was jeder Körper für sich war, nun auch eine Wirklichkeit für die andern; nicht zwar, als hätten wir nun ein Recht, das Licht für den Geist zu erklären, der in der Natur oder in sie hineinschiene; wohl aber sind seine Schwingungen das allgemeine und biegsame Mittel des Verkehrs, in dem jedes einzelne Element seine individuellen Zustände ausprägen und sie zur Einwirkung auf andere bringen kann. Zu einer Einwirkung aber, die sich auf ein Geringstes an Wirkung beschränkt. Denn sehr selten nur, wenn nicht Wärmewellen die lichterzeugenden Schwingungen begleiten, bringen die letzteren allein eine bleibende Aenderung in der Natur der Körper hervor; unzählige Male durchdringt der helle Strahl folgenlos den durchsichtigen Körper oder wird von seiner spiegelnden Fläche zurückgeworfen und das ganze Ergebniß des mannigfaltigen Wellenspiels ist nicht sowohl eingreifende Wechselwirkung der Elemente als vielmehr die Anknüpfung und Vermittlung bloßer Beziehungen, welche schonend die Natur der

Dinge bestehen lassen, und nur das Dasein gleichsam des einen dem andern merkbar machen.

Finden wir nun etwa diese Bedeutung der Lichtwellen darin wieder, daß sie unserem Auge als Glanz und Farbe erscheinen? Ich fühle, wie schwer es ist, diese Frage zu beantworten, deren Sinn sich nicht durch den Contrast mit einem denkbaren anderen Verhalten verdeutlichen läßt. Denn wer würde sich eine klare Vorstellung davon bilden können, wie es sein müßte, wenn uns die Anregungen des Auges durch die Wellen des Aethers nicht als Licht erschienen, sondern als eine ganz andere Art der Empfindung, die nur darin den Farben gliche, daß ihre Anschauungen wie diese einer räumlichen Ausdehnung und bestimmten Nebeneinanderlagerung fähig wären? Gelänge uns diese Vorstellung, dann würden wir leichter als jetzt inne werden, daß in der Eigenthümlichkeit unserer Empfindung, in dem, was das Licht zum Licht macht, in dem hellen Schein und Glanze an sich schon unmittelbar der Eindruck einer Entschiedenheit aller Verhältnisse, der Lösung aller Zweifel, und einer zusammenfassenden Einheit liegt, in welcher alles Einzelne seinen bestimmten Platz einnimmt oder finden kann. Nicht wie der Klang nur hie und da entstehend, durch Pausen unterbrochen und von bestimmten Richtungen kommend, bildet das allgemeine Tageslicht, durch unzählige Zurückwerfungen zu einer stetigen Klarheit gemischt, für unsere Anschauung den offenen, klaren und weiten Spielraum, in dem die tausendfachen Wechselwirkungen der Dinge sich begegnen können, in dem sie aber zunächst noch wirkungslos nur in der Sicherheit ihrer gegenseitigen Beziehungen leuchtend, neben einander geordnet sind. Keine andere Empfindung gewährt denselben unmittelbaren Eindruck, keine Reflexion ersetzt ihn; uns selbst erscheint im Finstern die unendliche Ausdehnung des Raumes nicht mehr gemüthlich so glaublich als im Hellen, wie fest wir auch von ihr überzeugt bleiben mögen, und der Blindgeborne, wenn er auch durch Verbindung von Bewegungsvorstellungen und Tasteindrücken sich eine genaue Vorstellung der Umgebung verschafft, wird nie so klar

inne werden, was es heißt, im Raume dazusein, wie der Sehende, vor dem die Welt im Lichte daliegt. Allerdings trägt zu diesem Vorzug die Leichtigkeit bei, mit welcher der Blick unzählige Einzelheiten auf einmal übersieht, die der Tastsinn mühselig zusammensuchen muß; aber ich glaube doch nicht, daß die Eigenthümlichkeit der Licht- und Farbenempfindungen daran ohne Antheil ist. Die Sprache unserer dichtenden Phantasie würde nicht gerade von ihnen ihre Bezeichnungen alles Wissens, alles Wachens entlehnen, wenn nicht auch unser natürlichstes Gefühl der farbige Glanz als die unmittelbarste Erscheinung einer fremden uns gegenüberstehenden Realität anmuthete, in deren Tiefe wir hineinzusehen glauben, und von der uns gleichwohl nur die reizende Oberfläche klar wird, mit der sie in der Ordnung aller Dinge ihren Platz einnimmt. Denn mehr allerdings als den äußern Umriß des Realen gewährt uns die Farbe nicht; sie ist das vollkommenste Beispiel dessen, was wir Qualität nennen, jenes Inhaltes, durch den das Seiende erst anschauliche Fülle für uns hat, und der doch, eben weil er von außen anschauliche Qualität ist, ein ewig fremdes undurchschauliches und in Seele nie vollkommen zu verwandelndes Bild bleibt.

Das Innere der Dinge dagegen hat man stets nur im Klange erfassen zu können geglaubt. Und in der That ist es die eigene Substanz der Körper, die, von den Schallwellen kräftig bewegt, nicht selten bleibend verändert, ja durch die Gewalt der Bewegung zerrissen wird; von der Lebhaftigkeit der Spannung, mit welcher die wirksamen Kräfte den Zusammenhang und die Lage der Theilchen vertheidigen, von Härte und Weichheit, von Sprödigkeit und von unempfindlicher Verschiebbarkeit zeugen die Verschiedenheiten der Klänge, die aus ihrer Erzitterung entstehen. Solchen Beziehungen entsprechend bildet der Klang nicht wie die Farbe das ruhende Dasein ab, sondern bricht wie die leidenschaftliche Seele der Dinge, wie ihr belebender Trieb hervor, oder wie die unmittelbare Erscheinung jenes ursprünglichsten Charakters, aus welchem alle diese physischen Kräfte nur wie folge-

richtige Formen des Verkehrs entspringen. Nicht mehr an der Kraft, die er ausübt, nicht an der Größe seines Widerstandes gegen äußere Gewalten schätzen wir jetzt die Härte, die Dichtigkeit, die Sprödigkeit und Federkraft des Körpers; vielmehr in der Fülle der Klänge, in ihrer Weichheit oder Herbigkeit, in dem Schneidenden oder Feuchten und Abgerundeten des Schalles glauben wir erst zu fühlen, weß Geistes Kinder alle jene physischen Eigenschaften sind, und welche wahrhafte Härte und Sprödigkeit, welche wahre Weichheit des Wesens und Daseins sich in der Welt hinter jenen äußerlichen Formen räumlich wirkender Kräfte verhüllt. Mittel der Verständigung und der Mittheilung gibt es viele; aber auch das vollkommenste wird nie die überzeugende Klarheit besitzen, mit welcher der Klang sich als geborner Verkündiger der inneren Zustände der Dinge an uns drängt.

Doch genug dieser Beispiele, deren weitere Verfolgung wir dem natürlichen Gefühl überlassen müssen. Vielleicht reichten sie hin, um glaubhaft zu machen, daß mit den äußern Reizen unsere Empfindungsweisen nicht principlos verkettet sind; allerdings können wir nicht beweisen, daß Schallwellen unvermeidlich als Klang, Aetherwellen als Licht und Farbe empfunden werden müssen: aber nachdem wir wissen, daß es geschieht, glauben wir dennoch zu verstehen, daß die Bedeutung, welche in dem Haushalt der Welt den Schwingungen des Aethers zukommt, nur der leuchtende Glanz, die Bedeutung jener andern Erzitterung nur der klingende Ton verständlich wiedergibt.

Eine ursprüngliche Neigung fanden wir also in der menschlichen Sinnlichkeit, in der Natur der äußern Dinge ein ihnen eignes Verdienst, einen unmittelbaren Werth oder Unwerth zu sehen, der durch unsere Lust und Unlust nur anerkannt wird, aber nicht auf der Hervorbringung beider beruht. Diese Neigung der Betrachtung tritt weit mehr hervor bei der Vergleichung verschiedener, als bei der isolirten Auffassung eines und desselben Inhaltes, und sie zeigt sich hier zunächst nicht nur in der äußerst

mannigfaltigen Ausübung solcher Vergleichungen überhaupt, durch deren absichtliches Unternehmen sich die menschliche Reflexion ohne Zweifel vor dem thierischen Vorstellungsverlauf auszeichnet, sondern noch bestimmter in dem Bestreben, jedem einzelnen Inhalt eine feste Stelle in der Reihe mit ihm verwandter anzuweisen, die Reihe selbst als ein organisirtes System zu fassen. Hierbei unterstützt uns die empfundene Natur des empfundenen Inhaltes in verschiedenem Maße. So ordnen sich die Töne für uns in eine Skala von Gliedern, deren Abstände von einander, deren Verwandtschaften oder dissonirende Gegensätze wir vollkommen als das eigene innere Recht der Tonwelt begreifen, während die Farben in weniger bestimmter Weise eine ähnliche Gesetzlichkeit wiederholen, die übrigen Sinnesempfindungen nur einen schwachen Nachhall dieser inneren wechselseitigen Bezogenheit ihrer einzelnen Beispiele gewähren. Der Thierwelt scheint sowohl die scharfe Unterscheidungskraft für die meisten dieser Unterschiede als das Gefühl für den Werth derselben versagt zu sein; selbst der Gesang der Vögel, obwohl einige von ihnen im Stande sind, harmonische Tonintervalle zu unterscheiden, sie im Gedächtniß zu behalten und nachzuahmen, bewegt sich doch von selbst nicht in ihnen, sondern drückt nur in steigenden oder sinkenden Tönen überhaupt, ganz ebenso wie in der regellosen Mannigfaltigkeit spielender Körperbewegungen, die Größe und Lebendigkeit ihrer Gemüthsregungen aus; darin allein, und in der Klangschönheit ihrer Stimmen, liegt der Reiz ihrer Lieder.

Und wie die einzelnen Empfindungsinhalte, so systematisirt unsere Phantasie auch die allgemeinen umfassenden Formen, innerhalb deren sie uns entgegentreten, den Raum und die Zeit. Es ist mißlich, bestimmen zu wollen, welche Vorstellung von ihnen beiden sich die Thiere bilden; finden wir doch selbst in dem natürlichen Bewußtsein des Menschen keineswegs die Anschauung von ihnen, welche die Philosophie für die richtige oder für die allgemein menschliche ausgeben möchte. Denn obgleich wir sehr leicht uns zu der Anerkennung der unendlichen Ausdehnung und der eignen Wesenlosigkeit von Raum und Zeit

treiben lassen, so denken wir doch unveranlaßt weder an die eine noch an die andere. Der Raum erscheint uns als wirkliche Ausdehnung, unbestimmt, wie weit sie reichen mag; die Zeit als ein wirkliches Fließen, gleichviel, wie lange es fortgehen wird; aber eine innere Gliederung glauben wir in beiden zu sehen. Nicht dem irdischen Horizont, dem sie wirklich gehören, sondern dem Raum selbst legen wir die unterschiedenen Gegenden des Nordens und Südens, des Ostens und Westens, des Oben und Unten bei; erst so eingetheilt hat der Weltraum Realität für uns und diese an sich feststehenden Richtungen sollen den natürlichen Bewegungen zu Führern dienen. Nicht den Punkt, von dem die Sonne aufgeht, nennen wir Osten, um ihn, den an sich gleichgiltigen, von andern ebenso gleichgiltigen Raumpunkten zu unterscheiden, sondern von dem Osten, als einem an sich unvordenklich ausgezeichneten Punkte des Weltraumes, geht, wie wir natürlich finden, die Sonne auf, um in dem gleich ausgezeichneten Westpunkte zu sinken. Und wenn sie im Wechsel der Jahreszeiten den Ort ihres Niederganges ändert, so scheint sie uns aus geheimnißvollen Gründen den Punkt zu verfehlen, der an sich ein Recht hätte, ihr Ort zu sein. Eben so scheint uns die Zeit mit der beständig gleichen Geschwindigkeit ihres Verfließens das gemeinsame Maß aller Bewegungen zu sein; und obgleich wir, wenn die Natur uns nicht eine Reihe zählbarer Wiederholungen völlig gleicher Erscheinungen darböte, nicht im Stande sein würden, die Länge der Zeit einzutheilen und die Größen ihrer Theile zu vergleichen, so verwandelt sich doch unvermeidlich für die Gewohnheit unserer Phantasie die so gewonnene Zeit in den unabhängigen an sich gegliederten Maßstab, in dessen Abschnitte hinein wir die Masse des Geschehens vertheilen. In der Ausbildung aller dieser Vorstellungsweisen werden wir mehr oder weniger durch die Natur unsers Erfahrungsinhaltes begünstigt, und es ist nicht unsere Absicht hier gewesen, diese allmähliche Anerziehung unserer Raum- und Zeitanschauungen zu leugnen oder beide als ursprünglich eigenthümliches Besitzthum der mensch-

lichen Phantasie zu bezeichnen. Aber sie würden sich doch nicht ausgebildet haben, wenn nicht jenen äußern Erfahrungen die Neigung unseres Geistes entgegenkäme, überall in den Dingen, den Erscheinungen, den Ereignissen ein festes ihnen eigenes Maß und Recht zu sehen; eine Neigung, die sich nur schwer durch die Wissenschaft von dem häufig nur relativen Werth ihrer getroffenen Bestimmungen überzeugen läßt.

Zahlen und Größenschätzungen sind die wesentlichsten Hilfsmittel, durch welche wir die Gesetzmäßigkeit der einzelnen Erscheinungen zu prüfen suchen, die in diesen zwei umfassenden Rahmen von Raum und Zeit enthalten sind. Man hat oft gesagt, der Mensch unterscheide sich von allen Thieren als ein Wesen, welches zählen könne. So kurze Bezeichnungen fassen selten das Charakteristische einer bestimmten Entwickelung zusammen, und ihre Richtigkeit ist schwer zu beweisen. Man wird gern zugeben, daß nur die rastlose Reflexion, mit welcher das menschliche Denken die Verhältnisse zwischen den einzelnen Gedanken zum Gegenstand neuer macht, die Gründung eines mathematischen Wissens, selbst in seinen ersten Anfängen, ermöglicht. Aber wir finden zugleich, daß diese Reflexion nicht auf jeder Stufe der Cultur sehr weit getrieben wird, und daß die Zählkraft mancher wilden Volksstämme bei geringen Anzahlen ermattet, daß sie für größere Mengen nur allgemeine Bezeichnungen besitzen, daß mithin wohl auch die Gedanken, welche sie sich über die wechselseitigen Beziehungen der wenigen Zahlen machen, die sie kennen, nur unbedeutend tiefsinniger sind, als die Vorstellungen eines bloßen Mehr und Minder der Menge, die wir auch den Thieren zuschreiben müssen. Ohne Zweifel sind auch für ein Thier drei Menschen, die es sieht, etwas anderes, als zwei; ohne Zweifel können die drei, da sie trennbar sind und durch Auseinandertreten sich scheiden, auch für die Anschauung eines Thieres nicht Eine Masse oder Eine Vorstellung bilden, sondern gewiß unterscheiden sie sich als drei Bilder, und diese Dreiheit selbst von der Zweizahl der Bilder in einem andern Falle der

Wahrnehmung. Ist dieses Gewahrwerden von Unterschieden ein Zählen, so zählen die Thiere; verstehen wir unter Zählen zugleich das mitwirkende Bewußtsein, Drei sei in einer ins Unendliche gehenden Reihe an seinem bestimmten Platze zwischen Zwei und Vier zu finden, und entstehe aus diesen beiden Gliedern durch Hinzusetzung oder Abzug der Einheit, so zählen die Thiere ohne Zweifel nicht, und nur der Mensch besitzt wohl die Fähigkeit, mit dieser Klarheit des Bewußtseins über alle Beziehungen Maß und Zahl an die Dinge anzulegen. Eine Eigenthümlichkeit unserer eignen Empfindungen gibt uns übrigens eine Analogie von dem Zustande, in welchem sich eine zu bestimmten Zahlvergleichungen unfähige Vorstellungskraft befinden würde. Wir unterscheiden sehr leicht die verschiedenen Stärkegrade der Sinnesreize als ein Mehr oder Minder und die feinsten Schattirungen entgehen uns nicht. Unser Auge folgt der aufglimmenden Helligkeit des entzündeten Lichtes, unser Ohr dem Absterben des Klanges und wir bemerken jeden kleinsten Unterschied dieser veränderlichen Eindrücke; aber nie kommt ein Punkt, wo wir sagen könnten, die eine Helligkeit sei das Doppelte einer früheren, die eine Stärke des Klanges dreifach so groß als die eines ganz gleichen andern; das fein empfundene Mehr oder Minder läßt sich nicht zählen.

Ohne jetzt weiter auf die Entwicklung des mathematischen Wissens einzugehen, können wir doch bemerken, wie leicht und frühzeitig sich in uns allerhand Anschauungen über Größenverhältnisse nicht nur der äußern Erscheinung, sondern auch der Kräfte einfinden, durch welche sie hervorgebracht werden. So wie eine Art angeborner Metaphysik uns in unsern allgemeinsten Urtheilen über die Dinge leitet, so befolgt der Mensch schon auf den niedersten Stufen der Civilisation die Eingebungen eines gewissen mathematischen und mechanischen Instincts. Die einfachsten Maschinen, die schiefe Fläche, den Hebel, und manche von ihnen abgeleitete Art der Vorkehrung finden wir überall in Gebrauch gezogen; ohne Kenntniß der Principien ihres Wirkens,

und deshalb häufig unvortheilhaft angewandt, wenn die Einzelheiten des gegebenen Bedürfnißfalles die Uebersicht erschwerten. Aber auch so reichen diese Vorstellungen aus, um das Vorhandensein einer Idee innerer Gesetzmäßigkeit zu bezeugen, welche unsere Phantasie überall in den Inhalt der wahrgenommenen Erscheinungen hineinarbeitet, deren anschaulichen Ausdruck sie in ihnen sucht, und wo sie ihn nicht findet, herzustellen strebt.

Ich will mit diesen Worten an die ästhetische Beurtheilung erinnern, welcher unsere Phantasie die Formen und Ereignisse der Natur unterwirft. Ideen von Gleichgewicht und Symmetrie, von Einheit und Vollständigkeit beherrschen unsere unbefangene sinnliche Auffassung ganz; in diesen formellen Eigenschaften scheint uns das unverbrüchliche eigene Recht aller Dinge zu liegen, dem sie gehorchen müssen, und ihr Mangel beleidigt uns als eine Unvollkommenheit ihres Daseins. Wenn man die ganze Mannigfaltigkeit der unbedeutenden Geberden, der spielenden Bewegungen, der ernsteren Handlungen übersieht, mit welchen der Mensch in seine Umgebungen vielfach umgestaltend eingreift, so wird man allerdings unter ihnen auch einen gewissen rohen Zug mehr zerstörenden als schaffenden Wirkens finden, einen Muthwillen, in welchem nichts als die Bethätigung der Willkühr zu liegen scheint, mit den Dingen nach ihrem Belieben zu schalten. Aber sehr früh veredelt sich doch dieser Zug und an die Stelle des Zerstörens tritt das Bauen; werden die Erzeugnisse der Natur ihrer natürlichen Lage und Verbindung entzogen, so werden sie dafür in andere gebracht, gewiß mit dem Nebengedanken einer Verbesserung, so daß in der neuen scheinbar launenhaften Gestalt erst deutlich jene innere Strenge und gesetzmäßige Wahrheit hervortrete, die den Dingen durch ihr eignes Wesen geboten, in der Verwirrung der Natur aber verdunkelt sei. Wie bald regt sich z. B. in der Cultur des Bodens der Trieb, seine unberechenbare Oberfläche zur geometrisch genauen Ebene einzuglätten, und durch regelmäßige scharf geschnittene gerade Linien ihr bestimmte Begrenzung und Eintheilung zu geben; wie früh schließt

sich daran die Vorliebe für eine symmetrische Vertheilung der Gegenstände, wie sie die Landschaft nicht kennt! Es scheint die Pflicht der Gegenstände, jene Orte einzunehmen, die in dem Netze räumlicher Beziehungen durch gleichen Sinn und Werth als bevorzugte Punkte mit einander verwandt sind; durch diese Lage sollen sie ein Gleichgewicht der Massenvertheilung herstellen, ohne dessen sichtbaren Ausdruck etwas an der Wahrhaftigkeit und Echtheit der ganzen Gruppirung zu fehlen schiene. Alles, was am kräftigsten und härtesten diesen Gedanken der Gesetzlichkeit ausspricht, die geraden Linien, parallele Seiten, rechte Winkel, ebene Flächen, kurz jede leicht übersichtliche Symmetrie setzt dieser beginnende Kunstsinn am liebsten an die Stelle der irrationalen Naturformen, und es gehört einer weit fortgeschrittenen Durchbildung der Phantasie, dieselbe und eine noch höhere Folgerichtigkeit auch in jenen ungebundenen und deshalb anfänglich verschmähten Umrissen der Natur selbst wiederzufinden.

Es würde eine interessante Aufgabe sein, in einer vergleichenden psychologischen Aesthetik jene einfachen Formen aufzusuchen, zu deren Ausprägung den Menschen unter den verschiedensten Verhältnissen der Cultur eine überall gleiche Neigung getrieben hat. Wo irgend Spiel und Tanz oder irgend eine feierliche Begehung stattfindet, überall ist der Mensch angeregt, die Zeit nach irgend einer Art des Taktes, den Raum durch irgend eine Symmetrie einzutheilen und zu gliedern; nichts geschieht recht, wenn es nicht auf die rhythmisch ausgezeichneten Punkte der Zeit fällt, nichts ruht mit Recht, wenn es nicht an seinem Platze in der Reihe ruht. Wo die Erzeugnisse der künstlerischen Phantasie sich kaum über die Bemalung und Tätowirung des Körpers erstrecken, auch da tritt bald ein Formgefühl auf, in welchem deutlich die Ahnung eines innern Rechtes jeder gezogenen Linie liegt. Ist die Linie gekrümmt, so entspricht dem Schwunge ihres Anfangs eine zum Gleichgewicht nothwendige Größe und Weite in dem Schwunge der Fortsetzung; parallele Wiederholungen verstärken häufig den Eindruck und bezeugen die

nicht zufällige Entstehung des Umrisses; wendet sich auf der rechten Wange die Krümme der Linie nach rechts, so wiederholt sich nicht selten auf der linken Seite dieselbe Zeichnung nach links gewendet: so hat ein angeborener Instinkt die Phantasie gelehrt, das Gefühl des Gleichgewichts durch die Verbindung gleicher und doch nicht aufeinander zurückführbarer Zeichnungen zu gewinnen. Wo irgend ein Geräth zu verzieren ist, da drängt sich überall zuerst die Nothwendigkeit auf, es als natürlich zusammengehöriges und abgeschlossenes Ganze von einem zufälligen Bruchstück des Stoffes zu unterscheiden, es darf nicht blos anfangen und aufhören, sondern muß wie durch eignen Willen sich innerhalb seines Umfanges begrenzen. Nie begnügt sich daher die Phantasie, eine Fläche an ihrem wirklichen Ende abzubrechen, sondern durch einen oder mehrere parallele Säume deutet sie den allmählig sich sammelnden Entschluß derselben zu freiwilliger Begrenzung an. Und wo zwei verschiedene Richtungen aufeinander treffen, füllt sie ihren Winkel durch eine überleitende Linie, um die Wechselwirkung zu bezeichnen, die verschiedenen Gliedern eines Ganzen nicht fehlen darf; wo sie endlich ein kleines Ornament zum charakteristischen Nebenausdruck der eigenthümlichen Kraft verwendet, wiederholt sie es in größerer Menge reihenweis, denn das oft Wiederholte hat fühlbarer eine wesentliche Bedeutung als das vereinzelt Auftretende, und doch setzt die wachsende Menge zugleich seinen Werth zu dem einer nur beiläufigen Folge herab.

Alle diese Antriebe bewegen die menschliche Phantasie schon auf den ersten Stufen ihrer Entwicklung; sie führen dem Kinde bei kindischen Versuchen die Hand und erscheinen mit gesteigertem Bewußtsein ihrer Bedeutung in der höheren Ausbildung der Kunst wieder. Wo sie aber auch vorkommen: sie haben, wie mir scheint, nirgends die Bedeutung, nur an eine zwar unverbrüchliche, im Uebrigen aber unverständliche innere Gesetzlichkeit der Dinge zu mahnen; die Formen, zu deren Verwirklichung sie uns drängen, oder an deren Erscheinung in der Natur sie uns Freude

finden lassen, sind Beziehungsweisen des Mannigfaltigen, deren Glück wir nachzufühlen im Stande sind. Ich habe früher die Meinung bereits geäußert, daß ebenso wie keine sinnliche Empfindung ohne ihren Antheil von Gefühl zu Stande kommt, so auch kein Begriff eines Verhältnisses in uns auftauche, ohne daß wir die eigenthümliche Größe der Lust oder Unlust mitgenössen, die dies Verhältniß auf seine beiden Glieder vertheilen muß. Wir bemerken keine Identität ohne die wenigstens leise Erinnerung an die Seligkeit des Friedens, keinen Contrast ohne die Ahnung bald der Mißgunst des Gegensatzes, bald des Genusses, der aus der wechselseitigen Ergänzung des Verschiedenen entspringt: kein Gleichgewicht, keine Symmetrie, keine Starrheit der Umrisse, ohne daß uns im Anschauen die mannigfache Lust und Unlust der sichern Ruhe, der Gebundenheit an bestimmte Gesetze, der Beschränkung und Begrenzung fühlbar würde. Diese Fähigkeit, unter Formen das Glück und Unglück des Daseins zu bemerken, welches sie verbergen, macht für uns die Welt erst lebendig; keine Gestalt ist so spröde, in welche hinein nicht unsere Phantasie sich mitlebend zu versetzen wüßte.

Ohne Zweifel trägt zu der Lebhaftigkeit dieser Anschauungen die verallgemeinerte Erinnerung an die Regsamkeit unsers eigenen Körpers bei. Würden doch schon einige der wichtigsten Begriffe, durch die unsere Weltauffassung möglich wird, ohne Klarheit bleiben, wenn nicht das, was sie bedeuten, uns zugleich eine sinnlich wahrnehmbare Seite darböte. Nur wer sich selbst mühend und anstrengend bewegt, kann wissen, was Bewegung heißt; hätte die Natur unsere Glieder der Kraft des Willens widerstandlos dienstbar gemacht, so daß nie ein leises Gefühl der Last oder der Ermüdung ihre Bewegungen begleitete, dann würden diese Bewegungen selbst trotz ihrer zweckmäßigen Verknüpfung für uns ein unverständliches Zucken sein; und Alles, was außer uns in der Natur sich regte, würde uns nur die unverständliche Anschauung bieten, daß jetzt etwas hier, nun aber dort sei. Weder

wir selbst würden uns als Ursachen eines Erfolges fühlen, der uns keine fühlbare Anstrengung unserer Thätigkeit gekostet hätte, noch würden wir daran denken, in die Betrachtung der Naturerscheinungen den Begriff der wirkenden Kraft einzuführen, an dem für die unbefangene Auffassung noch sehr kenntlich neben der Erinnerung an den Willen auch die an die Mühe des Wirkens haftet; Nebenvorstellungen, von denen er für die Zwecke der wissenschaftlichen Untersuchung erst ausdrücklich wieder gereinigt werden muß. Nun ist es nicht so, sondern jede Bewegung, die wir ausführen, jede Ruhe, in der wir uns halten, wird uns in ihrer Bedeutung durch das Gefühl der Anstrengung oder des Genusses verständlich. Wir daher, die sinnlichen Wesen, denen tausende kleiner Empfindungen fortwährend den Umriß unsers Leibes gegenwärtig erhalten, und denen sie ausdeuten, welche Fülle von Spannkraft, welche zarte Reizbarkeit oder geduldige Stärke, welche liebliche Hinfälligkeit oder straffe Festigkeit in jedem einzelnen Theile dieser Umrisse schlummert: wir wissen dann freilich, durch diese Hilfe der Sinnlichkeit begünstigt, auch die fremde verschwiegene Gestalt zu verstehen. Und nicht allein in die eigenthümlichen Lebensgefühle dessen dringen wir ein, was an Art und Wesen uns nahe steht, in den fröhlichen Flug des singenden Vogels oder die zierliche Beweglichkeit der Gazelle; wir ziehen nicht nur die Fühlfäden unsers Geistes auf das Kleinste zusammen, um das engbegrenzte Dasein eines Muschelthieres mit zu träumen und den einförmigen Genuß seiner Oeffnungen und Schließungen, wir dehnen uns nicht nur mitschwellend in die schlanken Formen des Baumes aus, dessen feine Zweige die Lust anmuthigen Beugens und Schwebens beseelt; vielmehr selbst auf das Unbelebte tragen wir diese ausdeutenden Gefühle über und verwandeln durch sie die todten Lasten und Stützen der Gebäude zu ebenso vielen Gliedern eines lebendigen Leibes, dessen innere Spannungen in uns übergehen.

Nicht allein in dieser ästhetisch genießenden Weise dehnen wir indessen unsere Sinnlichkeit über die Grenzen unsers eigenen Körpers mitfühlend aus, sondern auch wo wir handelnd die äußere Welt umgestalten wollen, unterstützt uns in der Berechnung ihrer Verhältnisse ein ähnliches Hinausversetzen unserer Phantasie, das die Feinheit unsers Tastsinns und die leichte Verknüpfung früherer Erfahrungen uns möglich macht. Nicht an allen Stellen ist die Hautoberfläche unseres Körpers so organisirt, daß sie durch Erzeugung verschiedener Localzeichen auch die Erregungen ihrer nächstaneinandergelegenen Punkte sondern, und unser Bewußtsein zu verschiedenen ihnen entsprechenden Empfindungen, mithin auch zu einem Bilde ihrer Verknüpfung, ihrer Form und Lage veranlassen könnte. In den meisten Gegenden des Körpers müssen die gereizten Punkte merklich von einander entfernt sein, um nicht eine unklare und ununterschiedene Gesammtempfindung zu verursachen; wenige Theile, unter ihnen vor allen die Oberflächen der Fingerspitzen, sind so gebaut, daß Reize, die nur um den Bruchtheil einer Linie von einander entfernt auf sie treffen, durch Erregung verschiedener Localgefühle sich deutlich als verschiedene, räumlich nebeneinandergelegene Eindrücke darstellen. Diese empfindlichen Flächen bringt die menschliche Hand den Dingen entgegen; nicht eine nur, sondern eine Fünfzahl, zur gleichzeitigen Erfassung einer großen Menge unterscheidbarer Punkte geschickt; diese fünf ferner nicht in einer unveränderlichen Stellung, sondern fähig, durch die Gelenke der Finger, deren jeder für sich und unabhängig von den andern seine Spitze durch einen Halbkreis hindurchbewegen kann, in die mannigfaltigsten Lagen gegen einander gebracht zu werden. Und sowohl diese Verschiebung, als die wandelbare Entfernung der gespreizten oder zusammengeschlossenen Finger wird uns in jedem Augenblicke durch ein scheinbar unmittelbares, in Wahrheit aus mancherlei früheren Vorstellungsassociationen entstehendes Gefühl der Lage ausgedeutet. Dies ganze wunderbare System empfindlicher Flächen endlich führen die Beugungen und Streckungen in Handgelenk und Ellenbogen und die noch

weit unbeschränktere Beweglichkeit des Oberarmes frei nach allen Richtungen des Raumes hin, und keine Stelle des eignen Körpers findet sich, die nicht durch eine unserer Hände berührt werden könnte. So bedarf es gewiß keines Wortes, um die schon früh im Alterthume gemachte Bemerkung zu beweisen, daß ein guter Theil der menschlichen Cultur auf dem Baue der Hand und auf der Leichtigkeit unzähliger Beobachtungen beruhe, die sie uns verschafft, und die den allermeisten Thieren die weit unvollkommnere Bildung ihrer Organe entweder unmöglich oder nur zufällig zugänglich macht. Denn nicht darauf allein kommt es an, daß Beobachtungen nur überhaupt gemacht werden; der Fortschritt der Bildung hängt vielleicht noch mehr von dem Wege ab, auf dem wir sie machen. Während die eine Hand das Object fesselt, die andere es prüft und seine Lage zu erneuerter Prüfung verändert, entsteht unsere Kenntniß auf dem Wege des Experimentes. Indem wir uns Herr darüber fühlen, die einzelnen Eigenschaften des Gegenstandes bald hervortreten zu lassen, bald sie wieder zum Verschwinden zu bringen, überkommt uns anderseits mitten in dieser Arbeit zugleich das entgegensetzte Gefühl, das nämlich eines inneren gesetzlichen Zusammenhanges, welcher jene Eigenschaften überhaupt an Bedingungen knüpft.

Unter allen lebendigen Geschöpfen ist der Mensch in seiner natürlichen Wehrlosigkeit das einzige, das zur Erreichung seiner Zwecke auf den Gebrauch von Werkzeugen angewiesen ist. Die Fähigkeit, sie zu benutzen, beruht nicht allein auf der Muskelkraft der Arme, sondern hängt in sehr hohem Maße von der Feinheit der Empfindung und von einer außerordentlichen Leichtigkeit und Sicherheit der Vorstellungsassociationen ab. Liegt ein Stab in unserer Hand, leicht umfaßt, so daß seine Bewegungen einigen Spielraum haben, so drückt er an verschiedenen Stellen die Oberfläche unserer Haut. Jenes scheinbar unmittelbare Gefühl, das wir in jedem Augenblicke von der Lage unserer Glieder haben, lehrt uns beurtheilen, ob diese augenblicklich ge-

drückten Stellen unserer Hand durch eine gerade oder krumme, durch eine senkrechte oder wagerechte Linie unter einander verbunden werden können; dieselbe Form und Lage schreiben wir dem Stabe zu, der diese Empfindungen veranlaßt. Geräth der Stab in Bewegung, so wechseln von Moment zu Moment die gedrückten Punkte unserer Haut; für jeden dieser Augenblicke berechnet unsere sinnliche Phantasie die Richtung der Linie, in welcher der Stab vorübergehend liegt, und erzeugt zugleich eine Vorstellung des Punktes, in welchem alle diese Richtungen einander schneiden. Traf das eine Ende des Stabes irgend einen Widerstand, der es aufhielt, und konnte nur das andere durch die Bewegungen unserer Hand im Raume herumgeführt werden, so liegt jener Durchschnitt in dem Punkte, in welchem der Stab das widerstehende Object berührt; in diesen Punkt, der aller unserer unmittelbaren Empfindung durchaus entzogen ist, verlegen wir das wirklich empfundene Gefühl des Widerstandes, und glauben nun die Berührung des Stabes mit dem von uns entfernten Object ganz ebenso unmittelbar sinnlich zu empfinden, wie seine Berührung mit der Fläche unserer Hand. Auf diesem doppelten Berührungsgefühle, einer wohlthätigen Sinnestäuschung, beruht der Gebrauch aller Werkzeuge; keines von ihnen würde lenksam genug für uns sein, wenn wir blos sein Dasein in der führenden Hand, und nicht mit gleicher sinnlicher Deutlichkeit sein Eingreifen in das zu behandelnde Material gewahr würden. Nur unter dieser Bedingung ist der vortastende Stock dem Blinden, die Sonde dem Wundarzt nützlich; Feder und Pinsel würden ungefüge Mittel in der Hand des Schreibenden oder Malenden sein, wenn wir nicht unmittelbar ihre Berührung mit dem Papiere fühlten, und wenn nicht der feine Instinct, den unsere Erfahrung allmählig ausbildet, uns noch überdies lehrte, die kleinen Krümmungen, die diese elastischen Werkzeuge unter dem Drucke unserer Hand erleiden, in der Beurtheilung ihres Einwirkens auf die äußere Fläche mit in Anschlag zu bringen. Messer und Gabel würden einen Theil ihrer Bestimmung verfehlen, wenn wir nur

die Lage ihres Griffes in der Hand, nicht das Eindringen ihrer Schneide in die Gegenstände zugleich fühlten; jede Bewegung der Stricknadel läßt nns zugleich die leise Spannung fühlen, mit welcher ihr freies Ende sich in dem Faden fängt; beim Nähen scheint unsere Wahrnehmung unmittelbar in der Spitze der Nadel gegenwärtig zu sein, und wir empfinden, wie sie zuerst das Gewebe in einen erhabenen Gipfel vor sich herdehnt, um dann mit einem plötzlichen Stoß hindurchzudringen. So fühlt ferner der Holzhauer neben dem Anprall der Axt gegen seine Hand auch ihren zischenden Einschnitt in das Holz, so der Soldat das Eindringen seiner Waffe in das Fleisch des Gegners; so freut sich die Roheit darüber, daß sie die Schläge, die sie austheilt, ihrerseits mitgenießen kann: sie hätte kein Vergnügen am Schmerze des Andern, wenn sie nicht unmittlebar das Auffallen des Stockes auf seinen Rücken mit der größten sinnlichen Deutlichkeit mitfühlte.

Ich brauche nicht weiter zu erinnern, welches außerordentliche Hilfsmittel zur Untersuchung der Gegenstände in diesem Verhalten unsers Tastsinnes liegt, und wie es uns hierdurch gelingt, Objecte, die durch Kleinheit oder Unzugänglichkeit sich unserer unmittelbaren Anfassung entziehen, in Bezug auf ihre Form, Härte, Elasticität und Beweglichkeit zu prüfen. Ich erwähne ferner nur kurz, daß nicht die Hände allein, sondern der ganze Körper, obwohl in verschiedenen Theilen mit verschiedener Feinheit, und oft durch noch andere Bedingungen unterstützt, ähnlicher Wahrnehmungen fähig ist. Der unnachgiebige Stein unter unsern Füßen gibt uns ein anderes Gefühl, als die hölzerne Stufe einer Treppe oder die Sprosse einer Leiter, die beide durch unser Gewicht in Schwingungen von verschiedener Weite und Geschwindigkeit der Wiederholung versetzt werden. An den Unterschieden dieser Schwingungen unterscheiden wir leicht, ob die Sprosse der Leiter breit oder schmal ist, und wir glauben unmittelbar ihre Länge, sowie die Punkte, in denen ihre hin- und hergehenden Schwingungen sich kreuzen, nämlich ihre Befestigungs-

punkte in dem Leiterbaume mit zu fühlen. Selbst ob eine biegsame Stange, an der wir im Dunkeln rütteln, nur mit einem oder mit beiden Enden in Mauerwerk eingelassen oder sonst befestigt ist, ob wir sie nahe dem freien Ende oder näher an ihrem festen ergriffen haben, alles dies meinen wir nicht durch Räsonnement erst zu finden, sondern völlig fertig scheint uns die Empfindung selbst alle diese Kenntnisse zu enthalten. Eben so flüchtig will ich endlich andeuten, daß diese auffälligen Erscheinungen von denen in Betracht gezogen werden müssen, denen das Gefühl, welches wir beständig von den Umrissen, den Lagen und Bewegungen unsers eignen Körpers besitzen, nur durch die Annahme erklärlich scheint, daß die empfindende Seele durch den ganzen Umfang des Leibes sich ergieße oder verbreite. In den erwähnten Fällen verbreitet sich die Seele noch weiter; ganz mit dem gleichen überredenden Scheine, mit welchem sie vorher in den Fingerspitzen gegenwärtig zu sein schien, ist sie jetzt wahrnehmend und empfindend auch an dem Ende des Stockes, der Sonde, der Nadel zugegen. Niemand wird ernstlich glauben, daß sie sich wirklich wie ein elektrisches Fluidum in dem Momente des Gebrauches in diese Werkzeuge hinein ergieße oder verlängere; gibt man aber zu, daß nur eine äußerst mannigfaltige Verkettung von Vorstellungen diesen Schein einer außerhalb der Grenzen unsers Körpers zu Stande kommenden Empfindung erzeugt, so wird man zugeben, daß noch weit leichter und durch eine kürzere Kette solcher vermittelnden Vorstellungen der Schein entstehen kann, als wäre die Seele unmittelbar in jedem Sinnesorgane und in jedem Punkte des Körpers zugegen, von dem sie im Augenblicke Eindrücke überliefert erhält. Wir betrachten daher dieses Gefühl von der Allgegenwart der Seele im Körper als eine Täuschung, aber als eine freundliche Täuschung, welche die Natur uns sorgsam bereitet; eine gleich sorgfältig vorbereitete Täuschung ist auch dieser Schein unmittelbaren Empfindens über die Grenzen des Körpers hinaus; nur er gewöhnt uns zu lebendigem Miterfassen der Dinge außer uns und

ihrer Veränderungen und führt uns auf eine für die Ausbildung unserer Weltauffassung unentbehrliche Weise in ein Zusammenleben mit ihnen hinein. Daß aber unsere Entwickelung noch andere Folgen aus diesem Verhalten der Sinnlichkeit erntet, wollen wir jetzt noch zu zeigen versuchen.

Die vorigen Beispiele betrafen den nützlichen Gebrauch, den wir von Werkzeugen zur Umgestaltung äußerer Gegenstände machen; andere ihnen verwandte führen uns zu den Mitteln, welche der Mensch, ohne anderen Zweck, zur Verschönerung seines eignen Lebensgefühles benutzt. Es ist von dem Putze die Rede, zu dem uns allein ein ursprünglicher, selbst den Affen nur ein nachahmender Trieb anleitet. Wir schweigen von andern Gesichtspunkten, die theils der Mühe der Betrachtung nicht werth sind, theils andere Gelegenheiten erwarten müssen, von dem Nutzen der Kleider gegen die Unwirthlichkeit des Klima, von der Schamhaftigkeit, die sie zur Verhüllung wählt; nur nach dem Grunde des Vergnügens fragen wir, welches sie und andere Arten des Schmuckes der menschlichen Seele bereiten. Er liegt keineswegs allein in der Befriedigung der Eitelkeit, die von Anderen bewundert sein will, sondern in einer Steigerung und Veredelung des Lebensgefühls, die der Geschmückte an sich selbst erfährt. Nur die Farben und der Metallglanz des Schmuckes dienen jener Gefallsucht nach außen, im Uebrigen beruht unser Wohlgefallen an Putz und Kleidung auf den Empfindungen, welche beide unserem eigenen Gemeingefühl gewähren.

Jedermann weiß, daß es für unsere Empfindungen sich verschieden ausnimmt, ob wir eine gleichmäßig dicke Stange in ihrer Mitte oder ihrem Ende näher fassen und aufheben. Sie liegt im ersteren Falle wagerecht in unserer Hand, und so lange sie ruht, empfinden wir nur ihr Gewicht, nicht ihre Länge; wir müssen sie schütteln, um aus der Art der Schwingungen, in die sie dann geräth, auch diese zu errathen. Im zweiten Falle fühlen wir, daß die Stange in geneigter Richtung in unserer Hand liegen will, und es erfordert eine Drehung, um ihr schwereres

Ende zu horizontaler Lage zu bringen. Da nun durch diese überwiegende Schwere der eine Arm der Stange beständig nach unten strebt, beständig wirklich um ein kleines fällt, und immer durch kleine Muskelanstrengungen wieder gehoben wird, so ist uns in diesem Falle die Länge der Stange meist von Anfang an ziemlich klar. Balanciren wir die Stange in senkrecht aufgerichteter Stellung auf der Fingerspitze, so ist uns in dem Augenblicke, wo sie wirklich vollkommen im Gleichgewicht steht, nur ihr Gewicht empfindbar; sobald jedoch ihr oberes Ende sich überneigt und uns zu einer Bewegung der Hand nöthigt, um sie wieder richtig zu unterstützen, so glauben wir dann sogleich auch die Höhe der Stange, die Entfernung ihres freien Endes von dem Unterstützungspunkte, in einer ganz unmittelbaren Empfindung wahrzunehmen. Hängt eine Kugel an einem Faden aus unserer Hand, und zwar zuerst unbewegt und senkrecht, so ist auch hier nur ihr Gewicht, nicht die Länge des Fadens merklich; schwingen wir dagegen die Kugel im Kreise, so daß der Faden mit veränderlicher Spannung und Geschwindigkeit seinen Druck auf verschiedene Hautstellen der Hand in regelmäßiger Reihenfolge fallen läßt, so glauben wir jetzt ganz unmittelbar sowohl die Länge des Abstandes, in dem die Kugel schwingt, den Radius ihres Schwungkreises, als auch die Geschwindigkeit und Wucht zu empfinden, womit sie auf der Peripherie dieses Kreises sich bewegt. Berührt unser Finger fest aufdrückend den Boden eines Hohlgefäßes, so vielleicht, daß wir mit hineingesteckter Hand es auf ihm balanciren, so wird jede Berührung des Gefäßes, an welcher Stelle sie auch geschehe, für uns merklich, und wir beurtheilen nicht blos die Richtung, in welcher ein solcher Stoß das Gefäß trifft, und die Entfernung der getroffenen Stelle von der Oberfläche unsers Armes, also die Größe des Gefäßes, mit vieler Genauigkeit, sondern wir empfinden auch an der Art der entstehenden Schwingungen, die sich unserer Fingerspitze mittheilen, die Härte und Elasticität seines Stoffes; ein Experiment, das jede intelligente Hausfrau beim Einkaufen des Topfgeschirres zu

machen pflegt. Die physikalische Theorie aller dieser Vorgänge ist zum Theil ziemlich verwickelt; sehr weitläuftig würde ferner die psychologische Zergliederung aller der Vorstellungsassociationen sein, aus denen diese instinctiven Berechnungen mit der Sicherheit eines unmittelbaren Gefühls hervorgehen; klar ist dagegen der Werth, den sie alle für die Veränderung unsers sinnlichen Lebensgefühls haben. Ueberall nämlich, wo wir mit der Oberfläche unsers Leibes, denn nicht die Hand allein entwickelt diese Eigenthümlichkeiten, einen fremden Körper in Verbindung setzen, verlängert sich gewissermaßen das Bewußtsein unserer persönlichen Existenz bis in die Enden und Oberflächen dieses fremden Körpers hinein, und es entstehen Gefühle theils einer Vergrößerung unsers eignen Ich, theils einer uns jetzt möglich gewordenen Form und Größe der Bewegung, die unsern natürlichen Organen fremd ist, theils einer ungewöhnlichen Spannung, Festigkeit oder Sicherheit unserer Haltung.

Die erste Form dieser Gefühle wird, um wenige Beispiele zu erwähnen, durch Kopfbedeckungen und Fußbekleidungen erzeugt, die beide am meisten geeignet sind, unserer Länge wenigstens scheinbar etwas zuzusetzen. Jede Kopfbedeckung repräsentirt in der Senkrechten, die durch ihren Schwerpunkt geht, die oben erwähnte Stange; ihr Werth für das Gefühl steigt mit ihrer Höhe und zum Theil mit ihrer Form, dann nämlich, wenn die letztere eine Massenvertheilung zur Folge hat, welche den Schwerpunkt bemerklich nach oben rückt und zugleich bei dem Abweichen von der senkrechten Richtung eine kräftige Neigung nach einer Seite bewirkt, die durch eine balancirende Anstrengung der Muskeln überwunden werden muß. Nur sobald dieses Ungleichgewicht droht, ist die Kopfbedeckung von Werth; im Gleichgewicht ist sie nur eine bestimmte Größe der Last; man setzt daher den Hut zweckmäßig etwas schräg auf, damit man beständig die Entfernung seines höchsten, sich neigenden Punktes von seiner Unterstützungsfläche, dem Kopfe zu empfinden vermag. So entsteht die freundliche Täuschung, als reichten wir selbst, unser eignes Leben

und unsere Kraft bis in jene Spitze hinauf, und bei jedem Schritt, der diese erschüttert, bei jedem Windhauch, der sie in Bewegung setzt, scheint für unser Gefühl ganz deutlich da oben ein Theil unsers eignen Wesens feierlich hin- und herzuschwanken. Man fühlt sich daher offenbar ganz anders in einem cylindrischen Hute, der diese Emotionen begünstigt, als in einer Mütze, deren aufgerichteter Zipfel nur sehr unvollkommen dieselben Dienste leisten würde; und ganz begreiflich wird uns die schon früh und auf niederen Culturstufen auftretende, auf höheren vervollkommnete Neigung, durch hohe und steile Helme, durch Bärenmützen, durch thurmartige Frisuren nicht blos die Fürchterlichkeit oder Ehrwürdigkeit der Figur für den Anblick anderer zu steigern, sondern, was mehr ist, auch das Gemüth des Trägers selbst mit dem Gefühle einer majestätisch nach oben verlängerten Existenz zu kräftigen. Es würde zu weit führen, die specifischen Gefühle zu entwickeln, welche andere mehr breite und niedrige Hutformen gewähren; offenbar begünstigen sie den Hochmuth nicht, sondern erregen die Stimmung, als sei eine umfängliche Aufgabe auf Schultern gelegt, die zur Unterstützung nicht ausreichen. Von den Fußbekleidungen erwähne ich nur die hohen Absätze, welche wieder jene Stange repräsentiren, wie sich dies an den Stelzen zeigt, deren Miniatur sie sind. Absätze und Stelzen geben ganz deutlich ein doppeltes Berührungsgefühl; man empfindet ihren Auftritt auf den Erdboden noch neben ihrem Druck auf den Fuß, und man beurtheilt zugleich recht genau die Entfernung zwischen den Orten beider Berührungen. So entsteht uns begreiflich ein lebhaftes Gefühl nicht blos des Erhabenseins über den Erdboden, sondern des Verdienstes, diese ganze Höhe durch unsere eigene vergrößerte Länge auszufüllen, denn unsere Empfindung verliert dabei den Boden nicht. Man kann hinzufügen, daß jeder Stock, den wir nicht als Stütze brauchen, sondern als Spielwerk in der Hand tragen, dasselbe Bewußtsein einer Verlängerung unserer Persönlichkeit bis in seine Spitze hinein erweckt, deren Entfernung und deren Berührung mit den Gegenständen wir ja un=

mittelbar fühlen. Amtsstäbe sind daher in mancherlei Gestalten stets Insignien der Macht gewesen.

Die zweite Form jener Gefühle verdanken wir allem hängenden und flatternden Schmucke, der nach dem Muster der geschwungenen Kugel unsere Körperoberfläche durch eine reizende Abwechselung von Dehnungen nach verschiedenen Richtungen erregt und uns veranlaßt, uns selbst als in den peripherischen Bahnen der freischwingenden Enden gegenwärtig zu fühlen. Wenn die Kinder sich einen Schwanz anheften, den ihnen die Natur versagt hat, so wollen sie nicht blos, daß Andere ihn sehen, sondern indem seine Spitze über die Erde schleift, fühlen sie seine Berührung mit dem Boden; wenn er frei beim Laufe in der Luft schwingt, fühlen sie, je länger er ist, um so deutlicher diese Schwingungen bis in sein letztes Ende hinein; so haben sie ziemlich denselben Genuß einer nach dieser Seite hin beweglich verlängerten Existenz, als wäre dies neue Organ ihnen wirklich angewachsen. Diese Form des Gefühls ist ganz besonders einer geschmackvollen poetischen Verfeinerung fähig und ist auch wirklich zu allen Zeiten das Ideal der Toilettenkunst gewesen. Hat doch schon die Natur selbst unser Haupt mit flatterndem Haar geschmückt; dies in einzelne lockige, wellenwerfende Massen zu sammeln, und den Sitz der Gedanken mit einer eigenthümlich geordneten Mannigfaltigkeit reizender Bewegungsgefühle zu umgeben, war natürlich die erste Aufgabe der Phantasie, und es würde nicht unmöglich sein, aus der Form des von den einzelnen Völkern bevorzugten Kopfputzes auf die Färbung ihrer Phantasie, auf ihre Vorliebe für größere Strenge und Festigkeit, oder für genialeren Schwung zurückzuschließen. Die Muscheln, die Glaskorallen, die Steine und Knochenstücken, welche die Indianerin hangend und schwankend um ihre Handknöchel reiht, die Ohrringe, die flatternden herabhangenden Bänder und Gürtelendeu unserer Mädchen, die leichtschwebenden Fangschnuren, die schwereren Troddeln und Quasten der Uniformen, gewichtig pendulirende Ketten und Kreuze, Federbüsche, Uhrgehänge, wehende Schleier und Mäntel

alle diese Mittel wendet die scharfsinnige Phantasie an, um nach allen Seiten hin nicht nur unser Dasein auszudehnen, sondern sich die anmuthige Täuschung zu bereiten, als sei es die eigene Existenz, die in allen diesen Anhängen mit schwebt und wogt und schwankt und in rhythmischen melodiösen Abwechselungen sich hebt und senkt. Und wo in der That eine wirkliche Empfindung nicht mehr stattfindet, ergänzt sie sogar diesen Mangel und glaubt in dem zarten Gewebe herabhängender Spitzen selbst mit zu hangen, in ihren Bewegungen sich mit zu bewegen.

Die letzte Form endlich von denen, die wir erwähnten, nehmen unsere Gefühle unter dem Eindrucke der eigentlichen Kleider an. Die größere oder geringere Spannung und Festigkeit, welche die Stoffe der Gewänder an sich oder durch ihren Zuschnitt besitzen, trägt sich auf uns wie ein Verdienst unserer eigenen Haltung über. Ein Corset ist dem oben erwähnten Hohlgefäß ähnlich, nur daß es nicht an einem einzelnen Punkte, sondern in seinem ganzen Umfang durch den Körper ausgefüllt wird; bei jeder Berührung dieser steifen Umhüllung wird die Spannung und Festigkeit ihres Gefüges durchaus so empfunden, als gehörten beide Eigenschaften unserem eignen Körper an; ohne Zweifel erhalten wir also durch dieses Mittel das Gefühl einer gekräftigten und elastischeren Existenz. Jeder fest anliegende Gürtel, jedes Armband wiederholt einen Theil dieses Gefühls; die ersten Beinkleider, die durch Stege gespannt sind, erfüllen den Knaben mit Stolz über die männliche Straffheit seiner Existenz, das Ideal seiner Wünsche bleibt freilich die eiserne Rüstung, an deren Last er gern nicht denkt, um desto mehr sich in das majestätische Gefühl unüberwindlicher aufrechter Starrheit zu versenken, das sie ihm zu gewähren verspricht. Zu dieser Empfindung der Festigkeit, die es nicht ganz verschmäht, mischt das Mädchen das Gefühl einer zarteren leichtbeweglichen Umhüllung, denn in der That sind die duftigen Wellen leichter schleierartiger Stoffe, mit denen sich seine Gestalt umgibt, nicht blos anmuthig für das Auge Anderer. Die Trägerin selbst ist vielmehr mit ihrem Gefühl unmittelbar gegen=

wärtig in allen den zarten Bogen, die nur wenige Punkte der Haut als leichte Lasten berühren, und doch durch diese Punkte die Weite, die Leichtigkeit und Weichheit ihres Schwunges zur deutlichsten sinnlichen Empfindung bringen. Ja selbst das Vergnügen, das uns ein solcher Anblick gewährt, beruht weit weniger auf der Gefälligkeit der Gewandformen, welche wir sehen, als vielmehr darauf, daß wir uns in das phantastische, liebliche oder zierliche Lebensgefühl hineindenken können, welches die tausendfältigen kleinen Eindrücke der Umhüllung dieser verborgenen Gestalt einflößen müssen. Auf denselben Gründen beruht es endlich, daß eine künstliche Ersetzung verlorengegangener Körperfülle nicht nur Andere, sondern auch den Betheiligten täuscht; denn jeder Reiz, der diesen falschen Körperumfang trifft, wird vermöge jener doppelten Berührungsgefühle so empfunden, als hätte er bereits die wirklichen Grenzen des lebendigen Leibes erreicht.

Nachdem ich nun, durch Aufstellung dieser drei Grundgesetze, der exacten Lehre vom Putze den nämlichen Dienst geleistet, den Keppler der Astronomie, so überlasse ich Anderen die weitere wissenschaftliche Ausbeutung und wende mich zu mehreren Erscheinungen, in denen dieselbe hier beobachtete Neigung, unmittelbar gegebene Naturverhältnisse mit ästhetischer Willkühr zu ändern und ihren Werth zu steigern, in einer ernsthafteren Weise sich kundgibt. In allen Handlungen, von der einfachen Bewegung des Körpers bis zu den verwickelten Lebenseinrichtungen, zeigt sich dieser Hang, an die Stelle des natürlichen Ablaufes der Ereignisse eine ceremoniöse Ordnung zu setzen, die ihren Ursprung nur in dem Willen des Subjectes hat, und doch mit dem Anspruch auftritt, sie so zu ordnen, wie sie sein müssen.

Die anmuthige Harmonie der Gliederbewegungen ist weder ein Ergebniß der Bildung, noch hängt sie überhaupt in beträchtlichem Grade von dem Werthe und dem Genius des geistigen Lebens ab; sie ist ganz durch den Mangel an Widerstand be=

dingt, den die mechanischen Gesetze der Bewegung in dem verkümmerten Bau des Körpers finden könnten. Nicht nur jedes im natürlichen Zustande der Freiheit lebende Thier entwickelt mit völliger Ungezwungenheit die Anmuth seiner Gattung, sondern jede Marionette, sobald ihre Glieder mit freiem Spielraum und ohne hindernde Reibung an ihrem Körper befestigt wären, würde in ihren Bewegungen, nach mechanischen Gesetzen allein, alle jene Rundung des Schwunges und jene übereinstimmende Harmonie in den Bahnen ihrer verschiedenen Glieder zeigen, die wir an dem lebenden Körper so oft als seelenvollen Ausdruck bewundern. In der That wird dies hier zum Ausdruck der Seele, aber doch nur darum, weil eine Seele vorhanden ist, deren abwechselnde innere Zustände diesen Mechanismus und die eigene Schönheit seiner Bewegungsconsequenz in Anregung versetzen. So lange daher glückliche Lebensbedingungen die natürliche Lebhaftigkeit und Regsamkeit der Seele und des Körpers zugleich unterhalten, da sehen wir, auch ohne irgend erhebliche geistige Cultur, die Bewegungen des Körpers zu vollendeter Anmuth entwickelt. Anders, wo ein ungünstiges Klima die Glieder schwerfälliger macht, oder wo ein enger monotoner Erfahrungskreis die Regsamkeit der sinnlichen Seele abstumpft, wo endlich die handwerksmäßige Theilung der Arbeiten dem Körper beständig die Uebung einer einzigen einseitigen Bewegungsreihe aufnöthigt. Dann geht diese Schönheit verloren, theils wegen des wachsenden Widerstandes, den die Anregungen der Seele in den ungelenk gewordenen Gliedern finden, theils wegen des zunehmenden Phlegma der Seele, die diese Anregungen nur sparsam noch erzeugt. So stehen manche glückliche Völker der Südsee mit der Schönheit und Elasticität ihrer Bewegungen, wie ihre ersten Entdecker sie uns schildern, den klimatisch bedrückten Bewohnern der Polarzone, sowie dem durch die Schwere einförmiger Arbeit ungeschickt gewordenen Benehmen der Europäer gegenüber. Die höhere Bildung, wenn sie die Anmuth körperlicher Bewegung wiedergewinnt, erzeugt nicht etwas Neues, sondern räumt nur die Hindernisse hinweg, welche den Adel des

natürlichen Bewegungsmechanismus incrustiren. Ehe sie aber zur Natur völlig zurückkehrt, kommt sie zur Manier. Bei allen Völkern, deren Leben wir anschaulich genug kennen, hat sie zunächst eine Etiquette des Anstandes, einen Stil des Benehmens eingeführt, der die natürliche Beweglichkeit meisterte, hie und da etwas an ihrer Lebhaftigkeit abbrach, und dort Geberden hinzufügte, die keinen Grund in der Organisation des Körpers und in der vorbestimmten Art haben, in welcher er die Zustände des Gemüthes zum Ausdruck zu bringen hat. So glaubt auch hierin, in dieser willkührlichen Haltung, der Mensch das, was sein soll, besser als an der Hand der Natur zu finden.

Seine körperlichen Triebe sucht das Thier in dem Augenblicke und in der Reihenfolge ihres Eintretens zu befriedigen und kennt keinen andern Zweck dabei als eben den, den Reiz des Bedürfnisses abzustumpfen. Der Mensch, sobald er sich dem Drucke der äußersten Noth entwunden hat, macht jedes dieser Bedürfnisse zur Veranlassung irgend einer ceremoniösen Begehung. Während das Thier seine Nahrung zu jeder Zeit und an jedem Orte verschlingt, der seinem Neide Sicherheit vor Raub gewährt, bereitet der Mensch seine Mahlzeiten. Denn eben die Zeit des Mahles ist ihm nicht gleichgiltig; nicht der Hunger entscheidet über den Augenblick des Essens, sondern der Tag ist für das Leben des Menschen eine eingetheilte Zeitstrecke mit eignem innern Organismus; es gehört sich, daß das eine Bedürfniß zu dieser, ein anderes zu anderer bestimmter Stunde befriedigt werde. Und er hat Gesellschaft bei seinem Mahl; es ist nicht nur um die Stillung seines Triebes zu thun, sondern darum, daß durch die vereinigte Theilnahme Mehrerer auch dieses Vornehmen als eine Handlung anerkannt werde, die in dem Zusammenhange alles menschlichen Lebens ihre bestimmte Stelle, Bedeutung und Berechtigung habe. Wie bald findet sich dann mit dem Beginn des seßhaften Lebens, mit der Gründung einer Heimath, mit der Entwicklung des Cultus eine Menge feingezeichneter Ceremonien ein, um sowohl diese einfachsten Vorgänge des Tages, als auch jeden

größeren Abschnitt des Daseins als Glied in ein wohlgefügtes Ganze der Humanität einzureihen! Die Geschlechter der Thiere leben dahin, entstehen, mehren sich, altern und vergehen, und nie taucht in ihnen eine Reflexion auf, die dies wandelbare Leben überblickte und seine einzelnen Perioden mit einem Bewußtsein ihrer Bedeutung sonderte. Wo dagegen die menschlichen Stämme nicht durch die äußerste Noth des Lebens völlig verkümmern, da sehen wir überall die Geburt des Kindes, den Zeitpunkt seiner Mannbarkeit, das Eingehen der Ehe, Tod und Bestattung durch Ceremonien ausgezeichnet; oft nur rohe Begehungen, anwidernde Gebräuche, aber doch immerhin Andeutungen des Gefühles, daß nichts im menschlichen Leben eigentlich recht und legitim geschähe, wenn es blos geschähe, und nicht durch die theilnehmende Reflexion einer Gemeinde, einer Gesellschaft, einer Familie in irgend einem Ritus anerkannt und an seinen gehörigen Platz in der Aufeinanderfolge der Ereignisse gerückt würde. Man wird nicht recht geboren und man stirbt nicht recht, wenn nicht um diese natürlichen Katastrophen die Ueberlieferung menschlicher Sitte ihre symbolischen Feierlichkeiten gruppirt hat. Je höher wir in das Alterthum eines Volkes hinaufsteigen, desto enger beinahe sehen wir jeden Vorfall des Lebens durch genau vorgeschriebene Formen auf diese Weise legitimirt, und ein Blick in die Vorstellungsweise des Volkes auch in unserer Zeit läßt uns leicht gewahren, wie fest auch hier noch die Neigung haftet, kein Ereigniß, nach vollständiger Verwirklichung seines ganzen werthvollen Inhaltes, recht für voll anzusehen, so lange nicht das Siegel irgend einer traditionellen Ceremonie es beglaubigt hat.

Und hier wollen wir dieses Bild einstweilen begrenzen; was daran sich weiter schließen wird, können wir nicht mehr zu einer Betrachtung der menschlichen Sinnlichkeit ziehen. Nur von dieser wollte ich hier sprechen und den Charakterzug hervorheben, der mir in allen ihren verschiedenen Aeußerungen gleichmäßig das eigentlich menschliche Element in ihr zu sein schien. Was auch unsere Sinnlichkeit empfindend aufnehmen mag, sie nimmt es nicht blos

als einen gleichgiltigen Inhalt und eben so wenig nur als ihre Lust oder ihr Leid auf, sondern sie fühlt in ihm einen ihm eignen Werth, durch den es in einer bedeutsamen Ordnung der Erscheinungen seine Stelle füllt. Was auch die Sinnlichkeit durch ihre Triebe zu thun gedrängt wird, sie thut es weder blos mechanisch genöthigt, noch blos zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse, sondern sie gibt ihrem Handeln eine Form, durch die sich wiederum ihr Thun in das eigne Recht einer Lebensordnung einfügt, die da sein soll, und doch von Natur wegen nicht schon da ist.

Werfen wir noch einen Blick auf den ganzen Umfang der Einzelheiten, die wir durchgingen, so können wir eine poetische Klage berichtigen, die noch oft sich erneuert. Große Gebiete der Sinnlichkeit mit der Fülle ihres Genusses scheinen unserer Organisation verschlossen. Wir möchten wissen, wie den Fischen ist so wohlig auf dem Grund, mit welcher Lust der fliegende Vogel die Lüfte theilt und von größerer Höhe die Höhen der Erde übersieht. Mir scheint, eben die dichterische Phantasie, die solche Fragen stellt, beweise, daß sie die Antwort wirklich habe. Wir können uns in der That so vollkommen in diese Situationen der Thierwelt versetzen und die Art ihres Genusses nachfühlen, daß die wirkliche sinnliche Empfindung wohl die Stärke des Eindruckes vermehren, aber die charakteristische Form dieser fremden Lust uns nicht deutlicher machen würde. Anstatt arm zu sein, ist die menschliche Sinnlichkeit im Gegentheil die intensivste und reichste. Wie die Welle hebt und trägt und mit welcher Weichheit sie die Glieder umspült, erfährt der Schwimmende und Badende auch; aber behütet vor der furchtbaren Monotonie eines Lebens, dessen ganze Dauer nur von diesen Eindrücken erfüllt wäre, mag er den Fisch bedauern, den er einen Augenblick beneidete. Und ist am Ende nicht die Aussicht von Bergeshöhen, die wir durch mühevolle Anstrengung erkämpften, ist nicht zuletzt selbst das Bewußtsein, daß die mannigfachen Gestaltungen der Erdoberfläche für unsere Bewegung Hindernisse enthalten, ein weit inhaltvollerer Genuß der Gegend, als der mühelos umfassende Blick des Vogels,

der von Gipfel zu Gipfel schwebt, als wären die Abgründe eben auch nichts weiter? Trösten wir uns daher damit, daß in dem, was wir unmittelbar empfinden, und in dem, was unsere Phantasie, jedes charakteristische Dasein der Außenwelt nachfühlend, hinzufügt, uns eine bedeutungsvolle Summe der Lust gegeben ist, größer als sie irgend einer Gattung der Thiere zu Theil wurde.

Drittes Kapitel.

Die Sprache und das Denken.

Ausgleichung von Erregungen durch Bewegungen überhaupt. — Durch Veränderung der Respirationsbewegungen. — Die Stimme. — Der articulirte Laut und das Lautsystem. — Körperliche Begründung der Sprachfähigkeit. — Die Wortbedeutung. — Das Denken. — Die Redetheile. — Syntaktische Formen der Sprache. — Die nationale Logik der Sprache. — Abhängigkeit des Denkens vom Sprechen. — Werth der Namen. — Wortbildungen ohne Gegenstand. — Ordnung der Gedanken und Ordnung der Construction im Satze. — Das stille Sprechen. — Anschauung und discursives Denken. — Das Gespräch. —

Worin auch jene Erregungen bestehen mögen, in welche die Empfindungsnerven durch äußere Reize versetzt werden: jedenfalls bieten sie eine bestimmte Größe irgend einer physischen Massenbewegung dar, die nach dem Gesetze der Beharrung nicht von selbst zur Ruhe kommen kann, sondern entweder durch einen bestimmten Widerstand gebrochen oder durch Vertheilung an die Umgebungen zum Verschwinden gebracht werden muß. Ist es der Zweck der Sinnesorgane, eine Kenntniß der Außenwelt zu vermitteln, so ist es zur Unbefangenheit ihrer Auffassung nothwendig, daß die Erschütterung, welche der Eindruck des einen Augenblickes hervorgebracht hat, schnell weit genug gemildert werde, um dem Eindruck des nächsten Augenblickes nicht entgegenzuwirken, oder als verfälschendes Colorit sich ihm zuzumischen. So lange

die physischen Reize, welche die Sinne erregen, nur unbedeutende Bewegungsgrößen sind, mag diese beständige Wiedervertilgung ihrer Wirkungen theils innerhalb des Sinnesorgans durch die ununterbrochen fortgehenden Vorgänge des Stoffwechsels, theils durch die Erzeugung der Empfindung selbst vollzogen werden. Denn als neu auftretender innerer Zustand der Seele, die als eine Substanz sich in mechanischem Zusammenhang der Wechselwirkung mit den Elementen des Körpers befindet, kann auch die Empfindung nicht blos bei Gelegenheit der Nervenerregung entstehen, sondern ein Theil der letztern muß zu ihrer Erzeugung verbraucht werden. Die gewöhnlich auf uns wirkenden Licht- und Schallreize halten diese Grenzen der Lebhaftigkeit inne, und für unser Bewußtsein tritt keine besondere corrigirende Thätigkeit merklich hervor, durch welche ihre Einflüsse ausgeglichen werden müßten. Erreichen dagegen die äußern Eindrücke eine schmerzhaft auffallende Heftigkeit, so werden wir allerdings eine ebenso wachsende Vorkehrung zu ihrer Wiederbeseitigung erwarten müssen. Da es nun die Aufgabe der Nervenfäden ist, die an ihrem Endpunkte empfangenen Erregungen zum Gehirn fortzuleiten, so ist nicht zu vermuthen, daß diese Vorkehrung in einem plötzlich auftretenden Leitungswiderstande, oder in einer bedeutend gesteigerten Vertheilung der Erregung nach allen Seiten hin bestehen werde. Beide Einrichtungen sind der natürlichen Function des sensiblen Nerven zuwider, und wir können es als einen allgemeinen Charakter der Organisation ansehen, daß sie drohenden Störungen nicht mit neuen und sonst nicht vorkommenden Mitteln, sondern immer nur mit denen entgegenwirkt, die im gesunden Zustande schon vorgebildet sind. So lange daher die Gewalt des Reizes nicht unmittelbar den Nerven lähmt und dadurch allerdings die weiteren Folgen eines allzuheftigen Eindruckes abschneidet, werden wir annehmen, daß die Erregung sich bis zu den Centralorganen fortpflanzt und sich erst dadurch beschwichtigt, daß sie dort ein größeres Maß der Nachwirkungen hervorbringt, deren geringere Spuren schon die gewöhnlichen Größen der Reize bemerken lassen.

Drei Wege stehen der Weiterverbreitung der Erregung im Gehirn offen; denn der sensible Nerv hat dort neben sich theils andere sensible, theils vegetative, theils motorische Nerven. Die Uebertragung seiner Unruhe auf andere sensible Nerven, also die Erregung einer Mitempfindung in anderen als den wirklich gereizten Theilen, kann, wenn die Zwecke der Sinnlichkeit, irgendwie eine Kenntniß der Außenwelt zu vermitteln, nicht zu sehr vereitelt werden sollen, nur einen geringen Spielraum haben. In der That bringt die heftigste Erregung des einen Sinnesorgans keine deutliche eines andern, übermäßiger Lichtreiz keine Tonempfindung, starker Schall keine Geruchsempfindung hervor; nur das allgemeine Körpergefühl nimmt durch Veränderung seines Zustandes an der Erschütterung der Sinne Theil. Ein Uebergang der Erregung auf die vegetativen Fäden des sympathischen Systemes würde vortheilhafter sein, weil unter den vielgestaltigen Functionen dieser Nerven manche vorkommen, die ohne Nachtheil für das Leben eine augenblickliche Steigerung ihrer Größe vertragen, und in denen sich, so wie in manchen durch sie erzeugten Veränderungen des Stoffwechsels, die Unruhe des Organismus unschädlich verlieren kann. In den Erscheinungen des Fiebers verräth sich eine Uebertragung der Erregung nach dieser Richtung. Aber die Sinnesempfindungen sind im natürlichen Laufe des Lebens vor allem dazu bestimmt, als Veranlassungen zu Bewegungen zu dienen, durch welche die Seele die wahrgenommenen Gegenstände irgendwie zu Objecten ihrer Bearbeitung macht. Aus so vielen Gründen ist die enge Verknüpfung sensibler Nerven mit motorischen und die Anregbarkeit von Bewegungen unmittelbar durch die Erregung der ersten nothwendig, daß wir es nicht wunderbar finden können, wenn auch schmerzhafte Erschütterungen hauptsächlich auf diesem für die Zwecke des gesunden Lebens offengehaltenen Wege einer Mittheilung an motorische Nerven, also durch Erzeugung von Bewegungen, sich ausgleichen.

Jeden heftigen Sinnenschmerz sehen wir daher am lebendigen Körper, kräftige Reize selbst am geköpften Thiere Bewegungen

hervorrufen, zunächst der unmittelbar betroffenen Theile, bei größerer Stärke des Eindruckes sich über den ganzen Körper verbreitend. Bald entsteht eine wechselnde Reihenfolge derselben, eine zitternde Unruhe des ganzen Leibes, bald, namentlich wo wir geduldig ausharren wollen, bewirken wir eine starre, dauernde, möglichst heftige Contraction einer einzelnen Muskelgruppe, um durch das Uebermaß hier verwendeter Thätigkeit der innern Erregung Abfluß zu verschaffen. So beißt der Gequälte die Zähne zusammen, oder ballt die Fäuste, oder strafft seinen Rücken und streckt das zwecklos steifgehaltene Bein von sich. Endlich entwindet die dauernde oder steigende Erregung diese Bewegungen dem Willen und erschöpft sich in unaufhaltsamen Krampfanfällen. Und eben so, wie hier die von außen kommenden Sinneseindrücke, wirken von innen auf die Nerven die Erschütterungen des Gemüths. Auch sie können bei der mechanischen Wechselwirkung von Leib und Seele nicht als Vorgänge angesehen werden, die innerhalb der letzten allein ablaufend, besondere Motive bedürften, um sich leiblich zu gestalten; sondern sie sind von Anfang an ein gewisses Quantum wirksamer Bewegung, dessen Eindruck auf den Körper nur durch besondere Mittel verhindert werden muß, nicht durch besondere gesichert zu werden braucht.

Es ist nicht nöthig, weitläuftiger die allgemeine körperliche Unruhe und die halb krampfhaften Geberden zu schildern, in welche der Körper unter diesem Drucke der Gemüthsbewegungen ausbricht. Eine Gruppe von besonderem Werth ist jedoch aus dieser Mannigfaltigkeit hervorzuheben. Wo die Erschütterung des Gemüthes zugleich das Motiv zu einer bestimmten Handlung enthält, da sehen wir Geberden auftreten, welche diese Handlung entweder im Kleinen copiren, oder ihre Anfänge darstellen. So die Geberden des Zornes, der seinen Gegenstand vor sich sieht, oder ihn doch kennt. Wo dagegen das Gemüth rathlos nur in

einem Strome von Leid oder Lust hin- und herwogt, da macht sich die innere Bewegung hauptsächlich Luft durch die mannigfaltigsten Abänderungen des Athmens, oder beschränkt sich vielmehr auf diesen Ausdruck, der auch allen jenen anderen Geberden nie ganz fehlt. In der Freude, im Gram, bei jeder Ueberraschung wird unser Athmen ungleich, beschleunigt und tief, oder eilig und oberflächlich, oder selten, unrhythmisch und seufzend; zur Rührung gesellt sich die zitternde Bewegung, in welche die ruhige gleichförmige Thätigkeit der Respirationsmuskeln sich auflöst und die dem Ausbruche in volles Schluchzen vorangeht; der Zorn und Ingrimm hält einen Augenblick die tief eingesogene Luft zurück, um mit gespannter Brust, so wie wir jede Last anzugreifen pflegen, dem Unangenehmen entgegenzugehen; die Wuth, die keinen Gegner findet, beginnt zu schnauben, indem sie Athembewegungen, die sonst mit instinctmäßiger Lässigkeit geschehen, jetzt willkührlich ausführt und übertreibt; im Lachen endlich bricht die Lust an der unschädlichen Narrheit des Widerspruches in convulsivischer Bewegung der Athemmuskeln aus. Alle diese gewaltsamen Bewegungen haben die sogleich hervorspringende Eigenthümlichkeit, daß gar nichts durch sie erzeugt und hervorgebracht wird; mit Luft arbeitend und nicht das geringste Product erzielend, ebenso wenig auf irgend ein angebbares Ziel gerichtet, sind sie die reinsten Ausdrücke der bloßen, sich selbst genießenden oder sich selbst schmerzenden Unruhe. Schon so würden sie dem Beobachter ein lebhaftes und ausdrucksvolles Bild des innern Zustandes gewähren; aber die Natur hat mit dem System der Athmungsorgane die schwingenden Platten der Stimmbänder verknüpft, und gestattet nun jeder leisesten Eigenthümlichkeit dieser ziellosen Unruhe, in dem hörbaren Tone der Stimme sich abzubilden und der Außenwelt weithin vernehmbar zu werden. So tritt im Thierreich der Laut des Schmerzens und der Laut der Freude hervor, an bestimmter Hindeutung auf Gegenstände und Handlungen unendlich ärmer als die roheste Geberde, als Ausdruck der im Gemüthe selbst verborgenen Bewegung unvergleichlich viel reicher, als jedes andere

Mittel, welches die lebendigen Geschlechter zu gegenseitiger Mittheilung hätten wählen können. Denn wie ein photographisches Bild der eigne Abdruck der Gestalt ist, so gibt die Stimme mit der Höhe, dem eigenthümlichen Timbre, dem Grade ihrer Stetigkeit, Anspannung und Stärke unmittelbar die hörbare Abbildung der unzähligen kleinen und fein verknüpften Eindrücke, mit welchen die Bewegung des Gemüthes auf die beweglichen Massen des Körpers fällt.

Wenn eine Ansicht, deren Wiedererneuerung wir wohl jetzt nicht mehr befürchten dürfen, die Sprache als eine Erfindung in dem Sinne betrachtete, als hätte das menschliche Geschlecht mit Ueberlegung unter mehreren Mitteln der Mittheilung dieses gewählt, so zeigen die vorigen Bemerkungen, wie im Gegentheil eine naturgemäß vorausbestimmte physiologische Nothwendigkeit die Seele zwingt, wenigstens den allgemeinen Charakter ihrer innern Zustände durch Töne auszudrücken. Aber es ist noch weit von hier aus bis zur menschlichen Sprache, und neuere Meinungen, die in der Kürze eine organische Einheit und Verbundenheit der gedankenbildenden Phantasie und der lautbildenden Stimme preisen, lassen eine große Menge von Mittelgliedern unberührt, deren einige zu erwähnen unerläßlich ist.

Stimme hat die Natur vielen Thiergeschlechtern gegeben; manche bilden sie zum Gesang, keines zur Sprache aus. Es fragt sich, woher dies rührt; ob den Thieren ein Inhalt fehlt, den sie auszudrücken den Trieb hätten, oder ob ein physisches Hinderniß ihrer Organisation sie davon abhält? Wie es sich nun auch mit dem Inhalte des thierischen Bewußtseins verhalten mag: ich kann die Meinung nicht theilen, welche die letztere Frage verneint, sondern bin überzeugt, daß allerdings Mängel der Organisation die Ausbildung der thierischen Stimme zur Sprache in jedem Falle verhindern würden, und daß anderseits der Vorzug des Menschen auf dem Grunde einer eigenthümlichen besseren Organisation mit beruht. Die anatomische Untersuchung der Stimmwerkzeuge, die einst Rudolphi zu der Behauptung veranlaßte, der

Sprachmangel des Affen sei wenigstens durch eine Unfähigkeit seiner Organe nicht bedingt, kann im Grunde nur erweisen, daß alle Bedingungen zur Stimmbildung vorhanden sind; ein Beweis den die gewöhnlichste Erfahrung überflüssig macht. Sprache dagegen entwickelt sich aus der Stimme erst durch Articulation der Laute; diese aber finden wir im Thierreich entweder gar nicht, oder auf äußerst unbedeutende Bruchstücke beschränkt.

Legen wir die Vorstellung des menschlichen Lautsystems mit seinen Vocalen und Consonanten zu Grunde, so ist es merkwürdig, daß zwar einige Vögel im Stande sind, unsere Worte nachzuahmen, daß aber nie bei einem Säugethier auch nur diese mechanische Fähigkeit beobachtet worden ist. Und doch ist die Bildung der Mundhöhle, der Zahnreihen, der Zunge, des Gaumens in dieser Thierklasse der menschlichen ungleich ähnlicher, als sie bei den Vögeln angetroffen wird. Man kann ferner hinzufügen, daß verschiedene einzelne Consonanten und Vocale bei den Säugethieren, auf verschiedene Gattungen vertheilt, wirklich vorkommen, obgleich sie nie in einer und derselben Gattung zu einem zusammengesetzten Sprachlaut verbunden werden. Der Hund spricht sehr deutlich sein r und das rauhe ch, die Katze kennt ein f, Kuh und Schaf ein nasales n, und wir können kaum zweifeln, daß die meisten der bestimmten Mundstellungen, auf denen unsere articulirten Laute beruhen, den Thieren mechanisch möglich sein würden, wenn es nur einen Antrieb für ihre Muskeln gäbe, sie hervorzubringen, und einen Antrieb für ihre Phantasie, sie unter einander zu verknüpfen. Aber selbst der Nachahmungstrieb der Affen bleibt stumm, der Hund, so aufmerksam er sonst auf den Sinn unserer Worte ist, macht nicht den mindesten Versuch zur Sprache, nur Vögel wiederholen ihnen vorgesagte Laute, aber von Natur bleiben auch sie bei den unarticulirten Tönen und Melodien ihrer Gattung. Worin liegt nun dies Hinderniß? Ich glaube in zwei Gründen: in einer Unvollkommenheit des Gehöres und in dem Mangel einer organisch vorgebildeten Uebereinstimmung zwischen

Tonvorstellungen und den Muskelbewegungen, die zur Erzeugung der Töne erforderlich sind.

Das Vorzüglichste der thierischen Stimmbildung, der Gesang der Vögel, läßt im Allgemeinen einen vollkommenen Mangel harmonischer Tonverhältnisse bemerken. Die Melodie schreitet auf das Unregelmäßigste fort; bald hält sie einen Ton mit aller Reinheit und mit bezauberndem Metall der Stimme fest; bald durchläuft sie eine Reihe von Lauten, in deren jedem unbestimmt viele rasch abwechselnde Tonhöhen sich zu einer Art formlosen Geräusches zusammensetzen, bald endlich geht sie durch Vierteltöne oder durch ganz unharmonische Sprünge weiter. Es würde kein Grund zu der Vermuthung da sein, daß dem Vogel die Aufeinanderfolge zweier reinen zu einem Accord consonirenden Töne unmöglich sei, denn zufällig kommt auch sie zuweilen vor; es mangelt vielmehr offenbar an einem sinnlichen Interesse, diese Tonfolgen vor andern zu begünstigen. Ich glaube deshalb, daß dem Ohre und der Phantasie des Vogels die Empfänglichkeit für harmonische Intervalle fehlt, und daß ihm die Skala nur als ein Mehr oder Minder der Höhe erscheint, während ihm die qualitativen Beziehungen entgehen, durch welche für uns zwei Töne, die in der Skala weiter auseinanderliegen, gleichwohl näher miteinander verwandt sind, als zwei unmittelbar benachbarte. Dieser Mangel würde für die Verhinderung der Sprache nicht entscheidend sein, aber zu ihm gesellt sich ein anderer, den wir in allen Thierstimmen wiederfinden. Man kennt die Schwierigkeit, ihre Laute durch Schriftzeichen auszudrücken; obgleich wir in dem knurrenden Gebell oder Geheul des Hundes, wenn wir es in unendlich kleine Zeitaugenblicke zerlegt denken, fast jedes dieser Zeittheilchen durch einen bestimmten Vocal oder Consonanten ausgefüllt hören, so beharrt doch fast nie die Mundstellung des Thieres eine meßbare Zeit lang in derselben Lage, und jeder bestimmt charakterisirte Laut geht in dem Augenblick, in welchem er hervortreten will, wieder in einen andern über. So weit hin daher die Stimme des Hundes oder des Rindes schallt, sie spricht nie einen unzwei-

deutigen Vocal aus, sondern erinnert momentan an den einen oder den andern. Ich kann auch hier nicht an eine Unfähigkeit der Muskulatur denken, welche das Festhalten des reinen Lautes verhinderte; vielmehr glaube ich, daß in der That für das Gehör des Thieres die Unterschiede der articulirten Sprachlaute, obgleich sie ihm gewiß nicht unbemerkbar sind, doch keineswegs den nachdrücklichen ästhetischen Werth haben, der die Sinnlichkeit bewegen könnte, auf sie Gewicht zu legen. Ich muß in dieser Beziehung eine allgemeinere Bemerkung über das Lautmaterial der Sprache einschalten, die sich an die früheren Betrachtungen über die Eigenthümlichkeit der menschlichen Sinnlichkeit anschließt.

Wollte man alle die Selbstlaute, die im Munde der Einzelnen und der Nationen vorkommen, zu bezeichnen versuchen, so würde man unzähliger Zeichen bedürfen; aber doch bemerkt das natürliche Gefühl sogleich, daß diese Menge verschiedener Klänge nicht von gleichem Werth ist. Vielmehr hebt sich aus ihnen eine sehr geringe Anzahl als reine Stammvocale heraus, die wir nicht blos deshalb auszeichnen, weil sie in unserer einmal festgesetzten Schrift als einfache Elemente anerkannt sind, sondern die offenbar an sich selbst ausgezeichnete Fälle sind und eine eigenthümliche Geltung besitzen. Zwischen diese festen Punkte, a, e, i, o, u, schalten wir alle andern Selbstlaute als Abweichungen, Annäherungen, Trübungen und Mischungen ein, ebenso wie wir die unendliche Mannigfaltigkeit der Farben auf eine geringe Anzahl einfacher Grundfarben zurückführen. So bildet für unser Ohr die Unzählbarkeit der vocalen Töne keineswegs eine unbestimmte, gesetzlose Menge, die in jedem Augenblicke, entweder wenn wir uns Mühe gäben, unsere Mundstellung ganz ungewöhnlich einzurichten, oder wenn wir uns dächten, daß unsere Stimmwerkzeuge anders gestaltet wären, durch neue bis dahin unerhörte Vocale vermehrt werden könnte. Ihre Anzahl ist vielmehr trotz ihrer unendlichen Menge eine geschlossene; denn feste Punkte sind vorhanden, zwischen die alle denkbare übrige Mannigfaltigkeit sich immer muß einschalten lassen. So stehen unserer Phantasie die

Vocale als ein System, als eine innerlich gesetzliche Reihe von objectivem Werth gegenüber, so daß unsere Stimme, indem sie dieselben ausspricht, nicht willkührliche Producte erzeugt, sondern sich vielmehr der eignen Nothwendigkeit und Gesetzlichkeit einer Skala unterwirft, welche an sich festzustehen scheint, auch wenn nie Jemand ihre Glieder durch Aussprechen verwirklicht hätte. So wenig auch bisher die physikalischen Bedingungen klar sind, unter denen die einzelnen Vocale entstehen, so kann man doch mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß in jenen einfachen fünf die mehrfachen Zurückwerfungen, welche die Schallwellen der Stimme innerhalb der Mundhöhle erfahren, besonders einfache, regelmäßige und symmetrische Fortschreitungen und Durchkreuzungen von Verdünnung und Verdichtung hervorbringen, so daß die Gesammtbewegung der Lufttheilchen, wenn man sie sichtbar machen könnte, für jeden dieser Vocale eine Figur von leicht ausdrückbarer Formel bilden würde. Hierauf mag es beruhen, daß diese Laute allein als reine, echte, einfache und normale erscheinen, und daß unsere Sinnlichkeit alle andern aus Zusammensetzungen oder Mischungen derselben sich zu erklären sucht. Diese Empfänglichkeit nun für eine solche objective Wahrheit der Laute ist das, was ich dem menschlichen Gehör im Gegensatz zu dem thierischen zuschreiben möchte; und je feiner diese Unterscheidungskraft ist, desto mehr wird auch die Sinnlichkeit durch ihr productives Werkzeug, die Stimme, diese Laute wieder zu erzeugen, überhaupt die wüste Summe alles Schallbaren in diese reinlich getrennten Elemente zu gliedern, zu articuliren streben.

Es würde schwieriger sein, dasselbe von den Consonanten nachzuweisen; aber ein Blick auf ihre Verwendung in den Sprachen zeigt doch, mit wie feinem Gefühl ihre Verwandtschaft unter einander empfunden wird, und ich meine, daß man selbst dann diese Verwandtschaft unmittelbar ihrem Klange abhören würde, wenn man auch über die Analogie ihrer Entstehungsweisen nicht im Klaren wäre. Gaumenbuchstaben werden ohne alle Theorie von jedem als eine zusammengehörige Gruppe in einander übergehen=

der Laute von andern Gruppen unterschieden. Ich glaube nun nicht, daß es eine Sprachbildung zum Ausdruck von Gedanken geben könnte, wenn dies Alles nicht so wäre; wenn nicht das ganze Lautmaterial als ein objectiv gegliedertes Reich von Tönen vor uns stände, jedes einzelne Glied von den andern scharf geschieden, und gleichwohl durch natürliche Verwandtschaften auf viele bezogen, rein und spröde jedes an sich, und doch fähig, eine Menge annähernder Modificationen um sich zu gruppiren. Es ist aus diesem Gesichtspunkt begreiflich, daß die menschliche Sprache eine ziemliche Anzahl von Lauten, die wir allerdings erzeugen können, die aber zu unklar in ihren Verwandtschaftsverhältnissen zu andern sind, gar nicht als benutzbare Materialien aufgenommen hat; es ist ferner nicht unwahrscheinlich, daß in der That die ursprünglichste Sprachbildung sich mit den drei Vocalen a, i, u, als den schärfst unterschiedenen und allein vollkommen reinen, begnügt hat, während sie erst später e und o anerkannte, die ohne absichtliche Aufmerksamkeit nie rein ausgehalten werden, sondern in i und u verklingen. Ich meine damit nicht, daß nur jene drei von Anfang wirklich gesprochen worden sind; vielmehr mag schon früh das seltsame Phänomen des Sprachbewußtseins sich gezeigt haben, daß die Laute und Worte eigentlich anders heißen, als sie gesprochen werden; ein wunderlicher Streit zwischen der Vorstellung von dem Klange, wie er von Rechtswegen sein müßte, und zwischen der Bequemlichkeit seiner Production. Naturgemäß scheint es mir indessen, daß in den ersten Uebungen diese arbeitende Phantasie ihre gesetzgebende oder gesetzanerkennende Willkühr am liebsten durch die herbsten und schärfsten Contrastirungen kundgibt; eine so verwaschene und mit Vorliebe innerhalb der kleinsten Unterschiede sich bewegende Lautirung, wie sie jetzt etwa der englischen Sprache eigenthümlich ist, kann nur einer Zeit angehören, die blos noch Breccien und Conglomerate früherer ursprünglicher Bildungen zusammensetzt.

Meine Absicht ging also zuerst darauf, zu zeigen, daß das Gehör des Menschen Lautunterschiede wahrnimmt, welche der

Sinnlichkeit des Thieres zwar wohl nicht verloren gehen, aber nicht in der Bedeutung ihrer gegenseitigen Beziehungen empfunden werden. Schon daraus würde ein Mangel an Antrieb, diese Laute hervorzubringen, erklärlich; aber ich fügte oben die Vermuthung hinzu, daß noch außerdem eine Unvollkommenheit des Bewegungsmechanismus der Stimme die Schwierigkeit ihrer Erzeugung vermehre. Bei allen Bewegungen, die wir willkührlich ausführen, bleibt, wie wir früher (I, 317) gezeigt, der eigentliche Hergang ihrer Verwirklichung unserem Bewußtsein entzogen; nur das Bild der zu erzeugenden neuen Stellung und die Erinnerung an die eigenthümliche Veränderung des Gemeingefühls, die wir während ihrer Erzeugung erfahren, sind die beiden im Bewußtsein auftretenden Anknüpfungspunkte, an welche sich dann die Ausführung der Bewegung selbst durch einen unbewußten und unwillkührlich ablaufenden Mechanismus knüpft. In dem Falle der Sprache ist das Gehörbild des zu erzeugenden Lautes an die Stelle des Gesichtsbildes der zu bewirkenden Bewegung getreten. Zum wirklichen Aussprechen des Lautes ist es nun unerläßlich, daß mit jenem Gehörbilde, welches wir uns nicht blos als einen inneren Zustand der Seele, sondern zugleich als eine von diesem ausgehende leise Anregung des Gehörnerven vorstellen, eine organische Einrichtung den Trieb zu einer bestimmten Muskelbewegung verbunden habe; zu jener gruppirten Bewegung nämlich, welche sämmtliche bei der Erzeugung eines Lautes betheiligte Werkzeuge in die ihnen nothwendigen gegenseitigen Stellungen rückt. Wo diese organische Vorkehrung fehlt, wird die Lautvorstellung zwar vorhanden sein können, aber ihre Ausprägung in Bewegungen der Stimmorgane wird nicht geschehen. Ich glaube nun, daß im Allgemeinen eine solche Anordnung der Nerven bei allen stimmfähigen Thieren vorkommt, und daß auf die Gegenwart eines solchen Centralorganes, welches den regelmäßigen Uebergang der Tonvorstellungen in Stimmbewegungen vermittelt, auch die weit nach hinten verlaufende Wurzel des Gehörnerven deutet, die den Wurzeln der bewegenden Nerven der Stimmwerkzeuge sich zu

nähern scheint. Aber nur dem Menschen mag eine so feine Ausbildung dieses Organes zukommen, daß neben der Unterscheidbarkeit der mannigfaltigsten Tonvorstellungen, sowohl ihrer Höhe, als ihrer Consonanz und ihrem Laute nach, auch eine fein organisirte Folgsamkeit der Bewegungsnerven zur Wiederhervorbringung aller dieser Eigenthümlichkeiten besteht. Das würde das sein, was man ein körperliches Sprachorgan nennen könnte; denn weiter freilich als dahin, der Seele und ihrer zum Ausdruck strebenden Regsamkeit dieses lenksame Mittel des Ausdruckes anzubieten, und durch den früher erwähnten physiologischen Trieb sie zur Benutzung desselben zu veranlassen, kann sich der Beitrag nicht erstrecken, welchen der Leib zur Bildung der Sprache liefert.

Wenn man die Entwicklung des Sprechens bei dem Taubstummen mit der Anlehrung der Papageien vergleicht, sieht man ein und dasselbe Ergebniß von zwei verschiedenen Anfangspunkten aus erreicht. Dem ersten fehlt die Tonvorstellung, aber seine Stimmwerkzeuge sind denen des sprechenden Lehrers analog gebildet; seine menschliche Aufmerksamkeit kann daher unter sorgfältiger und mühsamer Anleitung dahin gebracht werden, sich nicht nur eine Vorstellung von der bestimmten Bewegung dieser Werkzeuge zu bilden, die einem gesehenen Buchstaben entspricht sondern diese Bewegung auch auszuführen und den verlangten Ton zu erzeugen. Das Bewegungsgefühl, welches der Taube während des Aussprechens nun empfängt, bildet für seine Erinnerung in Zukunft den Ausgangspunkt, den sein Bewußtsein beim Wiedersehen des Buchstabens zuerst erzeugt, und an den sich dann mit mechanischer Leichtigkeit die erneuerte Ausführung der Bewegung selbst anschließt. Doch wird freilich aus der Modulation dieses Sprechens niemals ganz die Härte verschwinden, die von dem Mangel einer Wahrnehmung des erzeugten Ergebnisses herrührt. Der lernende Vogel dagegen hat die Tonvorstellung; seine Organe aber sind äußerlich denen des menschlichen Lehrmeisters so unähnlich, daß am wenigsten seine thierische Combinationsgabe errathen wird, wie dieser den Ton erzeugt, und wie er selbst nun seine

abweichend gebauten Stimmwerkzeuge dirigiren müsse, um den gleichen Laut hervorzubringen. Offenbar kann dies hier nur gelingen, wenn in der Organisation des Vogels Gründe liegen, um deren willen die Tonvorstellung, sofern sie zugleich physische Erregung der Nervenmassen wird, unmittelbar wirksam auf die Stimmnerven übergeht, und für den Vogel das gleich ausführt, was er selbst gar nicht anzustellen wüßte. Für das menschliche Kind ist nur diese zweite Weise der Spracherlernung naturgemäß; es sieht uns nicht die Worte vom Munde ab, sondern lernt sie, indem ihre Tonvorstellung seine Stimmwerkzeuge leitet. Zweierlei ist dabei auffällig: das außerordentliche Interesse, mit dem das Kind sich diesem Spiel seiner Bewegungsorgane vorzugsweis hingibt, und dabei doch die Mühe, die es ihm kostet, sich vollständig zum Herrn derselben zu machen. Zu einer Zeit, wo die Bewegung der übrigen Glieder noch weit hinter der Fertigkeit zurücksteht, welche gleichalterige Thiere darin besitzen, erwacht mit dem Mienenspiel vorzüglich dies Bestreben, sich durch die wunderlichsten Kräuselungen der Lippen, Mundstellungen und Zungenbewegungen zu unterhalten, während im Allgemeinen die Gelenkigkeit des Gaumens und der hinteren Theile der Mundhöhle später hinzuzukommen pflegt. Man kann bei der Beobachtung dieser Erscheinungen sich auf eine völlig anschauliche Weise von dem Arbeiten eines physiologischen Naturtriebes überzeugen, der offenbar hier die inneren Zustände des Gemeingefühls gerade zu dieser Form des Ausdruckes drängt. Die Schwierigkeit nun, die dennoch besteht, diese Bewegungen sich völlig dienstbar zu machen, entkräftet die Ueberzeugung von einer organischen Begründung derselben nicht. So wenig die Augen, die unzweifelhaft durch ihre ganze Structur zur regelmäßigen Vereinigung der Lichtstrahlen bestimmt sind, unmittelbar nach der Geburt schon diesen Dienst verrichten, vielmehr kaum im Stande sein mögen, einen unbestimmten Lichtschimmer wahrzunehmen: so ist wahrscheinlich auch das Feingefühl des Gehöres für die Unterschiede der Töne und Laute nicht von Anfang an in aller Vollkommenheit vorhanden, sondern bildet sich

nach und nach aus einer unbestimmten Empfänglichkeit für Geräusch heraus. In dem Maße, als seine Empfindlichkeit zunimmt, tritt dann auch die instinctive Wirksamkeit seiner Erregungen auf die Stimmwerkzeuge deutlicher hervor.

Ich schließe diese Bemerkungen über den Antheil des Leibes an der Bildung der Sprache mit einem kurzen Blick auf ein Gebiet ab, welches in seinen Einzelheiten hier zu durchforschen mir der allgemeinere Zweck dieser Betrachtungen nicht gestattet. Daß überhaupt der körperlichen Organisation ein Antheil an der Begründung der Sprache zufällt, werden die nicht unnatürlich finden, die sich erinnern, daß es sich hier nicht sowohl um eine That der geistigen Kraft an sich selbst, sondern um die Einführung dieser That in physische Erscheinung handelt. In dieser ist der Geist nicht heimisch, und seiner Würde geschieht kein Abbruch, wenn ihm die Wahl seines Ausdrucksmittels, des Klanges, und die Möglichkeit der Benutzung dieses Mittels überhaupt durch die von ihm unabhängigen Triebe seines Körpers an die Hand gegeben wird. In der weiteren Ausbildung der Sprache klingt nun dieser physiologische Einfluß noch in einigen Erscheinungen nach. Nicht blos die Wahl der Laute überhaupt, welche die Sprache eines bestimmten Volkes benutzt, mag von feinen Eigenthümlichkeiten im Bau seiner Sprachwerkzeuge herrühren, die zum Theil von klimatischen Verhältnissen nicht unabhängig sein mögen, — wie wir denn eine sehr weit verbreitete Vorliebe der Gebirgsvölker für die rauhen Gaumenlaute, und eine Neigung zu dentalen Consonanten bei Inselbewohnern finden; — sondern auch die Umlautungen der Vocale und Consonanten in der Flexion und Zusammensetzung der Worte erregen die Vermuthung eines sie wenigstens zum Theil mit bedingenden organischen Grundes. Aber es wird sehr schwer sein, die bestimmtere Natur desselben anzugeben. Schon die Frage ist zweifelhaft, ob der Antrieb zu diesen Lautverschiebungen ein akustischer oder ein phonetischer ist, ich meine, ob sie ausgeführt werden, um dem Ohre ein an sich wohlklingendes und namentlich mit der Accentuation zusammen=

stimmendes Gleichgewicht der Vertheilung und Aufeinanderfolge schwererer und leichterer Laute darzubieten, so daß das fertige Wort vor dem Gehöre als eine in sich richtig gezeichnete und gegliederte Gestalt schwebt; oder ob vielmehr die Bequemlichkeit der Stimmwerkzeuge, die nicht gleich zwanglos aus jeder Lage in die andere gleiten und nicht jede Bewegung öfter hinter einander wiederholen können, dazu anleitet, vor Allem das Lautgebilde mundrecht zu machen. In der vulgären Aussprache richtig gekannter Worte wirkt dieser letzte Grund; wenn dagegen die meisten Sprachen die entlehnten Worte einer andern, besonders die Eigennamen, zu ihrem eignen Gebrauch umformen, so liegt darin nicht immer die phonetische Bequemlichkeit, sondern häufig auch das Bedürfniß, den fremdartigen Lautbau des Entlehnten in den heimischen Stil, als die normale und allein richtige Tonart, umzubilden. Selbst ein dritter Grund, grammatischer Art, mag oft hinzutreten. Eine Lautfolge z. B., die in einem zusammengesetzten Worte nicht vertragen, sondern durch Umlaut eines Stammvocales vermieden wird, kommt dicht daneben in der Flexion eines einfachen Wortes vor und erweckt hier nicht das mindeste Streben nach Aenderung. Weder das Gehörbild derselben mißfällt also an sich, noch ist ihre Aussprache schwierig, aber sie mißfällt im Vergleich mit dem syntaktischen Werthe des einen Wortes und gefällt an dem andern.

Diese letzte Bemerkung führt uns nun erst zum eigentlichen Anfange der menschlichen Sprache. Denn aus allem Früheren würde nichts weiter abzuleiten sein, als der Trieb zu einem musikalischen Spiel der Stimme, das auf die Benutzung der Tonhöhe verzichtete, und dafür die Verschiedenheiten der Laute in Anwendung brächte. Die Sprache entsteht erst mit der Bedeutung, die an diese Laute geknüpft wird, und mit der eigenthümlichen Form der denkenden Auffassung, in welche diese Bedeutung gebracht wird; einer Form, die entweder gleichfalls durch Laute ausgedrückt oder

unausgedrückt bleibend, das inhaltvolle Klanggebilde zu dem syntaktisch verbindbaren Worte macht.

Bedenken wir von diesen verschiedenen Elementen zunächst die inhaltliche Bedeutung, so wissen wir, daß sie gegenwärtig nur durch Ueberlieferung fortgepflanzt wird, und daß unsere sinnliche Phantasie durchaus unfähig ist, aus dem Klange der in der gebildeten Sprache vorhandenen Worte eine Bedeutung herauszufühlen, die demselben mit innerer Nothwendigkeit entsprechen müßte. Man glaubt, daß dies anders gewesen sei bei der ersten Entstehung der Sprache; damals habe wenigstens von den einfachen Sinneswahrnehmungen, die man zuerst mitzutheilen strebte, jede einen eigenthümlich ihr zukommenden Laut gefordert, und es sei möglich, in den Wurzelworten der Sprache die Bedeutung wiederzuerkennen, die jedem Vocal und jedem Consonanten und jeder einfachen Gruppirung derselben durch die noch unbefangene und naturfrische Phantasie des Menschen beigelegt worden sei. Vielleicht ist es eben die Schuld unserer gegenwärtigen Befangenheit, daß wir dies nicht mehr nachempfinden können, und daß uns, wenn wir aufrichtig sein wollen, die meisten Wurzeln ganz zufällig zu ihrer Bedeutung gekommen zu sein scheinen; jedenfalls ist nichts unsicherer, als der Versuch, noch jetzt die innere Nothwendigkeit dieser Verknüpfung nachweisen zu wollen. Ein Doppeltes müßte man übrigens dabei berücksichtigen. Der physiologische Antrieb, den wir kennen lernten, würde an sich nur zu dem Ausdruck der besondern Form und Größe der Gemüthsbewegung drängen, die ein äußerer Eindruck in uns veranlaßt hätte, aber er würde die Natur der Ursache unbeachtet lassen, von der dieser Eindruck kam. Nach der verschiedenen, theils individuellen und beständigen, theils im Augenblick vorhandenen Empfänglichkeit des Gemüthes würde die Erregung durch denselben Reiz sehr verschieden ausfallen und hier dieser dort jener Laut mit gleicher physiologischer Nothwendigkeit sich als Name an dieselbe Sache knüpfen. Ziemlich gleichartige Bezeichnungen dürften wir nur für solche Gegenstände oder Ereignisse erwarten, deren Einwirkung heftig genug ist, um bei jeder

Gemüthslage gleiche Erregungen zu erzwingen. Allein wir geben zu, daß noch ein anderer Antrieb der Phantasie vorhanden ist, darauf gerichtet, von der Art des eignen Leidens absehend, die objective Eigenthümlichkeit des eindruckmachenden Reizes nachahmend abzubilden. Müssen wir doch überhaupt auf diesen Hang zum großen Theil die Entwicklung der Sprache zurückführen, die gewiß schon in ihren ersten Anfängen nicht nur eine Sammlung leidenschaftlicher Ausrufe war, sondern mit echt menschlicher Antheilnahme auch die ruhigen Zustände des Gemüthes und die gleichmüthigen Ergebnisse des Vorstellungslaufes mitzutheilen strebte. Der Erfolg dieses nachahmenden Triebes würde jedoch nur dann gleichförmig und allgemeingiltig sein, wenn unsere Sinnlichkeit in den einzelnen Lauten, mit denen sie malen soll, eine entschiedene Aehnlichkeit mit wahrnehmbaren Eigenschaften der Dinge und mit den Formen der Ereignisse fände. Eine ganz zweifellose unmittelbar verständliche Symbolik würde dann Jeden anweisen, mit einer bestimmten Vorstellung nur einen bestimmten Laut, mit dem Laut nur diese Vorstellung zu verknüpfen. Aber dies ist offenbar nicht der Fall, und kann schon um deswillen nicht der Fall sein, weil die meisten Wahrnehmungsgegenstände uns eine Menge von Merkmalen darbieten, und doch keine Regel es bestimmt, in welcher Reihenfolge unsere Aufmerksamkeit dieselben verbinden, oder welche einzelnen sie hervorheben und zum Grunde der Namengebung wählen soll. Eine unmittelbare Verständlichkeit besitzen daher am Ende nur diejenigen Worte, die einen wirklichen Naturlaut nachahmen; ein wenig ausgedehnter und verhältnißmäßig unwichtiger Theil des Sprachschatzes.

Lassen wir daher den ersten Ursprung der einfachsten Worte dahingestellt; unsere Forschung würde noch ein reiches Feld vor sich sehen, wenn sie sich auf den Nachweis beschränkte, auf welchen Wegen die Phantasie der Völker aus den wenigen Bezeichnungen des sinnlich Wahrnehmbaren, die ohne Zweifel den anfänglichsten Bestand ihres Wortvorrathes bildeten, allmählig Ausdrücke für die unendliche Mannigfaltigkeit alles übersinnlichen Inhaltes und seiner

seinen vielverschlungenen Beziehungen gewann. Man wird finden, wenn man sich dieser Beschäftigung hingibt, daß in den Versuchen, neue Gegenstände oder neue Erzeugnisse des Nachdenkens durch sinnige Vergleichung mit bereits Bekanntem oder Benanntem ausdrückbar zu machen, nicht nur überhaupt eine äußerst lebendige Thätigkeit der beziehenden Einbildungskraft zu Tage tritt, sondern auch eine solche, die zur Charakteristik der geistigen Eigenthümlichkeit einer Nation und ihrer Manier der Auffassung wesentlich ist. Jene Analogien, Gleichnisse und Bilder, die in unserer entwickelten Sprache nur noch die Poesie anwendet, um die wirkungslos gewordenen Ausdrücke des gemeinen Lebens durch Benennungen zu ersetzen, deren noch nicht verbrauchter Sinn uns den Werth des bezeichneten Inhaltes wieder frisch zu lebendigem Eindruck bringt: alle diese Mittel gehören der Jugend der Sprache natürlich an, und die blumenreiche Rede mancher durch Reflexion nicht verbildeten Völker stimmt in dieser Beziehung mit der allgemeinen Ausdrucksweise der frühesten Sprachperioden vielfach überein. Manches Wort, das jetzt kurz und mit abgeschliffenem Gepräge einen Gegenstand zwar bezeichnet, aber gar nichts über seine Natur auszusagen scheint, enthält in seiner ursprünglichen vollen Gestalt, welche die etymologische Forschung zuweilen nachzuweisen vermag, einen bedeutungsvollen Versuch zur Theorie, zur Erklärung des Bezeichneten. Gewiß läßt sich nun der sonderbare Mißbrauch nicht rechtfertigen, aus der Bedeutung des Namens über die Natur der Sachen entscheiden zu wollen und die Meinungen, welche die sprachbildende Phantasie der Urzeit in diesen Namen niedergelegt hat, für die Richtschnur zu halten, auf die unsere eigene Erkenntniß des Benannten zu achten hätte. Aber ein großes und auch der Sache selbst nichts fremdes Interesse hat es doch, zu beobachten, welcher einzelne charakteristische Zug eines Gegenstandes jene Phantasie am lebhaftesten durch seine Neuheit oder seinen Werth anzog und sie bewog, mit Rücksicht auf ihn den Namen des Beobachteten zu bestimmen. Wir würden häufig finden, wie feinfühlend die vergleichende Wahrnehmung dieser

Zeiten gewesen ist, von denen kein historischer Rückblick mehr ein anschauliches Bild gewinnen kann; wie empfänglich schon sie gar oft die allgemeinsten und nicht immer auf der Oberfläche der Erfahrung liegenden Aehnlichkeiten und Verwandtschaften der Erscheinungen aufgefaßt hat, und wie selbst verschiedene Sprachstämme durch die ähnlichen Vergleichungen, welche ihre Benennungen derselben Gegenstände enthalten, nicht selten auch im Einzelnen einen überraschend ähnlichen Gang der allgemeinen menschlichen Phantasie verrathen. Aber diese reizvollen Untersuchungen, die nur durch die Fülle des Details überzeugen und belehren könnten, liegen außerhalb des engeren Weges, der uns hier vorgezeichnet ist. Wir können die Sprache erst auf der Stufe ihrer Ausbildung wieder ins Auge fassen, auf welcher die ursprüngliche Bedeutung dieser malerisch zusammengesetzten Wortgestaltungen längst vergessen ist. Die meisten der Sylben, die Anfangs durch Erinnerung an anschauliche Erscheinungen die Eigenthümlichkeit eines Vorstellungsinhaltes gleichnißweis ausdrückten, sind in Flexionslaute, in Endungen und Anlaute übergegangen und dienen nun dazu, zwar scharf, aber in farblos abstracter Weise die formelle Fassung zu bezeichnen, welche der Gedanke dem Inhalte des Hauptbestandtheils der früheren Zusammensetzung zu geben wünscht.

Indem wir uns nun zu dieser Beziehung der Sprache zu dem Denken wenden, berühren wir damit Fragen, die an sich weniger dunkel und kaum zweideutig, nur durch die nachwirkende Einseitigkeit früherer Behandlungsweisen zu manchen lebhaften Streitigkeiten Veranlassung gegeben haben. Welche bestimmtere Bedeutung wir auch dem Namen des Denkens beilegen mögen: jedenfalls ist die Sprache nicht das Denken selbst, sondern sein Ausdruck, und anderseits nicht sein Ausdruck allein, sondern zugleich der Ausdruck jeder andern Bewegung des Gemüthes, der Leidenschaft sowohl als des ruhigen Gefühles. Man kann nun

leicht voraussehen, daß die Rede theils manches von dem verschweigt, was der Gedanke zu seiner Vollständigkeit mitdenken muß; wie schon im gewöhnlichen Gespräch mancherlei Verbindungsglieder dem Errathen des Zuhörers überlassen bleiben, so können sehr wohl auch die typischen Satzformen einer Sprache ein unvollständiger, aber für alle Zwecke hinreichender Ausdruck der Gedankengliederung sein. Man verlangt daher Unnöthiges, wenn man fordert, daß die sprachliche Organisation der Rede vollkommen dem logischen Organismus des Gedankens entspreche. Anderntheils hat das Sprechen nicht nur den Zweck einer knappen Mittheilung des Gedachten; um das Gemüth des Andern zu bewegen, um zu überreden, um durch malerische Deutlichkeit die eigene Empfindung auszudrücken und in dem Zuhörer sie wieder zu erzeugen, um seine eigene Ueberzeugung oder Ungewißheit anzudeuten, die zweifelnde Frage von der Behauptung zu unterscheiden, die unmittelbare Aufforderung von dem bescheideneren Wunsche, das entrüstete Abwehren einer Vorstellung von ihrer bloßen Verneinung: aus allen diesen Absichten muß der Sprechende den eigentlichen Inhaltsbestand seines Gedankens mit vielfältigen Formen umkleiden können, die zu dem logischen Umriß seines Satzes kein wesentliches Glied hinzufügen, wohl aber allen Gliedern desselben ein eigenthümliches nur psychologisch bedeutsames Colorit geben. Allerdings würde sich die Summe dieser Nebenbestimmungen, wenn man sich die Mühe geben wollte, ebenfalls in einzelne Sätze von logisch knapper Form auflösen und in dieser Gestalt dem Hauptinhalte zufügen lassen; aber die Sprache hat gewiß nicht die natürliche Aufgabe, das auf eine wirkungslose und weitschweifige Art zu sagen, was sie kurz und eindringlich sagen kann. Anderseits lassen sich ebenso leicht jene andern Nebenbestimmungen hinzufügen, die zur Vollständigkeit des Gedankens gehören, und von ihr verschwiegen werden; und diese Bemühung ist verdienstlicher. Denn sehr oft hat sich die Logik, obgleich sie überall nur zu fragen hatte, was bei irgend einem Satze gedacht wird, einerlei, wie viel davon zum Ausdruck kommt, durch die Unvoll-

ständigkeit dieses Ausdruckes zu unnöthigen und weitläuftigen Bedenklichkeiten verleiten lassen.

Aber eins müssen wir doch festhalten: so sehr auch die Sprache die feinsten Regungen des Gemüthes mit in sich aufzunehmen bestimmt ist, so gehören zu ihrem Gebiete doch nur diejenigen Kundgebungen des Gemüthes, die sich irgendwie zu ihrem Ausdrucke der Formen des Denkens bedienen. So wenig die Modulation der Stimme und die begleitende Geberde, so wenig gehört der bloße Laut des Ausrufes, auch wenn seine Bedeutung unzweifelhaft ist, bereits zur Sprache; zu der Articulation des Schalles und zu der Bedeutung muß noch eine eigenthümliche Form der denkenden Auffassung hinzukommen, die den Laut erst zum Worte macht und ihm seinen syntaktischen Werth gibt. Um diese Verhältnisse zu überblicken, müssen wir auf die eigenthümliche Natur des Denkens und auf die sehr nahe Beziehung desselben zur Sprache eingehen, die uns veranlaßte, diese beiden charakteristischen Elemente der menschlichen Bildung in einer gemeinsamen Betrachtung zu vereinigen.

Ich habe früher (I, 261 ff.) einen Unterschied zu erläutern versucht, welchen wir zwischen dem Denken, das allein diesen auszeichnenden Namen verdient, und zwischen jenem Verlaufe der Vorstellungen festhalten müssen, der durch die allgemeinen Gesetze des psychischen Mechanismus in allen beseelten Geschöpfen auf gleiche Weise, obgleich mit sehr verschiedenen Graden der Lebhaftigkeit, hervorgebracht wird. In dem letzteren verhält sich unser Bewußtsein vorzugsweis empfangend und leidend; es empfängt die mannigfachen Eindrücke, mit denen die Umgebung uns bestürmt, so zusammenhängend oder unzusammenhängend, so geordnet oder ordnungslos, wie der Zufall des Weltlaufes sie bringt; es leidet ferner, daß die Erinnerung nach den allgemeinen Regeln der Verknüpfung und Wiederbringung der Vorstellungen ihm die einzelnen Eindrücke in derselben bald sinnreichen bald sinnlosen Zusammenstellung erneuert, in welcher die erste Wahrnehmung sie einst zu einander gesellt hatte. Es mochte geschehen, daß eine lange Fort-

setzung dieses Vorstellungslaufes allmählig von selbst diese Zufälligkeit der Verknüpfung beseitigte; denn der Lauf der Dinge läßt wohl zuweilen unter einander zusammenhanglose Einzelheiten zugleich auftreten, aber er verbindet sie nicht immer. Wenn wir daher eine längere Strecke unserer Erfahrung überblicken, so sehen wir die zahlreicheren Verknüpfungen dessen, was zusammengehört, das Uebergewicht über die seltener sich wiederholenden Combinationen der Erscheinungen gewinnen, die nur der Zufall zusammenführte. Allmählig entstehen so von den einzelnen Gegenständen feste Bilder und scheiden sich als beisammenbleibende Gruppen von Merkmalen von der Veränderlichkeit der übrigen Wahrnehmungen; es entstehen von der Verkettung der Ereignisse sichere Erinnerungen und leiten die instinctive Erwartung an, von vorhandenen Umständen diejenigen Folgen vorauszusehen, die in der That mit natürlicher Consequenz aus ihnen hervorgehen. Aber wie zureichend auch auf diese Weise der so verbesserte Vorstellungslauf die Seele eines Thieres befähigen mag, sich im Kreise seiner Erfahrungen zurecht zu finden und für die Befriedigung seiner Bedürfnisse zu sorgen, so fehlt in ihm doch gänzlich eine geistige Arbeit, die wir in dem menschlichen Denken hervortreten sahen. Nicht nur empfänglich und leidend nehmen wir anfänglich die theils richtigen theils unrichtigen Verknüpfungen der Eindrücke, wie sie die Wahrnehmung bietet, später die verbesserte Auswahl derselben auf, welche die sich selbst corrigirende Bewegung des psychischen Mechanismus bestehen ließ. Sondern selbstthätig eingreifend vernichtet unser Denken die zufälligen Associationen der Vorstellungen und läßt die zusammengehörigen nicht einfach fortbestehen, sondern erzeugt sie von neuem wieder, aber in Formen, in denen es zugleich die Rechtsgründe ihrer Verknüpfung mit ausdrückt. Auch das Bewußtsein des Thieres hat in dem Inhalt seines Vorstellens Recht, wenn es mit dem Bilde der Last, die man ihm auflegen will, das Vorgefühl des schmerzhaften Druckes verknüpft; das menschliche Urtheil, die Last drücke, fügt nichts zu diesem Inhalt hinzu, aber indem es die Last zu dem Subject

macht, aus dem der Druck hervorgehe, rechtfertigt es die Verbindung beider Vorstellungen aus der Natur ihrer Inhaltes, aus dem Zusammenhang zwischen Ursache und Wirkung, und erklärt die blos thatsächliche Verknüpfung beider in unserem Bewußtsein durch ein objectiv geltendes Gesetz, das ihnen zusammenzusein befiehlt. Es ist unnöthig, Beispiele dieser Art zu häufen; sorgt der Mechanismus des Vorstellens nicht nur für die Herbeischaffung des Inhaltes unserer Gedanken, sondern auch bis zu gewissem Grade für die Sichtung des Zusammengehörigen von dem zufällig Verknüpften, so übt doch das Denken allein an diesem Inhalt jene beständige Kritik, durch welche die Voraussetzungen, die wir über den nothwendigen Zusammenhang aller Dinge und Ereignisse hegen, in die Wahrnehmung derselben hineingearbeitet und das blos anschauliche Gemälde, welches Sinnlichkeit und psychischer Mechanismus entwerfen, durch die Erkenntniß der innerlichen Bande belebt wird, die seine einzelnen Punkte zusammenhalten.

Diese eigenthümliche Thätigkeit des Denkens findet nun in der Organisation der Sprache ihre Erscheinung und wird umgekehrt auch in ihren Unternehmungen durch diese unterstützt. Fassen wir zunächst den ersten Theil dieses Verhältnisses in's Auge, so ist es nicht nöthig, daß jede einzelne Operation des Denkens ihren besondern Ausdruck besitze; wohl aber muß die Sprache die einfachen Gedankenelemente, durch deren Verwendung und Verbindung alle feineren und höheren Aufgaben des Denkens erfüllt werden, in solchen Formen von einander sondern, welche diese Verwendung und Benutzung möglich machen. Die gewöhnliche Behandlung der Logik beginnt, wir mir scheint, nicht schicklich damit, sogleich die einfachste Verbindungsform aufsuchen zu wollen, in welcher das Denken mannigfache Elemente des Vorstellens vereinigt. Es giebt eine noch einfachere und früherkommende Aufgabe, deren Lösung ihm unerläßlich ist: es hat schon jedem einfachen Element, um es überhaupt verbindbar mit andern zu machen, eine bestimmte Form zu geben, durch welche es zuerst aus einem

bloßen Eindruck, dem Rohproduct der psychischen Erregung, in ein organisch verwendbares Gedankenatom umgestaltet wird. Die Verbindungen, welche das Denken zwischen dem mannigfaltigen Inhalt anzustiften strebt, unterscheiden sich eben, durch das Hervorheben der innern architektonischen Gliederung, von jenem bloßen Beieinandersein, zu dessen Bewirkung der psychische Mechanismus hinreicht. Ein Haufen von Steinen, wenn es gleichgültig ist, wie sie liegen, ist immer herstellbar, welches auch die Gestalt der Steine sein mag; ein Bauwerk in welchem strebende Kräfte nach bestimmten Richtungen tragend und stützend vortreten sollen, wird man nicht aus lauter kugelförmigen Bestandtheilen zusammensetzen können, sondern vor jedem bestimmten Plane und Aufrisse müssen die Bausteine in solche Formen behauen werden, daß sie sich wechselseitig sichern und ineinandergreifende Flächen der Anhaftung und Auflagerung gewähren. Auf gleiche Weise kann das Denken nicht unmittelbar die Empfindungen, die Gefühle, die Stimmungen, die ihm vorschwebenden einfachen oder zusammengesetzten Bilder als Material seiner Gebäude benutzen; es muß jedes dieser Elemente, die zunächst nur Zustände unsers Erregtseins sind, in eine Form fassen, die ihm in der späteren Verknüpfung die Art seiner Verwendung und die bestimmte Weise seiner Verknüpfung mit andern zutheilt. Die Sprache läßt diese erste Arbeit des Denkens in dem Unterschiede ihrer Redetheile hervortreten. Indem sie einen Inhalt substantivisch faßt, erkennt sie ihn als ein Selbständiges, auf sich Beruhendes an, das fähig ist, zum Ausgangspunkt eines andern, zum Zielpunkt eines dritten Inhaltes zu dienen; abgeschlossen in sich selbst und ein sich genügendes Ganze ist das Substantiv die naturgemäße Form, in welcher die ursprüngliche Sprachbildung den Begriff des Dinges nachahmt, und welche sie daher anfänglich auch nur zur Bezeichnung dessen verwendet, was wirklich als selbständiger Gegenstand sich dem Blicke der sinnlichen Wahrnehmung darbietet. Prägt sie andern Inhalt in adjectivischer Fassung aus, so bezeichnet sie ihn damit als das Unselbständige, als das, was Dasein, bestimmte Größe,

Form und Begrenzung nur von einem anderen substantivischen Inhalt erwartet, an den beständig sich anzulehnen es gezwungen ist; und die sinnlichen Eigenschaften der Dinge, so wie sie an diesen ruhend erscheinen, sind das Erste, was in dieser Form der Adjectivität festgehalten wird. Zu diesen Elementen fügt die Sprache das dritte unerläßliche, das Zeitwort, hinzu, um den flüssigen Uebergang zu bezeichnen, mit welchem das Geschehen jene ruhigen Bilder untereinander verknüpft; auch diese Form zuerst für die Wiedergabe sinnlicher Veränderungen bestimmt, aber bald zur Bezeichnung auch jeder ruhenden Beziehung zwischen den Dingen verwendet, indem die innere Bewegung unsers vergleichenden Wissens, durch welche allein wir alle Beziehungen fassen, zur eignen gegenseitigen Bewegung des Bezogenen umgedeutet wird.

Es reicht hin, diese drei Formen hervorgehoben zu haben, welche der Rede unentbehrlich sind; überlassen wir der Sprachwissenschaft nicht nur die Frage, welche von ihnen sie vielleicht als ursprünglicher und den andern vorangehend fassen zu müssen glaubt, sondern auch die Entstehungsgeschichte anderer Formen, welche, wie Präpositionen und Conjunctionen, durch Einführung verwickelterer Verhältnißbegriffe die menschliche Rede zum vollkommen biegsamen Ausdrucksmittel der Gedanken entwickeln. Begnügen wir uns mit der klaren Einsicht, daß jene drei Formen das geringste Maß von Organisirung und Eintheilung der Vorstellungsinhalte bieten, mit dem das Denken den Beginn seiner Operationen versuchen kann. Ohne sie würde unser Vorstellungslauf nur eine stille, unser Sprechen nur eine hörbare Musik sein; Vorstellungen und Töne könnten zwar noch immer auf einander hindeuten und ihre Verwandtschaften und Gegensätze dem Gefühle bemerkbar verrathen, aber alle jene auseinanderhaltende und scharfe Gliederung wäre verschwunden, die eine für die Erkenntniß angebbare Form des inneren Zusammenhanges begründete. Wie inhaltvoll auch eine musikalische Melodie sein mag, ihre Natur ist doch eine ganz andere als die ihres Textes; kein Ton in ihr ist ein substantivisches Etwas, auf einen andern wartend, der sich ihm als adjectivisches Merk=

mal anheftete; keiner ist vorzugsweis vor den übrigen der Ausdruck eines Geschehens, das ausginge von einem andern als seinem lebendigen Subject und einen dritten als sein leidendes Object ergriffe. Nie treten zwei Töne in eine jener mannigfaltigen articulirten Beziehungen zu einander, welche die Sprache durch die Casus ihrer Hauptwörter, durch die activen und passiven Flexionen ihrer Verba bezeichnet; der Genitiv, der zu dem Besitze den Besitzer, der Accusativ, der zu dem Handelnden sein Erzeugniß fügt, sind unausdrückbar für alle Mittel der musikalischen Harmonie. Das ist es nun, was wir oben als die eigenthümliche Auffassung bezeichneten, durch welche der bedeutungsvolle Laut erst wahrhaftig zum Worte der Sprache wird; denn in der That wird er es durch seine Bedeutung noch nicht, vielmehr bilden die Interjectionen, die am reinsten eine unmittelbare psychische Erregung ausdrücken, einen unorganisirt gebliebenen Rest von Sprachmaterial. Zum Worte wird der Laut erst durch jene logischen Nebengedanken, die sich in der Ausprägung der Redetheile verrathen; denn durch sie erst bieten die verschiedenen Inhalte einander charakteristische Verbindungsflächen und Gelenke dar und werden im Sinne des Denkens syntaktisch verbindbar.

Ich besorge gegen diese Auffassung nicht den Einwurf, daß manche Sprache den Unterschied der Redetheile nicht durch besondere, jedem einzelnen entsprechende Lautbildungen hervorhebt. Es kommt nicht durchaus darauf an, daß die Form unsers Gedankens in der Gestalt des Lautes widerscheint, sondern nur darauf, daß sie als eine innerliche That des Denkens diesen begleitet. Mag eine Sprache immerhin durch kein äußeres Kennzeichen ihre Substantiva bezeichnen, so wird ihr an sich syntaktisch formloses Wort dennoch durch die Seele des Sprechenden, der es mit jenem Nebengedanken der Selbständigkeit ausspricht, zum Substantivum gemacht. Nicht so ist ja überhaupt das Denken von der Sprache abhängig, als müßten nothwendig Zusammenstellungen von Klängen das Mittel sein, in welchem es seine formelle Auffassung des Vorstellungsinhaltes ausprägt. Hätte die Natur anstatt der Rede dem

menschlichen Geiste eine andere Weise des Ausdruckes gleich dringend angeboten, so würde er dieselben Unterschiede, die uns in der einmal ausgebildeten Sprache in Gestalt der Redetheile begegnen, in wesentlich gleichbedeutenden Formen auch in diesem andern Stoffe auszudrücken versucht haben; hätte ihm endlich gar keine Möglichkeit des Ausdruckes zu Gebote gestanden, so würde er nichts destoweniger fortgefahren haben, innerlich jene Unterscheidungen zu machen, obgleich in diesem Falle mannigfach gehemmt durch den Wegfall der Unterstützung, welche das Denken von seinem äußeren Ausdruck zurückempfängt. Die grammatische Form der Sprache kann daher allerdings hinter der logischen Gliederung zurückbleiben; aber wo sie es thut, bleibt sie in der That zurück, und jede von anfänglicher Rohheit wie von trümmerhafter Verwitterung gleichweit entfernte Sprache wird immer dafür sorgen, die logischen Unterschiede ihres Wortvorrathes auch in ihrer äußern hörbaren Lautgestalt anzudeuten. In weit größerem Maße geht dagegen die sprachbildende Phantasie über die Bedürfnisse des Denkens hinaus und bringt eine große Menge grammatischer Formen und syntaktischer Regeln hervor, welche die steigende Entwicklung der Reflexion allmählich als entbehrlich fallen läßt. So haben Hauptwort und Zeitwort der älteren Sprachen nach und nach den Reichthum ihrer Flexionen eingebüßt, und der Gedanke hat gelernt, durch atomistische Zusammensetzung mehrerer Hilfsworte die feinen Nüancen des Ausdruckes zu ersetzen, welche sie anboten; noch besteht dagegen, in verschiedenen Sprachen in verschiedener Ausdehnung, die Geschlechtsverschiedenheit der Substantive und Adjective, und die Pflicht der letzten, sich nach den ersten zu richten; ein Luxus der Sprache, der zwar sinnreich ist, aber doch nur einen entbehrlichen, ästhetischen Zusatz zu der logisch nothwendigen Gliederung der Gedanken bildet.

Entbehrlich freilich nur, sobald wir die Sprache ausschließlich für einen Abdruck der allgemeinsten Denkmittel halten wollen, durch deren willkührliche Anwendung die Erkenntniß der Dinge erst vollzogen werden soll. Aber unstreitig wollte sie von Anfang

an mehr sein; einen großen Theil der Arbeit, die so geleistet werden mußte, bot sie schon fertig dem Bewußtsein an. Jeder Gegenstand der äußern Wahrnehmung, jedes Ereigniß, jede räumliche Figur, die unsere Einbildungskraft entwirft, jedes Verhältniß zwischen Mehrerem erlaubt unserer nachdenkenden Aufmerksamkeit, ihm von verschiedenen Seiten her beizukommen. Von fast jedem Inhalte läßt sich daher mehr als ein Begriff bilden, je nachdem unsere Nachconstruction von diesem oder jenem Bestandtheil oder Beziehungspunkte beginnt, und in dieser oder einer andern Reihenfolge die übrigen hinzufügt. Die Namen der Gegenstände sind in einer langbestandenen Sprache von der Erinnerung an ihre ursprüngliche Bedeutung hinlänglich befreit, die Constructionsweisen zur Bezeichnung der Verhältnisse hinlänglich locker geworden, um in diesem Geschäfte der individuellen Willkühr der Einbildungskraft freieren Spielraum zu lassen; frühere Geschlechter mußten sich mehr hierin gebunden fühlen. Die noch lebhaft gefühlte Herkunft ihrer Worte und die ceremonieller geregelte Verknüpfungsweise derselben umgaben sie wie mit einer Atmosphäre allgemeinen, nationalen Denkens, in welchem über die Auffassungsweise von tausend Gegenständen und Verhältnissen von Gegenständen mustergiltig schon entschieden und in dessen Geiste fortzudenken die natürliche Obliegenheit des Einzelnen war. Dies ist das etwas zweideutige Geschenk einer schon gebildeten Sprache, die für uns dichtet und denkt; überlegen wir jedoch den unermeßlichen Vortheil, den jeder Einzelne von dieser unendlich reichen, ihm fertig dargebotenen Gedankenwelt empfängt, die er durch seine eigenen Kräfte sich auszubilden vollkommen unfähig sein würde, so verschwindet der geringe Nachtheil, den sie ihm zugleich durch Gewöhnung an gewisse einseitige Manieren der Auffassung anthut. Jedes Bestreben jedenfalls, mit unbefangener individueller Freiheit seine eignen Gedanken zu ordnen, kann überhaupt nur auftauchen, wenn es an diesem nationalen Schatze überlieferter Sprachweisheit seinen Ausgangspunkt hat und aus ihm die Kräfte seines Fortschrittes zieht. Im Verlaufe der Zeiten ändert sich

ohnehin dies Verhältniß der Sprache zum Denken. Je mehr sich der Mensch von einfachen Lebensbedingungen, in denen die poetische und gemüthliche Seite geselliger Beziehungen im Guten und Schlechten überwog, zu der Theilung der Arbeit wendet, vielfach reflectirend und untersuchend auf die Natur der Dinge eingeht, mehr von Geschäften zu sprechen beginnt, als von Gefühlen, je mehr sich mit einem Wort die technische Prosa des Lebens entwickelt, um so mehr streift die Sprache jene lebendigen Vorurtheile über die Dinge ab, die sie ursprünglich enthielt. Ihre Worte werden mit Verwischung ihrer Etymologie zu bloßen Bezeichnungen durch Laute; die Lust am Klange und den harmonischen Abwechselungen desselben erlischt; alte geheiligte Constructionsweisen gehen vor dem praktischen Bedürfniß eines knappen und strengen Ausdruckes für neue Beziehungen zu Grunde. So sehen wir zuletzt einzelne Gebiete, wie das der Mathematik, fast zur Wortlosigkeit fortschreiten und durch eine bloße Reihenfolge von Lautzeichen, deren schriftlich sichtbare Verknüpfung sich oft nur durch Pausen und Accente in der Rede wiedergeben läßt, die Weitläuftigkeit des Sprechens vermeiden; so überhaupt geht in dem Fortschritt männlicher Entwicklung manche äußere Schönheit der Form zu Grunde, und nicht die Nationen pflegen auf dieser Bahn voranzuschreiten, die fortfahren, mit umständlichem Aufgebot sonoren Wohllautes in langer Rede nur wenig Stoff auszudrücken.

Die Uebersicht über die geschichtliche Entwicklung der Völker wird auch diese Verhältnisse, die hier anzudeuten genügt, ausführlicher zu berücksichtigen Veranlassung haben. Eine allgemeinere Betrachtung dagegen, der wir uns hier zu widmen haben, schließt sich an diese Bemerkung über die Rückwirkung der Sprache auf die Entwicklung der Ideen an. Wie man das Sprechen ein lautes Denken genannt hat, so hat auch der entgegengesetzte Satz nicht gefehlt, Denken sei inneres Sprechen. Keine der hierhergehörigen Fragen ist weniger übereinstimmend beantwortet worden,

als eben diese. Die eine Meinung sieht durchaus in der Sprachfähigkeit den entscheidenden Vorzug der menschlichen Natur, der sie allein zur Entwickelung eines wahrhaften Denkens aus dem blos mechanischen Vorstellungslauf in Stand setze; die andere, obgleich sie die Vortheile des Sprechens zugesteht, hält nicht nur das Denken für unabhängig von ihm, sondern scheint zuweilen zweifelhaft, ob nicht die Nachtheile noch mehr zu bedauern sind, welche die Gewohnheit, den Sinn aller Gedanken innerlich an Worte zu knüpfen, mit sich führt.

Man macht in dieser Beziehung darauf aufmerksam, ein wie sonderbarer Aberglaube sich unvermerkt in uns entwickelt: wie oft glauben wir nicht, einen Gegenstand, dessen Eigenschaften wir von allen Seiten geprüft, und von dem wir uns ein vollständiges Bild entworfen haben, doch noch nicht vollständig zu kennen, ehe wir seinen sprachlichen Namen wissen. Der Klang des Namens scheint plötzlich diese Dunkelheit zu zerstreuen, obgleich er dem Inhalte nichts hinzufügt und auch keineswegs immer durch Andeutung eines bestimmten Platzes aufklärt, welchen der Gegenstand in einer Reihe, oder in dem Umfang irgend eines höheren Begriffes einzunehmen habe. Es ist die Wonne der botanisirenden Jugend, die lateinischen Namen der Blumen am Wege zu erfahren, und sie geht getröstet weiter, aber nur, um sich sogleich über einen Berg zu ärgern, der wunderbarer Weise keinen Namen hat, und also eigentlich gar nicht recht da ist. Was vermißt sie nun in dem einen Falle und was gewann sie im andern? Ich kann diese Wunderlichkeit nicht für so unbedeutend halten, als sie scheint; ich sehe vielmehr in ihr ein Gegenbild oder eine Fortsetzung der echt menschlichen Auffassungsweise, die ich in der Betrachtung der Sinnlichkeit hervorhob. Wir begnügen uns einmal nicht damit, daß ein Gegenstand nur Object unserer Wahrnehmung sei; er existirt nur mit Recht, wenn er Theil eines gegliederten Systems der Dinge ist, das ganz unabhängig von unserem Gewahrwerden etwas für sich bedeutet. Sind wir nun nicht im Stande, die Stelle wirklich zu bestimmen, die ein Erzeugniß der Natur in dem

Ganzen derselben einnimmt, so beruhigt uns allerdings der Name; er ist doch wenigstens ein Zeugniß dafür, daß die Aufmerksamkeit vieler Andern bereits auf dem Gegenstande geruht hat, den jetzt auch unsere Blicke treffen; er versichert uns, daß die allgemeine Intelligenz wenigstens schon dabei gewesen ist, auch diesem Gegenstande seinen ganz bestimmten Ort in dem Zusammenhange eines größeren Ganzen anzuweisen. Eben deshalb ist ein Name, den wir willkührlich geben, kein Name; es reicht nicht aus, daß ein Ding von uns irgendwie genannt werde, es muß auch wirklich so heißen; der Name muß ein Zeugniß seines Aufgenommenseins in die Welt des allgemein Erkannten und Anerkannten sein und so der individuellen Willkühr als eine eigne feste Bestimmung des Dinges unverletzlich gegenüberstehen. Wie wenig beachten das diejenigen, welche durch die kleinen Zufälligkeiten ihres subjectiven Gedankenganges, durch die Capricen ihrer Phantasie, die gern neue launenhafte Wege sucht, sich dazu verleiten lassen, alte Gedanken in ungewohnte Worte zu verkleiden, die übliche Terminologie der Wissenschaften umzustürzen und das seltsame Kunststück auszuführen, alle Dinge anders zu nennen, als sie heißen. Nur dem ersten Entdecker eines Gegenstandes oder dem ersten Erfinder einer wissenschaftlich wirksamen Abstraction kann die Stiftung des Namens freistehen, durch den er nun dem Gebiete des Wissens diesen neueroberten Punkt hinzufügt.

Von größerem Gewichte ist die andere Klage, daß im langen Gebrauche der Sprache sich allmählig eine große Menge von Ausdrucksweisen anhäuft, die vermöge der syntaktischen Gelenkigkeit der Rede sich sehr bequem mit einander verbinden lassen, ohne daß der Gedanke diesen Verbindungen nachkommen kann. Mit Worten läßt sich viel bereiten, und so wie ja das offenbar Unsinnige sich grammatisch und syntaktisch vollkommen richtig und elegant muß ausdrücken lassen, schon damit man darnach fragen und eine verneinende Antwort hervorlocken kann: so wird noch mehr das Halbwahre, Unklare und Schiefe durch die Leichtigkeit, eine grammatisch gesetzliche Form anzunehmen, mit dem Anschein allseitiger

Richtigkeit täuschen. Man kann am deutlichsten diese Vorgänge bei den Combinationen der mathematischen Zeichensprache verfolgen. Manche specielle Zusammenstellung aufeinanderwirkender Zeichen, die ursprünglich nur für einen beschränkten Fall zum Ausdruck einer hier begreiflichen Relation erfunden war, kann man dann einer Reihe von Veränderungen oder von Anwendungen unterwerfen, die augenblicklich keinen angebbaren Sinn mehr haben, häufig auch trotz allem Fortrechnen mit ihnen keinen erhalten, zuweilen aber doch zur Entdeckung neuer wahrhafter Relationen führen, deren Bedeutung man hinterher zu verstehen anfängt. Die Gelenkigkeit der Sprache führt zu so günstigen Ergebnissen wohl sehr selten, und meistens läßt sie wirklich nur Auffassungsformen in uns entstehen, die sich von der Wahrheit mehr und mehr entfernen. Von diesem sehr reichhaltigen Gebiet des Irrthums müssen wir uns mit einem einzigen Beispiel, das freilich an sich schon sehr weit reicht, begnügen. Die Form des Substantivs steht ursprünglich nur den Dingen, die des Adjectivs den Eigenschaften, die des Verbum den Ereignissen zu. Aber die Sprache hatte allerdings das Bedürfniß, nicht immer in ihren Urtheilen von dem Dinge zu beginnen, und an dieses als Subject die Eigenschaften und das Geschehen zu knüpfen; sie wollte auch die Eigenschaften an sich und die Ereignisse an sich zum Gegenstand ihrer Reflexion machen. Deshalb trennte sie dieselben von ihrer Beziehung auf die Dinge und gab ihnen selbst substantivische Form, sei es, daß sie eine eigene Endung anhängte, um diesen neuen Charakter anzudeuten, sei es, daß sie durch Vorsetzung eines ihr zu Gebot stehenden Artikels den Infinitiv des Zeitwortes oder das Neutrum des Adjectivs als ein zusammengehöriges abgeschlossenes auf eignen Füßen stehendes Ganze bezeichnete. Wenn man die noch jetzt fortgehenden Streitigkeiten der Wissenschaften überblickt, die hauptsächlich mit Begriffen arbeiten und sich vor Irrthümern nicht durch die beständige Controle irgend einer Art maßgebender Anschauung schützen können, so wird man zugeben müssen, daß nichts verhängnißvoller ist, als

dieses eine Beispiel von der Biegsamkeit der Sprache. Fast überall sehen wir die Neigung, die neue syntaktische Würde der Worte in eine neue metaphysische Würde ihres Inhaltes umzudeuten. So haben wir fast verlernt, von schönen Gegenständen zu sprechen, d. h. wir vergessen, daß das, was wir schön nennen, ursprünglich nur eine adjectivische Bestimmung ist, die nur Existenz an ihrem Träger hat; wir sprechen jetzt von „dem" Schönen oder im glücklicheren Falle doch wenigstens von der Schönheit, und unsere Aesthetik ist ganz überzeugt, das was nur eigenschaftlich vorhanden sein kann, nur dann richtig fassen zu können, wenn sie es zuvor unnatürlich als ein überall sich selbst gleiches Substantivisches gefaßt hat. Sollen wir an die vielen ähnlichen Beispiele erinnern? an das Unendliche, an das Böse? an den Kummer, den uns in ethischen Untersuchungen die Gewohnheit bereitet, nicht von dem freiwollenden Geiste, sondern von der Freiheit zu sprechen, als wäre sie für sich eine wirksame Macht, deren Thätigkeit und Erfolge man beurtheilen könnte, ohne der Natur des Geistes zu gedenken, dem sie zugehört?

In allen diesen Fällen schafft uns die Sprache eine Mythologie, deren wir uns allerdings im Gebrauche der Rede nie ganz entschlagen können, ohne aus Genauigkeit pedantisch zu werden, aber deren Einfluß auf die Formung unserer Gedanken wir doch sorgfältig verhüten müssen. Die Logik thut nicht überall das Ihrige zu diesem Zweck, sondern macht zuweilen in ihren Anweisungen dieser falschen Neigung des Sprachgebrauches schädliche Zugeständnisse. Um irgend einen Inhalt zu definiren, verlangt sie seine Unterordnung unter einen höheren Allgemeinbegriff, der natürlich überall substantivisch gefaßt wird, und dann die Hinzufügung eines besonderen Kennzeichens. Auf diese Weise verliert jeder zu definirende adjectivische oder verbale Inhalt seine natürliche Form und Stellung, die er beibehalten würde, wenn man den unbehilflichen und doch richtigeren Definitionsversuchen des gemeinen Lebens folgte. Es mag noch ziemlich gleichgiltig sein, ob man sagt, Krankheit sei die Abweichung des Lebens von seiner gesetz-

lichen Norm, oder ob man vorzieht zu sagen: krank sei ein lebendiger Körper dann, wenn er von dieser Norm abweicht; aber formell richtiger und der Sache angemessener ist die letztere Definition, in welcher das, was nur Zustand und Eigenschaft eines Andern sein kann, auch nur als Adjectivum auftritt und deutlich das Subject neben sich hat, an welchem allein es existirt. Behaupten wir: Elasticität sei die Eigenschaft der Körper, durch welche sie ihre Gestalt wiederherstellen, so ist der Ausdruck: elasttisch sei ein Körper dann, wenn er dies thut, unbedenklich vorzuziehen; denn die erste Form enthält schon deutlich den Keim zu einer metaphysisch falschen Vorstellung, die sich immer aus solchem Sprachgebrauch entwickelt, nämlich zu der, eine Eigenschaft, die nichts ist, als die Bezeichnung eines Erfolges, für die bewirkende Ursache oder das hervorbringende Mittel dieses Erfolges anzusehen. Mathematik und Physik, in welche allein sich fast alles geflüchtet hat, was von wahrer und fruchtbarer Logik noch vorhanden ist, haben diese hypothetische Form der Definitionen überall aufgenommen, wo die Natur der Sache sie verlangt.

Aber die Sprache ist nicht allein zum Dienste des Denkens da, und alle jene Verselbständigungen abhängiger Vorstellungsinhalte deren wir gedachten, sind für unsere poetisch lebendige und gemüthvolle Auffassung der Welt und ihrer Ereignisse ebenso unentbehrlich, als verführerisch für jenes. Dasselbe wird man über eine andere Unbequemlichkeit der Sprache urtheilen, die nur selten gefühlt wird, obgleich sie, wenn man sie ausdrücklich ins Auge faßt, groß genug erscheint. Auch die natürlichste Redeweise kann, da das Sprechen die Bestandtheile des Gedankens nur nach einander aufführt, nicht vermeiden, daß zuweilen eine Reihenfolge der Worte eintritt, die der Verbindung der von ihnen bezeichneten Vorstellungen nicht entspricht; der gebildete Styl aber, mit seiner Neigung, Vieles durch einander zu flechten, was der unbehilflichere Ausdruck einzeln aneinander reiht, verkehrt häufig auf das

auffälligste die Ordnung, welche der Gesammtsinn seiner Rede eigentlich zu verlangen scheint. Ohne Zweifel wird eine ungeschickte Benutzung dieser Freiheiten als schwerfällige Dunkelheit empfunden; wieviel aber doch unsere auffassende und nachconstruirende Phantasie in dieser Beziehung vertragen kann, zeigen am deutlichsten die Wortverschränkungen der lateinischen Poesie. Wo sie durchaus zusammengehörige und einzeln unverständliche Glieder der Rede trennen, finden wir doch häufig leicht eine Weise des Vortrages und der Accentuation aus, die uns das Gefühl ihres Zusammenhanges auch in dieser Stellung sichert. Im Allgemeinen aber scheint es mir Unrecht, die beste Anordnung der Worte in der größten Genauigkeit der logischen Abfolge zu suchen. Die Rede hat vielmehr auch den Zweck, die Wahrnehmung zu ersetzen. So wie nun in dieser sehr häufig der unbedeutende umfassende Hintergrund oder irgend eine auffällige Einzelheit sich zuerst zeigt, das wichtigere Ereigniß später, die offenbare Wirkung vor der verborgenen Ursache, das Leiden des Einen eher als die beschädigende That des Andern: ebenso wird die Rede am deutlichsten sein, welche die einzelnen Beziehungspunkte in einer für die nacherzeugende Phantasie anschaulichen Reihenfolge auftreten läßt, gleichviel ob diese zugleich die logisch richtige Rangordnung der innerlichen Beziehungen ist. Denn wie in der Wahrnehmung selbst unser Urtheil über diesen inneren Zusammenhang wenig durch die zufällige Reihenfolge gestört wird, in der sich ihr Inhalt uns darbot, eben so erzeugt unser Denken zu dem vorher fertig gegebenen anschaulichen Bilde eines Ereignisses sehr leicht die inneren Beziehungen hinzu, durch die es begreiflich wird; die Phantasie findet dagegen große Schwierigkeiten, wenn sie der Reihe nach gewisse Beziehungen auf Befehl der vorangehenden Worte vorstellen soll, noch ehe sie die anschaulichen Zielpunkte kennt, auf welche diese vorgestreckten Arme des Gedankens fallen werden.

Aber wenn die Abweichung der gesprochenen Worte von der logischen Ordnung der Gedanken uns ernstliche Schwierigkeiten nicht bereitet, so knüpft sich an ihren Zeitverlauf überhaupt ein

vielleicht wichtigeres Bedenken. Nicht nur in der Mittheilung dehne die Sprache die zu überliefernde Meinung, den kurzen Sinn zu langer Rede aus; die Gewohnheit, sich ihrer zu bedienen, verwandle auch die innere Ueberlegung in ein stilles Sprechen und verzögere sie. An sich schon bedürfe allerdings das Denken einer Zeit, um die Beziehungen mannigfacher Elemente zu vollziehen, in denen seine Aufgabe besteht; aber die beständige Miterinnerung der Worte verlängere über Bedürfniß diese Zeit durch ihre Abhängigkeit von körperlichen Bedingungen, von denen das Denken selbst sich hätte freihalten können.

Mancherlei Thatsachen bestätigen diese Behauptung. Wer eine Melodie in der Erinnerung sich wiederholen will, wird sich an ein gewisses Tempo gebunden finden; nicht schneller verlaufend kann man eine Tonreihe vorstellen, als man wohl oder übel im Stande sein würde, sie zu singen. Denn unwillkührlich begleiten wir die Gehörbilder der Töne mit leisen intendirten Bewegungen der Stimmorgane, und wir können jene nicht rascher aufeinander folgen lassen, als diese einander ablösen können. Dem musikalisch Gebildeten mag es gelingen, sich dieser verzögernden Gewohnheit zu erwehren, und nur als Hörender sich zu den Tonbildern zu verhalten, die vor seiner Erinnerung wieder auftauchen; aber auch er wird von diesen Tonbildern keine größere Anzahl in der Zeiteinheit deutlich sich zurückrufen, als die physiologisch begrenzte Leistungsfähigkeit seines Hörnerven ihm verstattet hätte, in derselben Zeiteinheit wirklich zu hören. Dasselbe begegnet uns nun bei der Erinnerung der Worte; die vielen kleinen Schwierigkeiten, welche der Wechsel von Selbstlautern und Mitlautern dem Sprechenden bereitet, verlangsamt auch in der bloßen Vorstellung der Rede die Aufeinanderfolge der Wortbilder. Und nicht einmal für alle Menschen in gleichem Grade; denn die Gelenkigkeit der Muskelbewegung oder der wechselnden Antriebe zu ihr ist in verschiedenen Körpern verschieden. Es ist keine ausnahmslose, aber eine häufige Wahrnehmung, daß der Hang zu geschwindem Sprechen in umgekehrtem Verhältniß zur Körperlänge steht. Sehr kleine

Menschen, grade wie auch ihr Schritt wegen der Kürze ihrer Beine schneller ist und ihr Herz meist häufiger schlägt, haben auch eine natürliche Neigung zum Schnellsprechen; sei es daß sie nebenbei auch Schwätzer sind, oder viel schweigen und dann nur das Ihrige rasch hersagen. Hochgewachsene Leute wird man im Sprechen meist langsam und phlegmatisch finden; das Tempo ihrer Rede steht in Uebereinstimmung mit den umfänglicheren Pendelschwingungen ihres Schrittes und der Seltenheit ihres Herzschlages; im Uebrigen rinnt der Strom ihrer Rede bald beständig, bald lieben sie es sich über die meisten Gegenstände auszuschweigen. Hat doch dieser Beobachtungen die nachbildende Phantasie der lebendigen Menschenkenntniß längst sich bemächtigt: aus dem kleinen Wuchs und seiner sanguinischen Lebhaftigkeit hat sie durch Uebertreibnng dieser Combination eine bekannte komische Charakterfigur geschaffen, in welcher sie schlagfertigen Witz, schnelle Entflammung für kleine Zwecke und Geneigtheit zu Uebereilungen aller Art verkörpert; die lange phlegmatische Gestalt, in gleicher Uebertreibung eine nicht minder beliebte Maske, hat ihr die umständliche Gründlichkeit und das Zuspätkommen in jeder Beziehung auszudrücken geschienen.

Es ist überflüssig, die Genauigkeit dieser kleinen Beobachtungen weiter zu untersuchen; auch wenn sie vollkommen triftig wären, würden sie doch nur beweisen, daß unser Gedankenlauf so lange, als wir seinen Inhalt in ein innerliches Sprechen verwandeln, ein bescheidenes Maß zeitlicher Geschwindigkeit nicht überschreiten kann. Aber wenn man auf die fühlbare Ungeduld aufmerksam macht, mit welcher häufig unser Denken voraneilen möchte, und doch genöthigt ist, bei einer einfachen Vorstellung zu verweilen, bis die innerlich hörbare Erinnerung ihrer zusammengesetzten Wortbezeichnung zu Stande gekommen ist, so führt man durch diese andere Beobachtung von selbst den Nachtheil, welchen man von der Gewöhnung an die Sprache erwartet, auf sein richtiges Maß zurück. Denn man bezeugt durch sie eben, daß unser Gedankenlauf nicht durchaus an diese verzögernde Miterinnerung der Worte gebunden ist, daß er ihr wirklich voraneilt, und daß

in uns, wie in den Seelen der sprachlosen Thiere ein kleiner Zeitraum wirklich eine große Menge von Vorstellungen in dem regelmäßigen Zusammensein und in der geordneten Reihenfolge einschließt, welche sie befähigt, zum Beweggrunde eines augenblicklichen zweckmäßigen Handelns zu werden. Würde aber diese Bewegung des sprachlosen Vorstellens, wenn sie allein in uns vorkäme, alles Das leisten können, was der Lauf unserer Gedanken zwar verzögert, aber doch wirklich leistet, wenn er sich dieser Fessel der anhängenden Erinnerung an die Worte der Rede nicht entzieht?

Diese Frage glauben wir verneinen und die Ansichten zurückweisen zu müssen, die, für das Unaussprechliche begeistert, von der Sprache nur Benachtheiligung einer von ihnen ersehnten höheren Erkenntniß zu erfahren glauben. Alles das, was der Gedanke nothwendig in einem untheilbaren Augenblick zusammenbesitzen müsse und auch wirklich besitze, das dehne sie erst zu einer successiven Mehrheit auseinander und bilde aus der unmittelbaren Anschauung der Phantasie das discursive Denken aus. Hin- und herlaufend bewege sich der Gedanke zwischen den auseinanderfallenden Elementen seines Inhaltes, die der eigensinnige Zeitverlauf dieser stillen Rede nie zu vereinigen gestatte. Jenes beziehende Denken, daß wir früher als Keim aller höhern geistigen Ausbildung ehrten, sehen wir hier gescholten als die kümmerliche Form, in welcher uns die Gewöhnung an die Sprache große Aufgaben nur noch unvollkommen zu lösen erlaube. Denn widerspricht nicht all dieses Beziehen seinem eignen Zwecke? Hätte unsere Phantasie nicht vorher an dem Leitfaden der langsam abrollenden Rede die Punkte getrennt, die mit einander vereinigt sein sollten, wozu hätte sie nöthig, dann das Getrennte wieder mühsam auf einander zu beziehen? Fruchtlos dann, wenn unser Vorstellen den ersten Beziehungspunkt vergessen hätte, sobald es den zweiten erwähnte; überflüssig dann, wenn es ihm möglich ist, die beiden und ihre Beziehung zugleich in einem ungetheilten Augenblick festzuhalten.

Mildern wir zuerst diese Vorwürfe; denn sie treffen nicht die Sprache allein, vielmehr auch unser Denken an sich, sie treffen außerdem unser ganzes Dasein. Wir denken nicht blos discursiv, sondern wir leben auch so; wir bearbeiten nicht blos die Wahrnehmungen in dieser Weise, sondern auch sie selbst bieten sich in keiner andern dar. In keinem Augenblicke sind wir zugleich das, was wir waren oder sein werden, und selbst von dem, was wir sind, ist uns in jedem Augenblick nur ein kleiner Theil bewußt. Und die Gegenstände kommen ebenso fragmentarisch an uns; wir fühlen nun einmal den Pulsschlag, der das eigne Sein der Dinge belebt, nicht unmittelbar durch unser Herz gehen; die schaffende Kraft, die sich in ihnen regt, und die Idee, die ihre wechselnden Zustände zu einem Ganzen verknüpft: Das alles müssen wir nothgedrungen durch allmähliches Zusammensetzen einzelner Erfahrungen zu errathen suchen; was an sich wohl Eins sein mag, ist für uns unvermeidlich ein angespanntes Netz von Beziehungen zwischen Vielem. Sehnen wir uns über diese Zersplitterung hinaus nach jener stillen, nicht Anschauung, sondern Durchschauung der Dinge, die wir uns als das allmächtige mühelose Wissen Gottes vorstellen, so müssen wir uns überzeugen, daß vereinzelte Augenblicke einer Annäherung zu diesem Zustande auch uns gegeben sind, daß aber unsere Unfähigkeit, sie zu der dauernden Helligkeit eines unterschiedlosen Denkens zu verbinden, nicht die Schuld der Sprache, sondern unsers ganzen geistigen Wesens ist. Wenn wir dem Vortrage eines Gedichtes, dem Laufe einer Melodie gelauscht haben, und wir vergessen nun Worte und Töne wieder, und es dauert doch in einer bleibenden Stimmung unsers Gemüthes alles das lebendig fort, was sie sagten; wenn wir nach langer Ueberlegung, Gründe und Gegengründe abwägend, endlich uns entschlossen haben und wir fühlen in dem Willen, der uns jetzt erfüllt, alle die Antriebe noch auf einmal wirksam, die unser Gedanke vorher einzeln prüfte; wenn wir zuerst die zerstreuten Theile einer Landschaft mit dem Blicke durchlaufen, und dann, nachdem längst die bestimmten Umrisse unserer Erinnerung wieder

entschwunden sind, doch noch an einem unverlierbaren Gesammteindruck zehren: da überall gelingt uns wirklich jene Vereinigung und Verdichtung tausendfacher Einzelheiten zu dem Ganzen einer übersinnlichen Anschauung, die wir dann nur ungern zur Mittheilung an Andere wieder in die Bestandtheile auflösen, aus denen sie entstand.

In allen diesen Fällen wurden wir etwas; jenes Mannigfache blieb nicht außer uns, sondern aller Werth seiner innern Verknüpfung wiederholte sich in einem neuen Zustande unsers eignen Innern so vollkommen, daß wir meinen konnten, wir hätten uns selbst in den Geist der Erscheinungen verwandelt, die wir bewunderten. Aber nur das unendliche Wesen, das in Wahrheit selbst alles das wäre, was es als Gegenstand seines Sinnens sich gegenüberstellt, würde so das Wesen aller Dinge in sich nacherleben, und eben indem es sie erlebt, jeder Betrachtung entbehren können, die an ihrem Aeußeren hin- und hertastend sie zu errathen suchte. Dem endlichen Geiste bleibt nichts übrig, als die Natur der Dinge nach den Analogien seiner eigenen zu begreifen. Für ihn ist das Wollen nicht zugleich Vollbringen, das Denken nicht Sein, für ihn fallen die handelnden und die leidenden Elemente der Welt als verschiedene Punkte auseinander und er kann die Einheit dessen, was hier ist und geschieht, nur als das Uebergehen einer Wirkung von einem zum andern fassen; für ihn ist es unklar, wie die Mannigfaltigkeit successiver Erscheinungen Eins ist mit der Einheit des Wesens, und er ist genöthigt sie als Prädicate von ihrem Subjecte zu trennen, an dem sie nur durch den Faden einer Beziehung haften; für ihn endlich realisiren die Zwecke sich nicht von selbst, sondern dies Eine Leben der Idee, die Alles in Allem ist, verwandelt sich ihm in das Zusammenstimmen vieler Mittel, die von einander unabhängig auftreten. Alle diese Analogien, diese Begriffe von Ding und Eigenschaft, von Kraft und Wirkung, von Wesen und Erscheinung, und alle jene Formen der Beziehung, welche diese zerstreuten Glieder wieder verbinden, muß der menschliche Geist zur Erkenntniß der Dinge

anwenden. Und so sehr ist diese Weise des Beziehens ihm nothwendig, daß sogar jeder Augenblick einer Erhebung des Gemüthes, in welchem wir wirklich jene höhere Einheit finden und genießen, einen unruhigen und ängstlichen Druck auf uns ausübt, bis auch sein Inhalt von uns wieder in irgend einer Form der Verbindung des Mannigfaltigen ausgedrückt, in ihr anschaulich fixirt ist und nun noch einmal von uns in dieser hin- und herstreifenden Bewegung des Denkens genossen werden kann. In jeder poetischen Phantasie, bevor sie ihr Werk geschaffen hat, liegt jene mystische Einheit, und jede sucht sich ihr zu entringen, indem sie es schafft; das Schönste, was wir selbst sein könnten, würde uns nicht genügen, weil wir es nicht anders ganz zu sein verstehen, als indem wir seine formlose Tiefe in die Fläche einer beziehungsreichen Erscheinung ausbreiten.

Die Sprache ist in Allem, was sie thut, nur der Abdruck, nicht die Ursache dieser Neigung unsers Geistes. Aber nachdem ich so lange sie nur gegen Tadel vertheidigte, kann ich kürzer die Behauptung hinzufügen, daß selbst diese Form des Denkens, die einzige, die wir endlichen Wesen besitzen, ohne eben diesen Abdruck, den sie in der Sprache sich gibt, in der That sehr unvollkommen bleiben würde. Die Sprache lehrt dem Geiste allerdings nicht die Elemente des Denkens; aber sie ist ihm unentbehrlich, wenn er diese Elemente zu dem weitläufigen Ausbau seiner Bildung verbinden will. Wie wir überall uns an sinnlicher Anschauung erfrischen und von dem Erfolg einer Mühe erst durch ein sichtbares Ergebniß tröstlich überzeugt werden, so muß auch in den Gehörbildern der Namen und in den Lautverbindungen der grammatischen und syntaktischen Sprachformen dort die Mannigfaltigkeit der Sachen, hier die systematische Vielheit ihrer möglichen Beziehungen in fester, sinnlicher Erscheinung vor uns stehen. Es ist keine Klarheit des Denkens möglich, wo die vielen Vorstellungen und Vorstellungsmassen, die untereinander bezogen einen Gedanken bilden sollen, namenlos und nur als die Affectionen unserer Seele, die sie ursprünglich sind, in demselben Augenblick

unser Bewußtsein füllen; mag es sein, daß sie auch so nicht blos ein ungeordneter Haufen sind, sondern daß wirklich schon zwischen ihnen Verhältnisse obwalten, die den später auszusprechenden gleichgelten, so nimmt doch unser Bewußtsein diese ganze innere Organisation nicht wahr. Sie hat erst Wirklichkeit und Wahrheit für uns, wenn wir im Geschäft des Aussprechens zuerst die eine Vorstellung hervorheben, und dann gemahnt durch die syntaktische Form, die wir ihrem Namen gegeben haben, nach einer bestimmten Richtung über sie hinausgehen, viele andere vorläufig zurückstoßen und hemmen, bis vor allen diejenige zweite, auf welche jene Richtung hinwies, der ersten verknüpft ist. Kein Gedanke ist deutlich und rein, ehe er diese Zerlegung und Wiederverknüpfung erfahren hat, und die einfachste Selbstbeobachtung kann Jeden lehren, wie in dem Maße, als diese plastische Gestalt der Idee hervortritt, die Dunkelheiten der früher unausgesprochenen verschwinden. Wie jedes Kunstwerk erst, wenn es in Marmor oder Erz fertig gebildet ist, eine volle zusammenstimmende Wahrheit sein kann, als Conception in der Phantasie des Künstlers aber immer eine fragmentarische und lückenvolle Schönheit bleibt, so ist für die Menschheit die Sprache das allgemeine bildsame Material, in welchem sie ihr Vorstellungswogen allein zum Denken ausarbeitet.

Ich habe mit Vorliebe diesen Gesichtspunkt hervorgehoben, der nahe Verwandtschaft mit dem hat, was den beständigen Grundgedanken dieser Betrachtungen bildet, mit der Ueberzeugung, daß alles, was wir etwa für den höchsten Inhalt der Welt erklären möchten, für uns nicht anders als durch einen gesetzlichen Mechanismus realisirt zu denken ist. Ich wende mich nur flüchtig noch einmal zu der ersten Gestalt zurück, in der uns die Sprache erschien. Ursprünglich zum Mittel der Mittheilung bestimmt, wuchs sie uns unversehens zu einem selbständigen Organismus auf, dessen Bildung nicht mehr in unserer Willkühr liegt, sondern dessen eingeborner Natur wir uns fügen müssen. Wie viel nun die Sprache auch in jener ihrer ersten Bestimmung, wie viel also die Mög-

lichkeit des Gespräches zur Höhe der menschlichen Entwicklung beiträgt, bedarf nur kurzer Erinnerung. Nicht nur die erste Erziehung, deren Unerläßlichkeit uns noch später fühlbar werden wird, sondern auch die weitere Ausbildung des schon lebendig erwachten Geistes findet in ihr ein unentbehrliches Hilfsmittel. Der einsam sich fortbewegende Gedankengang des Einzelnen, dem nur neue äußere Wahrnehmungen eine veränderte Richtung geben würden, wird heilsam unterbrochen durch die Fragen und Antworten des Andern; die Einseitigkeit der Vorstellungsassociationen erweitert sich unter dem Einflusse einer fremden Gedanken- und Gefühlswelt, die theils neue Anschauungen zuführt, theils neue Gesichtspunkte der Betrachtung für die gemeinsamen. Aber wozu im Allgemeinen hier aufführen, was im Besondern unsere Aufmerksamkeit später auf sich ziehen muß? Fügen wir nur noch hinzu, daß auch den Gedanken des Einsamen die Sprache ähnliche Dienste leistet. Aus dem Laut der Namen, aus dem metrischen Rhythmus ihrer Verknüpfung entstehen für ihn begleitende Vorstellungen und Gefühle, entstehen ferner Erinnerungen an Abwesendes, die nicht in solcher Fülle und Klarheit den stummen Lauf wortloser Gedanken begleiten würden. Wie dem Dichter zuweilen der Reim unvermuthet eine anmuthige Wendung bescheert, so führen die Worte überhaupt durch die vielfachen Associationen, die sich an ihre so häufig bildliche Bedeutung knüpfen, unsere Phantasie manche sonst verschlossenen Wege, nicht immer zum rechten Ziel, oft in Wildniß endend, aber immer ein reiches Feld vor uns eröffnend, auf welchem wir die Früchte wählen können, die uns taugen.

Viertes Kapitel.

Die Erkenntniß und die Wahrheit.

Die ideale Natur des Geistes und ihr mechanisches Aequivalent. — Das Wesen der menschlichen Intelligenz. — Die Stufen der Reflexion. — Der allgemeine Trieb zum Willen und zum Handeln. — Die Entstehung der besondern und der allgemeinen Begriffe. — Bedeutung des Artbegriffes in der menschlichen Weltauffassung. — Angeborne Verstandsbegriffe und ihre Unmöglichkeit. — Die Entstehung allgemeiner und nothwendig geltender Urtheile. — Der Begriff der Wahrheit. — Gesetz der Identität und der Causalität. — Die naturwüchsige Metaphysik des Lebens und ihre Ausbildung. —

Ich habe vermieden, in den vorangegangenen Betrachtungen den ersten Ursprung der Sprache zu berühren; eine Frage, die ohnehin durch das kurze Geständniß unserer Unwissenheit vielleicht eben so passend beantwortet würde, als durch die wenigen Bemerkungen, zu denen uns später eine andere Veranlassung bevorsteht. An jeden Einzelnen kommt die Sprache nur in der Ueberlieferung der Erziehung; sie tritt ihm als ein fertiges, nur in wenigen Zügen noch bildsames Ganze gegenüber, dessen Geist er sich aneignet, und dem er im glücklichsten Falle kleine Antriebe zur Fortentwicklung zurückgibt, die völlig gegen die unberechenbare Größe dessen verschwinden, was er von ihm empfing. So weit wir in der Geschichte zurückgehen, finden wir überall das nämliche Schauspiel; auch in den ältesten Zeiten bietet sich uns die Sprache als eine längst entwickelte Bildung dar, an deren Gedeihen die vereinigte Kraft ungezählter vergessenen Geschlechter gearbeitet hat. Nun war es nicht unsere Absicht, schon hier die inhaltvollen Güter der Humanität zu betrachten, deren Entstehung nur durch die ineinander greifenden Bemühungen der Menschheit gesichert wird. Noch fern von aller geschichtlichen Entwicklung strebten wir vielmehr die immer sich gleichbleibenden und überall, zu jeder Zeit und in jedem Individuum vorkommenden Anlagen aufzufinden, die der menschliche Geist als die Mittel zu diesen Werken besitzt. Sie befähigen den Einzelnen keineswegs, aus eigner

Kraft das Ziel der Humanität zu erreichen, aber sie setzen ihn in den Stand, theils zu benutzen, was Anderer Anstrengung ihm vorarbeitete, theils diesem überkommenen Schatze einen jener unmerklichen Beiträge hinzuzufügen, aus deren Aufsammlung der langsame Fortschritt der allgemeinen Bildung erwächst. Es mußte uns deshalb hier genügen, die Antriebe zu erwähnen, die jeden einzelnen Geist bewegen, die ihm dargebotene Sprache als eine Befriedigung seines eignen Bedürfnisses begierig aufzufassen, und die ihm gestatten, sich derselben mit der instinctiven Schnelligkeit eines mitfühlenden Verständnisses zu bemächtigeu, das von selbst ganz gleichartige Anfänge zu ihrer Schöpfung gemacht haben würde, hätte nicht die verwandte Thätigkeit früherer Geschlechter sie ihm bereits vollkommen gestaltet entgegengebracht.

Richten wir unsere Blicke auf die übrigen Erscheinungen des menschlichen Lebens, so begegnen wir überall einem sehr ähnlichen Bilde. In unserer Wissenschaft und in der alltäglichen Beurtheilung der Dinge, in unsern moralischen Ueberzeugungen und in der unwillkührlichen Sitte des Benehmens, in den großen Werken einer massenbewältigenden Technik, wie in den geringfügigen Vorkehrungen des gewöhnlichsten Bedarfes, allenthalben zehren wir von einem unberechenbaren Kapital bekannter und unbekannter geschichtlicher Vorarbeit. Ja so allgemein ist dieser Charakterzug unserer Cultur, daß man stets die Möglichkeit, durch geschichtliche Ueberlieferung fortzuschreiten, als das unterscheidende Kennzeichen menschlicher Bildung dem entwicklungslosen Seelenleben der Thierwelt entgegengesetzt hat. An dieser uns umgebenden Masse des Herkommens die gleichartigen Arbeitskräfte auszusondern, mit denen stets von neuem jeder einzelne Geist nach einer unveränderlichen Anlage unserer Natur zu jenem Gesammtwerke mit antritt, dieser Versuch ist um so schwieriger, je verschiedener schon der nächste Erfolg solcher Kräfte nach der Gunst oder Ungunst der Stelle ausfällt, an der jeder zur Mitarbeit berufen wurde. Man ist eben so leicht verleitet, dem menschlichen Geiste zu viel an Naturanlage zuzugestehen, als man

anderseits Gefahr läuft, die Bedeutung der geschichtlichen Entwicklung zu überschätzen. Namentlich frühere Zeiten neigten zu dem ersten Irrthume hin; zu jedem großen Erfolge, den die Menschheit in ihrer Bildung errungen hat, theilten sie dem Einzelnen eine unmittelbare, auf dieses Ziel gerichtete Anlage zu, der nichts weiter fehlte, als so fertig, wie sie war, erweckt zu werden. Diese Meinungen sind nicht mehr im Geschmack des Zeitalters; wir wissen, daß keine unmittelbare Naturstimme den einzelnen Menschen die Früchte der Humanität im Traume finden lehrt, sondern daß eine lange Entwicklungsarbeit der Menschheit die für ihn gereift hat, die er brechen kann. Aber wir sind anderseits vielleicht geneigt, über dem Geräusch geschichtlicher Wechselwirkungen, an welche wir die Fortschritte der Bildung geknüpft finden, die Unentbehrlichkeit der ausdrücklichen Anlagen etwas zu übersehen, die im Stillen den äußeren Bedingungen entgegenkommen müssen. Ich habe nur kurz hier zu erinnern vor, was ich über diese Neigung schon früher zu bemerken hatte.

Als wir im ersten Theile dieser Betrachtungen die allgemeine Organisation besprachen, die wir in jedem Seelenleben, welcher Gattung es auch angehöre, voraussetzen mußten, konnten wir die nothwendige Einheit der Seele nicht dahin deuten, daß um ihretwillen dieser nur eine einzige, durchaus gleichartige Grundform ihres Wirkens erlaubt wäre. Nur so viel schien jene Einheit zu verlangen, daß alle Aeußerungsweisen der Seele, wie ursprünglich verschiedenartig und unzurückführbar auf einander sie immer sein mochten, sich doch als zusammenpassende Glieder in das Ganze Eines Planes, Eines Charakters fügen. Gingen daher die verschiedenen Vermögen der Seele nicht alle eines aus dem andern, sondern zum Theil nur neben einander aus der Tiefe ihrer Natur hervor, so bemerkten wir doch, daß ihr Beieinandersein einen zusammenstimmenden Accord bildete, und daß diese Natur der Seele, um ihres vollen Wesens willen, nicht die eine jener Thätigkeiten entfalten kann, ohne, wie einer poetischen Gerechtigkeit gemäß, einen mehr oder minder großen Antheil der

übrigen hinzuzufügen. Mit dieser Vorstellung, die sich auf das Seelenleben jeder Gattung von Geschöpfen bezog, kamen wir vor kurzem, nach dem Plane des zweiten Theiles unserer Ueberlegungen, zu der Frage, welche Gründe die verschiedenen Entwicklungshöhen der verschiedenen beseelten Geschlechter bestimmen. Hier war es nun eine mögliche Meinung, daß die Natur aller Seelen gleichartig sei, und daß die Einwirkung aller vereinigten äußern Bedingungen, sowohl derjenigen, die in der Organisation der Körper liegen, als derer, welche Schauplatz und Schicksale des Lebens hinzufügen, die bestimmte physische Entwicklung jeder Gattung, das Zurückbleiben der Thierwelt dort, und hier den Vorrang menschlicher Bildung verursache. Wir glaubten uns nicht im Stande, diese Meinung entschieden zurückzuweisen; im Gegentheil wird man nie umhin können, ihren Versuchen zur Erklärung mit Antheil zu folgen, denn ohne Zweifel sind sie in weiter Ausdehnung wohlberechtigt. Aber was sie bis jetzt geleistet haben, gibt uns doch den Eindruck, als führten sie uns immer beinahe bis dahin, wo die Hemmung des thierischen und der Aufschwung des menschlichen Seelenlebens aus den Umständen erklärlich wird, und als ließen sie dann regelmäßig einen Rest, der aus diesen Umständen nicht erklärlich wird. Wir kommen häufig fast bis an das Ziel, und immer fehlt etwas, um es ganz zu erreichen: es fehlt der Nachweis, woher doch dem begünstigten Geschlechte der Menschen die Regsamkeit überhaupt und der gute Wille rührt, alle Vortheile der äußern Bedingungen zu benutzen, und selbst gegen manche Ungunst derselben anzugehen, und woher anderseits der Bann rührt, welcher die Thierwelt in gewissen Grenzen zurückhält, deren Unüberschreitbarkeit für sie in keiner völlig zwingenden Weise aus ihren Lebensverhältnissen dargethan werden kann.

Diese Betrachtungen geben der andern möglichen Meinung ein Uebergewicht, das sie freilich für uns auch aus allgemeineren Gründen haben würde, der Meinung, daß den äußern Bedingungen in jeder Gattung eine eigenthümliche Natur der Seele entgegenkomme, die von ihnen entwickelt werden soll. Ohne die

allgemeinen Gesetze des psychischen Mechanismus zu ändern, denen jedes Seelenleben unterliegt, ändert doch diese Natur, wie ein specifischer überall hindurchwirkender Coefficient, die Gestalt des Erfolges, der aus der Anwendung jener Gesetze entspringt, und in dieser Weise bildet sie den Grund der eigenthümlichen Richtung und Höhe der späteren Entwicklung. Die Wirksamkeit dieses Grundes kann ohne Zweifel durch Hindernisse beschränkt werden, aber keine Gunst der Umstände ersetzt ihn, wo er fehlt; Verkümmerung von Keimen kommt auf jedem Gebiete vor und auch die menschliche Entwicklung wird nicht überall ihre Bestimmung erfüllen; aber selbst in thierischer Verwilderung schließt der menschliche Geist eine Fähigkeit der Verbesserung ein, die der ursprünglichen thierischen Seele unter den günstigsten Verhältnissen fehlt. Dies ist die Ansicht, die wir weiter verfolgen werden. Ich kam auf ihren allgemeinen Ausdruck jetzt nicht mit dem Vorsatz zurück, ihre nothwendige Geltung zu beweisen; vielmehr mag sie nur als die Ansicht meiner Wahl auftreten, einer Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, von denen dahingestellt bleiben kann, ob innere Gründe zuletzt eine von ihnen doch noch als unmöglich verrathen werden. Ueber die weitere Ausführung dieser Auffassung dagegen und über ihre Schwierigkeiten hatte ich vor, einige Bemerkungen hinzuzufügen.

Was die eine Seele von der andern, was die menschliche namentlich von der thierischen unterscheidet, das tritt nicht wie ein einzelner abtrennbarer Formbestandtheil zu andern unverändert bleibenden hinzu, oder an die Stelle eines wegfallenden ein, sondern ist wie ein eigenthümliches schwer bestimmbares Colorit über das ganze Gemälde des inneren Lebens ausgebreitet. Schon die Sprache gibt dies in ihren Bezeichnungen der inneren Ereignisse zu, wenigstens da, wo sie noch unbefangen den Gesammteindruck der Beobachtung in ihren Benennungen wiedergibt. Man muß im Einzelnen den Thieren viel Ueberlegung, viel Combination der Gedanken und manchen überraschenden Zug des Scharfsinnes zugestehen: aber den Verstand spricht man ihnen

doch gern ab; sie träumen im Schlaf und denken ohne Zweifel auch wachend an Abwesendes und Künftiges: aber kaum reden wir gern von ihrer Einbildungskraft, Phantasie verweigern wir ihnen durchaus; sie haben ganz gewiß Gefühle, und nicht blos roh sinnliche, sondern wir reden von der Treue des einen, dem Edelmuth des andern: aber im Ganzen Gemüth und Herz behalten wir doch dem Menschen vor; wir müssen leidenschaftliche Erregungen in ihnen annehmen und finden, daß manche derselben in manchen Gattungen durch Zucht unterdrückt und verhütet werden kann: aber freie Selbstbeherrschung schreiben wir doch dem Menschen allein zu, obgleich wir gestehen müssen, daß er eigentlich nie völlig erweislich von seiner Freiheit Gebrauch macht, sondern daß das Ueberwiegen der einen Leidenschaft über die andere und die Furcht der Zucht auch für ihn der häufigste Bestimmungsgrund des Handelns ist. In allen diesen Beziehungen erscheint das menschliche Geistesleben nicht durch eine besondere Natur der Elemente bevorzugt, aus denen es besteht; es sind im Gegentheil schließlich dieselben Mosaikstifte, aus denen sein Bild wie das des thierischen Dichtens und Trachtens zusammengesetzt ist; seine Eigenthümlichkeit liegt in der Art ihrer Verknüpfung und Benutzung, in dem Sinne, der mit diesen Mitteln arbeitet und der alle einzelnen Erfolge durch die Bedeutung veredelt, welche er ihnen als Ausdrücken eines beständigen und in sich zusammenhängenden Lebensplanes verleiht. Jene Einheit, die nur darin besteht, daß mannigfache Thätigkeiten als gleich nothwendige Folgen aus dem Grunde einer und derselben Natur hervorgehen, kommt ohne Zweifel auch jeder Thierseele zu; an dem menschlichen Geiste tritt darüber hinaus noch der Charakter einer methodischen Entwicklungsarbeit auf, welche sehr vielgestaltige Mittel zur Verwirklichung einer als Zweck und Bestimmung vorschwebenden Bildung zusammennimmt.

Von diesem Eindrucke ist eigentlich immer diejenige Auffassung des Seelenlebens geleitet worden, die sich außerhalb der wissenschaftlichen Schule entwickelte; von ihm läßt sich wesentlich auch die eigenthümliche Form der Psychologie beherrschen, die gern unter dem besondern Namen einer Lehre vom Geiste sich von den übrigen Bearbeitungen dieses Gebietes unterscheidet. Denn wenn wir alle Irrungen beiseit lassen, welche theils die eigene Unklarheit dieser Ansicht, theils die herausgeforderte Leidenschaftlichkeit ihrer Gegner verschuldet hat, so zeigt sich leicht, daß ihre eigene Meinung und der Grund des Beifalls, den sie immer wieder finden wird, in ihrer Uebereinstimmung mit einer sehr kenntlichen Neigung der gewöhnlichen Meinung besteht. Unsere unbefangene Wißbegierde nimmt keineswegs bei allen Gegenständen in erster Linie daran Interesse, wie ihre einzelnen Merkmale und Zustände wohl entstehen und sich erhalten mögen, sondern daran, wie diese Mannigfaltigkeit zusammenpaßt. Namentlich die Betrachtung des geistigen Lebens hat zwar schon früh auch jene andern Fragen nach dem Mechanismus seines Betriebes aufgeworfen, aber weit lebendigeren Antheil nahm sie doch von jeher an dem Versuche, die mannigfachen Vermögen, Thätigkeiten und Wirkungsgewohnheiten, die wir in unserem Innern antreffen, als unter einander zusammenstimmende Functionen aus einer einzigen umfassenden Tendenz abzuleiten. So wie wir die einzelnen Züge eines Kunstwerkes in ihrer Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit für den Ausdruck der ganzen Einen Idee desselben verfolgen, ohne uns vorläufig um den technischen Verwirklichungshergang zu kümmern, durch welchen ein Zug neben dem andern im Erz oder Marmor ausgeprägt wurde: ebenso suchen wir das wahre Wesen des Geistes in dem, was er eigentlich mit aller seiner Thätigkeit will, und wir glauben ihn zu verstehen, wenn wir in jeder seiner vielförmigen Aeußerungen einen Ausdruck seines Strebens und in dem Zusammenhange aller die Einheit dieses Strebens wiedererkennen. Und dabei kümmern wit uns zunächst ebenfalls nicht um den ursächlichen Hergang, durch welchen jede einzelne dieser

Erscheinungen des geistigen Lebens realisirt und mit den übrigen in wirksame Verbindung gesetzt wird. Etwie natürlich, setzen wir voraus, werde dafür gesorgt sein; aber das wahre Wesen einer bestimmten geistigen Lebensform liege nicht in den allgemeinen Gesetzen, nach denen jede andere ebenso gut entsteht, als sie selbst; es liege vielmehr in der eigenthümlichen Natur der Anwendungspunkte, die jenen allgemeinen Gesetzen hier anders und besser als in andern Beispielen dargeboten werden und ihnen die Macht erst geben, diese besonders hervorragenden Erfolge zu bewirken. Diese eigenthümlichen Anwendungspunkte brauchen nicht alle nur in besonderen Combinationen äußerer Bedingungen zu bestehen; wir dürfen die Annahme machen, daß der hauptsächlichste unter ihnen eben die besondere lebendige Idee selbst ist, welche den Unterschied des menschlichen Geistes von andern Seelen begründet; aber wir dürfen darum doch die Berücksichtigung jenes Herganges nicht ablehnen, durch welchen eben diese Idee eine wirksame Macht über den Mechanismus der psychischen Wechselwirkungen gewinnen kann; wir dürfen am wenigsten durch den abgenutzten Gegensatz einer höheren und einer niederen Ansicht der Dinge uns von dem Nachweis loszukaufen suchen, wie das ideale Streben der Seele zur Mitarbeit an der überall nach allgemeinen Gesetzen sich vollziehenden Entwicklung des inneren Lebens gelangt.

Man weiß, wie zur Hervorbringung eines Ereignisses stets mancherlei zusammenwirkende Ursachen gehören, alle gleich unentbehrlich, aber doch sonst verschieden an Werth. Häufig ist es möglich, eine einzige unter ihnen, weil durch sie fast ausschließlich die ganze Form des herauskommenden Erfolges bestimmt wird, mit dem Namen der Ursache auszuzeichnen, die andern aber als Mitursachen zu behandeln, die theils als erregende Reize, wie wir meinen, die schon fertige aber noch schlummernde Folge erwecken, theils, und dies ist der richtigere Ausdruck auch für diesen Fall, noch fehlende Bedingungen hinzufügen oder Hindernisse der Entfaltung beseitigen. So verlangt der Keim der Pflanze als Mitursachen

seines Aufgehens viele: sie alle helfen jedoch nur das entwickeln, was vorbestimmt und vorgezeichnet ist durch die Summe aller hier unbestimmt zu lassenden Eigenschaften des Keimes, auf denen sein Bildungstrieb beruht. Aber ohne die Anregung, die ihm von der Einwirkung dieser äußern Reize kommt, würde jener Trieb stets unausgeführt bleiben, und selbst im Falle solcher Einwirkung bestimmt er selbst für sich allein doch nur die erste momentane unendlich kleine Aenderung, welche der Zustand des Keimes erfahren muß. Die ganze Mannigfaltigkeit der verschiedenen Vegetationsphasen dagegen erzeugt sich nur in einer bestimmten Reihenfolge und nur dadurch, daß in jedem Augenblicke auf den eben vorhandenen Zustand des Keimes und auf die Geschwindigkeit und Richtung, mit der die eben in ihm vorhergehenden Bewegungen ihn über diesen Zustand hinauszutreiben suchen, von neuem die Einwirkung der äußeren Miturſachen geschieht. Nicht nur die Anlage zu einer bestimmten Blüthen- und Fruchtform, die wir gemeinhin in dem Samenkorn schon vorhanden denken, erzeugt sich erst an einem bestimmten Punkte seiner Entwicklung, sondern überhaupt jede Anlage zu der Gestaltung des nächsten Augenblickes wird erst in dem jetzigen Augenblick durch den vorhandenen Gesammtzustand und die Summe der neu einwirkenden Bedingungen hervorgebracht. Aber so gewiß auch jeder zweite Schritt der Entwicklung nur dadurch gelingt, daß der bildsame Keim sich so, wie er durch den ersten Schritt verändert worden ist, der mitbestimmenden Kraft der Reize von neuem darbietet, so haben wir dennoch ein Recht, die ganze Reihenfolge seiner Entfaltungen seiner ursprünglichen Natur zuzurechnen. Nur dafür hat er zu sorgen, daß das Gewicht, welches er vermöge dieser Natur zur Begründung der Form jener ersten Umbildung in die Wagschale warf, ein entscheidendes ist, so daß die Gewalt der äußern Reize zwar wohl seine Entwicklung ganz unterdrücken, aber so lange sie fortgeht, sie nicht in eine fremde Bahn ablenken kann. Seinen ursprünglichen Zustand so wie jede seiner späteren Umbildungen müssen die äußern Bedingungen stets als die Haupt-

ursache für die zu bestimmende Form des nächsten Augenblickes anerkennen, sich selbst aber als helfende Kräfte der Verwirklichung derselben unterordnen. Von dem ganzen Bildungstriebe des Keimes wird daher in jedem einzelnen Augenblicke nur ein so großer und so beschaffener Theil als wirksame Kraft auftreten können, wie ihn eben die gerade jetzt geschehende Wechselwirkung zwischen dem Endzustand des vorigen Augenblickes und den neuen Bedingungen des jetzigen motivirt und auslöst; aber diese verschiedenen Wirksamkeiten werden sich zu einer Reihenfolge in sich zusammenstimmender Entwicklungsthätigkeiten verknüpfen, weil durch sie alle hindurch die ursprüngliche Tendenz des Keimes die maßgebende Gewalt bleibt. So geschieht es einerseits, daß aller Bildungstrieb der Pflanze nichts helfen würde, wenn sie ungeduldig wäre, Früchte vor der Blüthe zu treiben; aber anderseits geschieht es dadurch auch, daß der Keim der Eiche wieder Eichen treibt und nie durch die Umstände zur Buche verwandelt wird.

Wer nun so, wie wir es thaten, die eigenthümliche Gestalt des geistigen Lebens in einer ursprünglichen Tendenz des Geistes vorgebildet annimmt, der weiß, daß dieser Ausdruck mit unvollkommener Kürze ein dem vorigen ganz ähnliches Verhalten bezeichnet. Er weiß, daß die Seele weder im Kleinen schon das ist, was sie werden soll, noch ohne irgend eine äußere Anregung sich aufmacht, es zu werden; er weiß ferner, daß, wenn sie dann wirklich angeregt wird, nun nicht auf einmal und ununterbrochen ihre Entwicklung abrollt, als hätte es nur der Hinwegräumung eines Dammes bedurft, um dem aus sich selbst quellenden Strome ihres Bildungstriebes freien Abfluß zu verschaffen. Nur die unablässig erneute Einwirkung helfender Mitursachen auf das, was die Seele durch einen ersten Entwicklungsschritt geworden ist, erzeugt in ihr Fähigkeit und Nothwendigkeit zugleich, einen bestimmten zweiten zu thun. Und sollten diese Mitursachen nicht durchaus in neuen äußeren Reizen, sondern zum Theil in den fortdauernden Nachwirkungen der eignen innern Zustände bestehen, so wie das Planetensystem durch seine eigne Bewegung sich von

neuem in Bewegung versetzt, so würde doch die ursprüngliche Tendenz der Seele, wie hochstrebend sie immer sein möchte, nicht einmal mit diesen eignen innern Zuständen in ungesetzlicher Freiheit schalten und walten können. Auch von ihrem Bildungstriebe wird in jedem Augenblicke nur so viel verwirksamt, als die Gesammtsumme der in ihr vorhandenen Erregungen, die jetzt anstatt äußerer Reize auf sie einwirken, zur Thätigkeit hervorzulocken vermag. So realisirt sich auch ihre Tendenz allerdings nur in einem unabgebrochenen mechanischen Zusammenhange, aber sie ist doch nicht ein passives Erzeugniß desselben. Denn obwohl die Seele nicht rückwirken und antworten kann, bevor sie angeregt und gefragt ist, so ist doch der Inhalt ihrer Antworten ihr Eigenthum und drückt in jedem Augenblick das aus, was sie nach der innerlichen Consequenz ihrer Natur auf diese bestimmten Anregungen zu erwiedern, auf dieser bestimmten Stufe ihrer Entwicklung auszugestalten hatte. Das Integral dieser successiven Aeußerungen ist die ursprüngliche Tendenz der Seele, nur daß man hier nicht blos verschiedene Größenwerthe der Rückwirkung für veränderliche Werthe der Anregungen zu summiren hätte, sondern von verschiedenen momentanen Formen des Wirkens unter veränderlichen Bedingungen zu einer anfänglichen erzeugenden Functionsform zurückgehen müßte.

Die Brauchbarkeit des Gleichnisses vom Pflanzenleben endet indessen hier. Denn der Keim der Pflanze bleibt immer eine Vielheit von Theilen, welche den Typus der künftigen Vegetation nur durch ihre Verknüpfungsweise bestimmen. So erzeugt sich im Laufe der Fortpflanzung ein System verketteter Theilchen aus einer frühern gleichartigen Verkettung anderer; aber nie hat der vegetabilische Bildungstrieb die verdichtete Existenz, in einem einzigen untheilbaren Atom als dessen Natur und Wesen zu schlummern. Deshalb gibt die Entwicklung der Pflanze der erklärenden Form der Wissenschaft überall Beschäftigung; nicht nur die erste Entstehung des Keimes und seiner ursprünglichen plastischen Anlage wird hier ein neuer Gegenstand der Untersuchung, sondern

auch der Grund jeder spätern eigenthümlichen Rückwirkung, die er, bereits umgebildet, aufs neue sich von den äußern Reizen abgewinnen läßt; denn auch diese Rückwirkung beruht hier auf einer neuen Constellation seiner verschiedenen Theile, und ist folglich nach allgemeinen Gesetzen der Gegenwirkung verschiedener Elemente zu beurtheilen. Es ist anders mit dem Geiste. Seine anfängliche Bildungsanlage liegt nicht in Beziehungen unterscheidbarer Theile, sondern in dem Einem untheilbaren Sinne seiner idealen Natur; die Art der Antworten, die er im Lauf seiner Entwicklung den äußern Anregungen gibt, hängt wohl auch von einer inzwischen erfolgten Verschiebung und Umordnung in seinem Innern ab, aber nicht von einer räumlichen Verschiebung gegeneinander selbständiger Theile, sondern von der veränderten intellectuellen Beziehung und Spannung zwischen der augenblicklich erreichten Form und Größe der Erregung oder Aeußerung und dem beständigem idealen Gehalte der geistigen Natur, der zwar Aeußerung überhaupt vielleicht nicht ursprünglich sucht, wenn sie ihm aber abgenöthigt wird, sich vollständig äußern will. Auch in diesen tiefsten Gründen der geistigen Entwicklung findet sich daher die Consequenz eines nothwendigen Zusammenhanges; aber diese Consequenz trägt nicht das Gepräge mathematischer Gesetzlichkeit, sondern das einer ästhetischen Gerechtigkeit, nur in der Art der Folgerichtigkeit, nicht in der Strenge und Festigkeit ihrer Gebote von jener verschieden. Denn wärend das mathematische Gesetz nur die Wechseleinflüsse gleichartiger Ereignisse unmittelbar bestimmt, verkettet die ästhetische Gerechtigkeit das für unsere begriffliche Vergleichung Ungleichartige, aber zu dem Ganzen einer Idee dennoch nothwendig Zusammengehörige. Wohl mag im Ganzen unserer menschlichen Erkenntniß das Gewahrwerden dieser Gerechtigkeit nur als eine unsichere Ahnung, und die Berufung auf sie für eine unvollkommene Beurtheilungsweise der Dinge gelten, weit der Sicherheit nachstehend, welche das mathematische Wissen auf seinem Gebiete erreicht; im Ganzen der Wirklichkeit selbst dagegen sind gerade ihre Gebote die ersten und unverbrüchlichsten,

auf denen aller Zusammenhang der Dinge beruht; sie ist es eben, welche die unwandelbaren Beziehungen zwischen denselben erst feststellt, auf denen aller Calcül wie auf einer gegebenen Grundlage fußen muß, um die Schicksale des einen Elementes aus denen anderer berechenbar finden zu können. Eine allgemeine Statik und Mechanik des Inhaltes geht in der Welt der andern Statik und Mechanik voran, die sich nur auf die Größenveränderungen dieses Inhaltes bezieht. Ihre Gebote werden uns in der Betrachtung der Natur in Gestalt jener thatsächlichen Gesetze der Wechselwirkung bemerkbar, welche die rechnende Theorie nicht machen, sondern nur anerkennen kann; sie treten uns in dem geistigen Leben in der allgemeinen Tendenz entgegen, die uns als der treibende Beweggrund seiner ganzen Entwicklung fühlbar wird.

Wie schwer es nun auch sein mag, diese Tendenz erschöpfend auszusprechen, und wie zahlreich die Quellen des Irrthums, wie groß die Gefahr, die einzelnen Erscheinungen dieser Entwicklung willkührlich und einseitig zu schätzen und zu deuten, so können wir doch, im Begriffe diesen Weg einzuschlagen, nicht zugeben, daß eine unausfüllbare Kluft die Verbindung der Ansicht von einer idealen Einheit des geistigen Lebens mit der andern von der mechanischen Verwirklichung desselben hindere. Wer die eben gemachten Bemerkungen aufmerksam verfolgt, wird in ihnen die andere ergänzende Hälfte einer Gedankenreihe erkennen, die wir früher zu verfechten hatten (II. S. 34 ff.). Damals mußten wir darauf hindeuten, wie allem äußeren berechenbaren Mechanismus der körperlichen Welt ein inneres Geschehen zu Grunde liegt; hier hatten wir hervorzuheben, wie unumgänglich jedes innere Geschehen, so groß auch seine bedeutsame ideale Herrlichkeit sein möchte, nicht nur in sich selbst gesetzlich ist, sondern auch sogleich sich wieder dem Zusammenhange eines vergleichungsweise äußern Mechanismus, d. h. eines solchen anschließt, welcher nicht mehr auf die ästhetische Consequenz der idealen Momente, sondern nur noch auf die Größe der wirksamen Kraft Rücksicht nimmt, mit welcher jedes derselben sich gelten zu machen weiß. Zwischen die

streitenden Auffassungen des geistigen Lebens tritt die unsere so, daß sie weder die bedeutsame Idee als die schrankenlos gestaltende Macht isolirt über der niedern Sphäre des gemeinen psychischen Mechanismus schweben läßt, noch ohne die Voraussetzung eines gestaltenden idealen Triebes mit der blinden Arbeit des letztern allein sich begnügen kann. Vielmehr die Idee selbst möchten wir als eine der mitwirkenden Kräfte an dieser Arbeit fassen, so daß sie zwar ihrem Wesen nach, wie jede ursprüngliche Kraft, vom Mechanismus unabhängig vorausgeht, wirksam aber doch nur wird, so fern die Wärme ihres Strebens völlig als ein den übrigen wirksamen Kräften gleichartiges mechanisches Aequivalent auftritt. Aber die weitere Verfolgung dieser Gedanken gehört so sehr der Zukunft, daß wir uns hier begnügen müssen, nur das Princip unserer Betrachtung gerechtfertigt zu haben; zwischen ihm und seiner Durchführung im Einzelnen liegt eine große Kluft, tröstlich für die, denen diese wiederholte Auseinandersetzung oft schon angedeuteter Ueberzeugungen in zu dunkele Gegenden zu führen schien. Denn von selbst sehen wir uns nun genöthigt, zu dem bekannten Schauspiel der Erfahrungen zurückzukehren, in denen dem beobachtenden Blicke der ursprüngliche Trieb des geistigen Lebens sich verrathen dürfte.

Und mit zu lebhaftem Antheil hat dieser Blick seit den ältesten Zeiten auf seinem Gegenstande geruht, um uns befürchten zu lassen, der oft wiederholte Versuch, den wesentlichen Kern der geistigen Entwicklung auszusprechen, habe bisher sein Ziel ganz verfehlen können. Dem träumerischen Dasein der Thierwelt, die von wechselnden Eindrücken wechselnd befangen wird, stellte man die menschliche Weise als ein helles Wachen gegenüber, das durch unendlich mannigfache, sich selbst immer von neuem überbietende Reflexion jeden Eindruck und jeden Zustand zum Gegenstand eines neuen Wissens machen kann und so das dumpfe Ver=

senktsein in den Inhalt der Vorstellungswelt zu einem freien lebendigen Besitze desselben verwandelt. Mit dem unklaren Bewußtsein des Thieres, das nur durch das unmittelbare sinnliche Gefühl seiner Existenz und durch Erinnerung an seine besondern, und doch wie wenig besondern, Erlebnisse sich von andern seiner Gattung unterscheidet, contrastirte man das Selbstbewußtsein der menschlichen Persönlichkeit, die als ein völlig Individuelles sich aller Welt gegenüber wisse. In allen Stufen der menschlichen Entwicklung fand man deutlich den Beruf des Geistes ausgedrückt, nicht nur Eindrücke zu leiden von der Welt und auf sie zurückzuwirken, so wie ein Ding vom andern leidet und auf es zurückwirkt, sondern in diesem Wechselverhältniß den dunkeln Anschein einer fremdartigen Realität zu zerstören, die das Thier beständig unverstanden umgibt. In klarer Erkenntniß werde dem menschlichen Geiste das Innere der Dinge offenbar, und er begreife, daß dies ganze Nicht=Ich der Sachlichkeit nur ein verkleidetes Bewußtsein ist, unter dessen Hülle er nur sich selbst und die Züge seiner eigenen Natur wiederfinde. In allen diesen Ausdrücken und in vielen ähnlichen fühlen wir ohne Zweifel die wahre Natur des Geistes berührt, vielleicht mit einiger Hinneigung zur Ueberschätzung seiner blos erkennenden Thätigkeit, und wenigstens die weiteren Ausführungen solcher Ansichten nicht frei von dem Vorwurf, hohe Bildungsstufen, die unsere Entwicklung unter günstigen Bedingungen erreichen kann, zu unmittelbar zu den natürlichen Ergebnissen derselben zu zählen; endlich vielleicht auch darin unvollständig, daß sie mit einer entschuldbaren Vorliebe für die Lichtseite dieser Entwicklung zu sehr nur den Keim des Guten in dem Geiste beachteten und nicht vorsichtig genug waren, ihn so zu schildern, daß aus seiner Naturanlage auch das Schändliche, Verkehrte und Böse begreiflich wird, dessen Dasein die Erfahrung nicht unbemerkt lassen kann. Diese Bedenken können uns indessen nicht abhalten, an die erwähnten Betrachtungen, wenigstens hier anzuknüpfen, wo es uns zunächst um den Unterschied zu thun ist, durch den die Intelligenz des

menschlichen Geistes, abgesehen von dem, was er sonst ist, die Regsamkeit der Thierseele überbietet.

Während in den unbeseelten Dingen der Eindruck, den ihnen der vorige Augenblick nachließ, ein mitbestimmender Grund für die Gestaltung des nächsten Augenblickes ist, mithin die Vergangenheit durch ihre Nachwirkungen in der Gegenwart fortlebt, so hat ohne Zweifel schon das innere Leben der Thiere dies voraus, daß seine früheren Zustände nicht nur in dieser Weise den spätern vorarbeiten, sondern daß sie häufig als bewußte Vorstellungen neben den letztern festgehalten, und daß die Beziehung zwischen beiden, die dort nur eine blind wirkende Macht war, hier zum Gegenstand eines neuen Bewußtseins werden kann. Es ist nutzlos bestimmen zu wollen, bis zu welcher Feinheit sich in den Thieren diese beziehende Thätigkeit entwickeln mag, und wir können zugeben, daß sie vielleicht nur sehr geringe Höhen erreicht, obwohl die Sicherheit, mit der diese Behauptung oft gewagt wird, weit mehr auf der Ueberhebung menschlichen Stolzes als auf wirklicher Kenntniß der Thierseele beruht. Die Steigerung nun, welche die Fähigkeit zu solcher Reflexion auf eigne Zustände in dem Menschen erfährt, läßt sich nicht wohl einfach als eine größere Stärke fassen; es ist kein klarer Gedanke, daß eine Beziehung zweier Elemente mehr oder weniger vollzogen werde, wenn man nicht dies Mehr und Minder entweder in der verschiedenen Vollzähligkeit der vollzogenen Beziehungen zwischen allen beziehbaren Punkten des Inhaltes, also in der Vielseitigkeit dieses Thuns, oder in der vervielfältigten Wiederholung derselben Handlung sucht, die, so oft sie geschieht, sich ebenso oft wieder zu ihrem eignen Gegenstand, zum Object einer neuen Reflexion macht.

Man ist öfter geneigt gewesen, in der letztern Weise jenen Unterschied festzustellen; die Thiere mögen noch wissen, daß sie verschiedene Vorstellungen haben und das gegenseitige Verhältniß zwischen den Inhalten derselben empfinden; aber damit sei ihre Regsamkeit erschöpft; der Mensch mache außerdem dieses Wissen von seinen Vorstellungen zum Gegenstand eines neuen Wissens,

beobachte sich also in seiner eignen beziehenden Thätigkeit, und dies Beobachten wiederum beobachte er von neuem, und so ins Unendliche fort wisse er um das Wissen vom Wissen seines Wissens, so lange bis er selbst müde wird, auf dieser Leiter der Selbstbespiegelung weiter aufzusteigen, oder wir müde werden, ihm zu folgen. Beides wird sehr bald geschehen, denn wir überzeugen uns bald, daß die Aussicht im Aufsteigen nicht weiter wird. Ist es die unterste Stufe der Leiter, nur der Schauplatz des Aufbewahrens und Verschwindens der unmittelbaren Eindrücke zu sein, die in bestimmten Verhältnissen, von mechanischen Gesetzen geleitet, sich an einander ketten, so ist allerdings das Gewahrwerden dieser Beziehungen zwischen ihnen und ihre wissentliche Verknüpfung zu einem zusammenhängenden Weltbilde eine neue Begebenheit in der Seele und eine zweite Stufe ihrer Entwicklung. Ist ferner dieses erste Erwachen des beziehenden Wissens zwar eine thätige, aber an den jedesmaligen Einzelfall hingegebene und ihres Thuns sich nicht abgesondert bewußte Ergreifung der Anschauung, so bildet die Selbstbesinnung, welche diese instinctiven Bemühungen in ihrem Zusammenhang unter sich als Thätigkeiten des Ich begreift, und sie in allgemeiner Gestalt von den einzelnen Beispielen ihrer Anwendung ablöst, ohne Zweifel eine neue, dritte Stufe der Entwicklung. Aber keine höhere Sprosse führt nun noch eine wesentliche Umgestaltung der Sache, oder eine neue Stellung der reflectirenden Seele zu ihren unmittelbaren Zuständen herbei; jede nochmalige Spiegelung dieses Wissens in einem höheren verdunkelt nur, wie jede öftere Reflexion desselben Bildes, die Umrisse seines Inhaltes. Wir gelangen nur weiter, wenn wir den zweiten der oben erwähnten Gesichtspunkte benutzen. Indem wir in den zahllos verschiedenen Fällen äußerer Eindrücke uns der jedesmal anders gestalteten und doch wesentlich gleichartigen Beziehungsthätigkeiten bewußt werden, zu denen sie uns veranlassen, steigern wir durch diese wachsende Vielseitigkeit unserer Reflexion unsere Kenntniß sowohl von den Dingen als von uns selbst und glauben dann durch einen höheren Standpunkt gewonnen zu

haben, was wir in der That der allseitigern Benutzung eines und desselben verdanken. Ueberlegen wir nun, wie diese drei verschiedenen Stufen des Wissens sich in der thierischen Seele und dem menschlichen Geiste verhalten.

Das erste Element alles innern Lebens, die unmittelbaren Empfindungen, welche die Außenwelt uns verursacht, haben wir als gleichartig in allen Geschöpfen angenommen, deren Vergleichung mit uns überhaupt Interesse haben könnte, und wir kommen auf ihre früher vorangeschickte Betrachtung hier nicht zurück. Das zweite Element besteht in jenen durch den Mechanismus der innern Zustände herbeigeführten Verbindungsformen, durch welche diese Eindrücke zu dem Bilde einer Welt verknüpft werden; Formen, die nicht vom Bewußtsein oder der Willkühr der Seele gehandhabt werden, sondern deren Einarbeitung in den Inhalt der Sinnlichkeit ein hinter dem Rücken des Bewußtseins geschehendes Ereigniß ist, dessen fertiges Ergebniß allein sich seiner Kenntnißnahme darbietet. Wir können später in wissenschaftlicher Reflexion zu errathen suchen, aber wir können nicht unmittelbar zusehen, wie unsere Seele beschäftigt ist, das Mannigfache der Eindrücke in Raum und Zeit zu ordnen; nur das glatte fertig gearbeitete Raumbild der Welt tritt vor unser Auge, und unmittelbar glauben wir die Zeit und die Bewegung der Ereignisse in ihr wahrzunehmen. Mit gleich unbewußter Nothwendigkeit entstehen in uns Vorstellungen von Dingen überhaupt, und die Gewohnheit, zu jeder Veränderung des Gegenwärtigen etwas hinzuzudenken, woher sie gekommen, ein anderes, wohin sie führen wird, vieles um sie her, wovon sie als von ihrer bleibenden Umgebung sich abhebt. Alle Vergleiche ferner und alle Unterscheidungen beginnen mit der Wahrnehmung von Gleichheiten oder Unterschieden, die unmittelbar in der Anschauung gegeben werden. Nur verfeinert mögen sie wohl werden durch Hilfe bewußter Ueberlegungen; aber alles beziehende Wissen überhaupt, wenn es in dem Bewußtwerden der Veränderung besteht, die unser innerer Zustand beim Uebergang von einem Eindruck zum andern erfährt, kann die Art und

Größe dieser Veränderung nur als ein entstandenes Ergebniß wahrnehmen, muß aber dem unbewußten Mechanismus unserer Natur überlassen, sie hervorzubringen. Ob eine Farbe einer andern gleich oder ungleich, einer dritten verwandter sei als einer vierten, diese Vergleichung liegt allerdings nicht wirklich unmittelbar in der Empfindung, aber dennoch haben wir Recht, wenn wir glauben, Verhältnisse dieser Art sehen zu müssen und sie nicht denkend begreifen zu können. Denn die Wechselwirkungen, durch welche die den einzelnen Farben entsprechenden Erregungszustände unserer Seele das Urtheil über ihre Gleichheit oder ihre Verwandtschaftsgrade bestimmen, entgehen unserem Bewußtsein durchaus; nur das fertige Resultat, der Inhalt dieses Urtheils, steht wie eine einfache sinnliche Thatsache vor uns. Und ebenso würde man nie die Größenverhältnisse zweier sichtbaren Gegenstände ermitteln können, wenn nicht alle Kunstgriffe der Berechnung, die man in schwierigeren Fällen dazu aufbietet, schließlich doch allemal dadurch unterstützt würden, daß die Gleichheit oder Ungleichheit der Theile des letzten Maßstabes, auf den man sich beruft, unmittelbar wahrnehmbar ist. So kann man sagen, daß in dem ganzen Bereich dieser Thätigkeit, der zweiten jener Ausbildungsstufen, die wir unterschieden, das Bewußtsein nur nachher kommend Kenntniß nimmt von Beziehungen, die es nicht selbsthandelnd angestiftet, sondern die ihm der unbewußte Mechanismus der psychischen Zustände vorgearbeitet hat. Und von diesen Beziehungen, durch welche zuerst die wüste Mannigfaltigkeit der zusammenströmenden Eindrücke zu einer Weltvorstellung gegliedert wird, kann man keine den Thieren absprechen, ohne ihr alltägliches Leben unbegreiflich zu machen. Abgesehen von den räumlichen Anschauungen, in denen sie sich gleich gut zurecht finden wie wir, beweisen sie durch ihre Furcht vor dem Großen und die Verachtung des Kleinen ihre Größenschätzung, durch das Verständniß der Drohung ihre Gewohnheit, an die Vorstellung des Gegenwärtigen die der nächsten Folge zu knüpfen, durch ihr Umsehen bei unvermutheten Eindrücken die andere, die Quelle zu

suchen, woher das Neue kommt. Weder der Nestbau des Vogels noch das Gewebe der Spinne, noch weniger die verbessernde Rücksichtnahme auf Umstände und zufällige Störungen, die beide in diesen Werken entfalten, wäre ohne das Zugeständniß erklärlich, daß auch ihre Seelen Vorhandenes mit Abwesendem, mangelhaftes Wirkliche mit dem vollkommenen Bilde des Gewollten vergleichen, den Unterschied wahrnehmen und in einem Dritten das Mittel seiner Beseitigung erkennen.

Aber in der Lebhaftigkeit und Vielseitigkeit der Ausübung dieser Fähigkeiten finden wir ein bedeutendes Uebergewicht des Menschen. Es ist auffallend, wie sehr das Thier sich zur Wahrnehmung und zum Handeln nur augenblicklich durch Ereignisse aufregen läßt, die ein seiner Gattung zukommendes egoistisches Interesse, sei es der Selbsterhaltung oder des Vortheils, erwecken, und wie bald selbst dann nach den ersten Schritten seine Regsamkeit zu erlahmen beginnt, nachdem entweder die aufgestörten Triebe befriedigt sind, oder die weitere Beschäftigung mit dem eindruckerzeugenden Gegenstande ihm keine neuen Vorstellungen geliefert hat, die in näherem Bezuge zu seinen Lebensbedürfnissen ständen. Tausende von Erscheinungen und Ereignissen umgeben das Thier beständig und machen nicht nur ihre physischen Eindrücke auf seine Organisation, sondern erwecken unstreitig auch Vorstellungen in ihm; aber sehr wenige von diesen tausenden haben für sein Bewußtsein die anregende Kraft eines Interesses, welches einen sich fortspinnenden und allmählig erweiternden Gedankenlauf anregen und unterhalten könnte. Man täuscht sich allerdings, wenn man das ganze Seelenleben des Thieres nur als einen Instinct faßt, der ohne Empfänglichkeit für alles zur Seite Liegende auf geradem Wege immer nur Zielen zustrebe, die in dem Charakter der Gattung begründet sind; ohne Zweifel kommt auch der Thierseele ein Gebiet unbefangener, für die mannigfach wechselnden Lagen des Lebens empfänglicher Regsamkeit zu, so wie umgekehrt das geistige Leben des Menschen nicht durchaus schattenloses Selbstbewußtsein und freie Selbstbestimmung ist,

sondern auch durch manchen instinctiven Drang den organischen Zwecken seiner Gattung zugelenkt wird. Aber es fehlt dem Thiere in seinem Wahrnehmen die fortstrebende Unruhe der Neugier, die Großes und Kleines, Nahes und Fernes mit gleicher Lust und ohne Rücksicht auf besondere Vortheile umfaßt; es fehlt ebenso seinem praktischen Verhalten, hauptsächlich wohl durch diesen Mangel bedingt, ein Antrieb zum Fortschritt. Mag es wahr sein oder nicht, daß der Affe nicht auf den Gedanken geräth, das von Menschen verlassene Feuer, an dem er sich wärmt, zu unterhalten: jedenfalls bemerken wir nicht, daß den gelehrigsten Thieren in den Sinn käme, die Kunstfertigkeiten, die ihnen der Eifer des Menschen beigebracht, jemals zur Verbesserung ihrer Zustände zweckmäßig weiter zu verwenden. Ein allgemeiner Wissenstrieb und ein allgemeiner Drang zu vielförmigem Handeln sind dieser einseitigen und erfolglosen Lernfähigkeit gegenüber die natürlichen Instincte des menschlichen Geistes.

Man würde mit Unrecht diesem anfänglichen Triebe eine tiefere Bedeutung beilegen; er ist weder ursprünglich auf die Wahrheit der Dinge gerichtet, noch weiß er von einem Ziele, das er verfolgte; wie der physische Hunger, der die Organisation umtreibt, ist er die Unruhe der Seele, die Beschäftigung sucht. Nach Eindrücken überhaupt ist der natürliche gesunde Mensch überall begierig; zuerst folgen seine Sinne allem, was ihnen Nahrung gibt, dann seine Gedanken allem, was den Vorrath seiner Vorstellungen mit neuem, und doch durch Anknüpfbarkeit an das schon Besessene verständlichem Inhalt vermehren kann. An glänzenden bunten Farben, an Lärm und Getöse, an allem, woran es etwas zu sehen und zu hören gibt, freut sich der Sinn wilder Völkerschaften, und die blinde Naschhaftigkeit des Kindes verräth vielleicht mehr diese allgemeine Begierde nach Eindrücken, als die besondere Lust am Geschmack; an Erzählungen und Mährchen hängt Beider Herz, zuerst wenigstens ohne andere Forderungen an den Inhalt, außer daß er bunt und farbenreich und wechselnd den Hunger der Einbildungskraft stille. Diese allgemeine und

formlose Lust an der Mannigfaltigkeit der Dinge beschränkt und veredelt sich im Laufe des Lebens; das Interesse an den einzelnen sinnlichen Eindrücken, die täglich sich gleichartig darbieten, trägt sich auf die wechselnden Verbindungsweisen derselben über; mit dem Zunehmen der persönlichen Erfahrungen von des Lebens Lust und Leid gewinnen an überwiegender Bedeutung alle die Wahrnehmungen, die als Ursachen oder Folgen, als Gleichnisse und Symbole an das Erlebte erinnern, und ein lehrhaftes Element wird nach und nach in den Eindrücken zu der bloßen Unterhaltung hinzu verlangt. Aber diese Verengerung des Gedankenlaufes tilgt doch selten ganz die anfängliche allseitige Erregbarkeit; sie bleibt theils in der unverwüstlichen Neugierde zurück, die überall dabei sein und das eigne Ich zum Theilnehmer oder doch zum Zuschauer aller Begebenheiten der Welt machen möchte, theils lebt sie in edlerer Form in dem poetischen abenteuernden Sinne fort, der ohne besondere Aufklärungen zu suchen, ohne bestimmte Zwecke zu verfolgen, sich an der unermeßlichen Mannigfaltigkeit der Welt freut, glücklich darüber, daß sie groß genug ist, um immer wieder der Empfänglichkeit des Gemüthes Nahrung zu geben.

Und neben dieser lebhaften Auffassung der Welt wird ebenso früh das thätige Hinausstreben der Seele zu ihrer Veränderung und Beherrschung bemerkbar. Unsere Theilnahme haftet nicht lange an Erscheinungen, die uns ganz unveränderlich entgegenstehen; nur die höhere Ausbildung des Gemüthes kann sich träumend in sie versenken, weil sie die Fülle ihres innern Lebens an sie anknüpft. Aber alles, was in den Bereich seiner Hände kommt, beginnt schon das Kind zu verarbeiten; zuerst vernichtend, theils aus Ungeschick, theils als einfachste Form, an der Gegenständlichkeit, die eine Schranke des eignen Wesens schien, sich zur Geltung zu bringen; bald aber regt sich der feinere Trieb des Umgestaltens, der in einem bestehenden und positiven Erzeugniß sein eignes Belieben verkörpern will. Man weiß, wie wenig dem Kinde ein starres Spielzeug genügt, dem nicht wenigstens viel=

fache Formen der Bewegung mittheilbar sind, und wie früh und allgemein sich seine Neigung zeigt, jede vorgefundene Aufstellung eines Mannigfachen umzuändern, nicht weil sie, so wie sie war, einem besondern Bedürfniß widersprach, sondern weil es überhaupt dem Triebe der Willkühr widerspricht, daß etwas geordnet sei, ohne von ihr geordnet zu sein. Und noch viel einfacher zeigt sich dies Hinausgreifen des Ich über die Welt. Es ist dem Kinde nicht nöthig, seine Arbeit an die Dinge verwandt zu haben, um sich auf sie ein Recht des Besitzes zuzuschreiben; schon was es gesehen hat, scheint ihm sein Eigenthum, weil doch sein Blick darauf geruht hat; noch viel mehr jeder Gegenstand, der sich länger in seiner Umgebung befand, ihm öfter als Mittel seines Spieles gedient und mit ihm in einer Wechselwirkung gegebener und empfangener Eindrücke gestanden hat. Und darin ahmt ihm der Erwachsene eigentlich nach; der erste zufällige Entdecker eines Naturproductes oder einer schönen Landschaft fühlt sich als geistiger Eigenthümer und hat oft die Versuchung zu überwinden, sich für gekränkt zu halten, wenn nun die Kenntniß Anderer von seinem Funde Besitz nimmt. Am Ende ist Alles, der Boden und die Bäume, die auf ihm wurzeln, die beweglichen Stoffe und die Thiere, ursprünglich auf diese Weise zur Habe des Menschen geworden; erst die streitenden Ansprüche Verschiedener haben zu bestimmteren Formen der Besitzergreifung geführt.

Nun würde alle diese unruhige Begier des Handelns der Vielseitigkeit der Ausbildung von früh an hinderlich werden, wenn sie bald auf Gegenstände träfe, in deren dauerndem Interesse sich der Geist befangen lassen könnte. In der That führt das spätere Leben durch die Wahl eines Berufes zu dieser Verengung der geistigen Regsamkeit und zur nachträglichen Entwicklung eines einseitigen Instinctes, der von Vielem sich theilnahmlos abwendet, woran das natürliche Gemüth unbefangenes Interesse nimmt. Aber mit Recht ist längst hervorgehoben worden, welche begünstigende Bedingung besseren Erfolges in der langen unbehilflichen Kindheit des Menschen liegt. In seiner nächsten Umgebung trifft

die unruhige Beweglichkeit des Kindes kaum etwas an, was durch dauernde und hervorstechend große Lust sich ihm zum bleibenden Zwecke seines Trachtens gestalten könnte, und geschähe es doch, so würde der Mangel an Kraft die energische und stetige Verfolgung solcher Ziele hindern. Sehr viele Vorstellungen sammeln sich daher einstweilen an, ohne sofort in einzelne Handlungen übergehen zu können, und durch die Ausführung derselben die Empfänglichkeit von andern bildenden Eindrücken abzuwenden. Was dem Kinde möglich bleibt, sind meist nur formelle oberflächliche Umgestaltungen seiner Umgebung, die wenig äußerlichen Erfolg, keine hervorstechende sinnliche Lust, keine Befriedigung dringender Bedürfnisse, um so mehr aber eine außerordentliche Menge neuer Anschauungen und Vorstellungen des Zusammenhanges zwischen veränderlichen Verhältnissen gewähren. Die menschliche Kindheit ist nicht nur, wie die spielerische Jugend des Thieres, ein vergnügter Scherz sinnlichen Behagens, sondern zugleich eine Zeit des Lernens und der Poesie; kindischer Poesie freilich, aber doch einer echten, die mit wunderbarer Leichtigkeit und sinnlicher Uninteressirtheit sich in die Verhältnisse der Dinge nicht nur wissend, sondern auch gemüthlich einlebt, und von der ein Nachglanz auch dem allmählig verarmenden Leben zurückbleibt.

Die Menge der so entstandenen Kenntnisse scheint zunächst nur als eine Auswahl von Mitteln Werth zu haben, die später zur Erfüllung sich einfindender Zwecke zu Gebot stehen; allein auch wenn wir zunächst davon absehen, daß Humanität nicht in der Virtuosität des Wissens, gleichviel welches Inhaltes, besteht, sondern gar sehr von dem Werthe und der vielseitigen Bedeutung dessen abhängt, was eben diesen Inhalt unserer Weltanschauung bildet, so hat doch auch für die blos formelle Vollendung der menschlichen Intelligenz die Ausdehnung des gewonnenen Vorstellungsinhaltes ihren offenbaren Vortheil. Es ist ein leerer Aberglaube, daß der Mensch, auch wenn die Umgebungen seines

Lebens ihm nur die ärmlichsten und monotonsten Wahrnehmungen zuführten, doch durch die ihm eingeborne Art, sie aufzufassen, dem Thiere unendlich überlegen sein würde; eben diese Auffassungsweisen bilden sich nur durch Uebung an dem Stoffe der Erfahrung aus, und wo die Kärglichkeit der äußeren Wahrnehmungswelt ihre Entfaltung doch nicht sehr zu hindern scheint, da findet, was wir meist vergessen, ein großer Ersatz durch die Erziehung statt, die unzählige in dem äußern Leben fehlende Anknüpfungspunkte des Nachdenkens durch Ueberlieferung hinzufügt. Auf diese allmählige Ausbildung der Intelligenz haben wir jetzt einige Blicke zu werfen.

Ihre ersten Schritte verrathen kaum eine Thätigkeit, die wir nicht auch dem Thiere zugestehen müßten. So lange die buntgefärbte Fläche, die etwa das Sehfeld darböte, unverändert und unbewegt bliebe, würde die Anschauung, auch wenn sie mit der Absicht einer Zergliederung hinzuträte, aber noch durch keine frühere Erfahrung geleitet würde, keine Veranlassung finden, jene Theilstriche anzubringen, welche dies ganze Gemälde in eine Anzahl einzelner Bilder zerfällten. Erst die Bewegung, welche die vorige Zeichnung und Lagerung zerreißt, lenkt den Blick auf die einzelne Gestalt, die alle ihre Bestandtheile unverändert zusammenhaltend sich von der Umgebung löst, und indem unser Auge sie verfolgt gewinnt ihre beständige Gleichheit mit sich selbst an Klarheit das Uebergewicht über die wechselnden einander gegenseitig verdunkelnden Hintergründe, an denen sie vorübergeht. So entstehen Bilder der Dinge, in dem Thiere wie in dem Menschen, nur daß der letztere, wenn er sie mit Namen der Sprache bezeichnet, ein früh sich einfindendes Nebengefühl ausdrückt, das wir in dem Thiere bezweifeln, dies nämlich, daß das Mannigfache in jedem solchen Bilde nicht nur beisammen *sei*, sondern zusammen *gehöre*, als innerliche Einheit eines Ganzen von Theilen, nicht nur äußerliche eines Haufens von Vielem. Nun besteht die wahrnehmbare Welt nicht aus unzähligen unvergleichlichen Einzelheiten, sondern aus mannigfachen Verknüpfungen von Eindrücken,

die in wenige auf einander nicht zurückführbare Gruppen zerfallen. Schon die unmittelbare Wahrnehmung aber unterscheidet nur unvollkommen zwei sehr nahe benachbarte Glieder solcher Reihen, zwei Farbenschattirungen, zwei fast gleich hohe Töne; noch mehr entgehen solche Unterschiede der Erinnerung, wenn ein Zeitverlauf zwischen die erste und die zweite dieser Empfindungen fiel. Mit unmittelbarer Deutlichkeit tritt anderseits für unsere Anschauung das Verwandte in mehreren Gliedern jeder Reihe hervor, obgleich es von dem gleich deutlich mitgefühlten Ungleichen nicht trennbar ist. Was Roth und Blau beide zu Farben macht, läßt sich nicht absondern von dem, was Roth zu Roth und Blau zu Blau macht, aber trotz der Unmöglichkeit dieser Zergliederung erkennen wir doch lebhaft die Aehnlichkeit beider in dem gemeinschaftlichen Namen der Farbe an. So entsteht, indem dasselbe sich an Tönen, Geschmäcken, Gerüchen und den Empfindungen des Tastsinnes wiederholt, eine Gruppe allgemeiner Vorstellungen, deren Inhalt nicht durch zusammensetzende Thätigkeit des Denkens hervorgebracht und nie für sich allein, sondern stets nur an den verschiedenen Beispielen anschaulich ist, als deren einfacher, gemeinsamer Charakter er unmittelbar empfunden wird. Zugleich mit dieser Gruppe aber, und begünstigt durch das leichte Zusammenfallen verwandter aber doch nicht ganz gleicher Merkmale in einen Eindruck, entwickeln sich jene andern allgemeinen Bilder, in denen eine Mannigfaltigkeit verbundener Theile unterschieden bleibt; Bilder von Gegenständen, welche die Wahrnehmung oft, in vielfachen Exemplaren darbot, und deren Einzelformen mit Verwischung ihrer feinen Unterschiede und mit Verstärkung ihrer gemeinschaftlichen Züge sich zu einem mittleren Gesammtumriß verschmolzen haben. Auch hierin liegt an sich nichts, was die menschliche Intelligenz auszeichnete; ganz ähnliche allgemeine Bilder kommen ohne Zweifel auch in dem Vorstellungslaufe des Thieres vor; es muß deren haben, schon um seine Feinde erkennen zu können, oder die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse; denn beide fallen in verschiedenen nicht gleichen, sondern nur ähn-

lichen Exemplaren in seine Erfahrung, und beide können namentlich jeder Furcht vor Zukünftigem, die das Thier ausdrückt, nur als solche unbestimmte allgemeine Bilder vorschweben. Ein einziger Zug mag hierin dem menschlichen Vorstellen eigenthümlich sein: der neue Eindruck ruft nicht nur in unserer Erinnerung das allgemeine Bild, dem er ähnlich ist, als eine begleitende Erscheinung wieder hervor, sondern dies Allgemeine wird von uns als das beherrschende Gesetz angesehen, welches die Verbindung der Merkmale in jeder besonderen Wahrnehmung vorzeichnet, oder als der bleibende wesentliche Stamm, an den sich veränderlich hier diese, dort andere bestimmtere Eigenschaften knüpfen.

Hierin liegt der einzige unterscheidende Charakter, welcher die Begriffe des menschlichen Denkens auszeichnet, so nämlich, wie sie wirklich im unbefangenen Anschauen der Welt in uns entstehen, abgesehen von der höheren Ausbildung, die ein schulmäßiges Denken ihnen zu geben sucht und oft mit Unrecht schon in ihnen zu finden glaubt. Sehr vielen Worten der Sprache entspricht sogar im gewöhnlichen Gebrauch eine noch weniger ausgebildete Auffassungsweise ihres Inhaltes. Wer von Natur, vom Leben, von Geschichte spricht, häuft in diesen Namen eine unbestimmte Menge einzelner nur sehr theilweis bekannter Ereignisse zusammen und begleitet diese Summe mit dem Nebengedanken, daß sie ein Ganzes bilde, ohne doch durch irgend ein mitgedachtes und angebbares Gesetz die Form ihrer Vereinigung zu bestimmen. Selbst da, wo dies geschieht, wie in dem Eigennamen einer Person, für deren individuelle Merkmale wir das Allgemeinbild des Menschen als vereinigendes Muster hinzudenken, ist diese aufklärende und formbestimmende Thätigkeit unsers Vorstellens überall unvollendet und unvollendbar. Denn dies Bild des Menschen, durch welches wir hier Klarheit schaffen wollen, wird eine neue Erläuterung der Art bedürfen, in welcher seine eigenen Bestandtheile zu einem Ganzen verbunden sind. Wir geben diese Erläuterung dadurch, daß wir das noch allgemeinere Bild des Thieres als das Muster anführen, nach welchem die Merkmale

des Menschen zusammenhängen. Man sieht, wie dies weiter geht: jede Definition, die das unmittelbar Gegebene durch sein innerliches Bildungsgesetz zu bestimmen sucht, schiebt nur, wenn sie auf die allgemeinere Art oder Gattung zurückgeht, den größeren Theil der auszuführenden Arbeit als einen schon ausgeführten zur Seite. Sie beruft sich darauf, der natürliche Mechanismus des Vorstellungsverlaufes werde in jedem Bewußtsein verständliche und anschauliche Bilder dieses Allgemeineren bereits erzeugt haben, von denen sie nun ausgehen will, um durch Hinzufügung der letzten unterscheidenden Merkmale das specielle Bild des besondern Inhaltes zu vollenden, von dem die Rede sei. Je weiter indessen die allgemeinen Vorstellungen von der unmittelbaren Wahrnehmung des Einzelnen abliegen, um so weniger ist offenbar auf Vollständigkeit, Klarheit und übereinstimmende Feststellung ihres Inhaltes zu rechnen; im Gegentheil wird im naturwüchsigen Gebrauch des Denkens jeder Begriff dann am klarsten sein, wenn er sich nur auf das zunächst liegende allgemeine Bild beruft, dessen wesentliche Züge noch jedes Bewußtsein mit erträglicher Vollständigkeit und Genauigkeit beisammenhält. Sollen nun auf den Grund dieses Bildes die besonderen Züge des einzelnen Gegenstandes aufgetragen werden, so würde eigentlich jedes der allgemeinen Merkmale des ersteren einer besonderen und eigenthümlichen Modification bedürfen, um als Merkmal des letztern auftreten zu können; jeder Zug des allgemeinen Charakters des Thieres z. B. würde in dem besonderen Wesen des Menschen in eigenthümlicher menschlicher Form ausgeprägt sein. Aber anstatt dieser selbst für die Wissenschaft unerfüllbaren Aufgabe muß sowohl die logische Definition als der gemeine Gebrauch des Denkens sich begnügen, einen oder wenige charakteristische Züge des Menschen hervorzuheben, die ihn von andern Arten der Thiere unterscheiden, die Verbindung dieses Zuges aber mit den übrigen Eigenschaften bleibt ebenso sehr einem unklaren Gesammteindruck überlassen, wie die Bedeutung des höheren Begriffes, vom Thiere, ursprünglich einem solchen überlassen blieb. So wenig geben

unsere gewöhnlichen Begriffe die innere Organisation ihres Inhaltes wieder; nicht sowohl zur Erkenntniß dessen bestimmt, was ihr Gegenstand eigentlich ist, als vielmehr zu seiner bloßen Unterscheidung von dem, was er nicht ist, knüpfen sie meist nur an einen ganz unanalysirten Gesammteindruck eine vage Erinnerung an ein Allgemeines, das in ihm gebietet, und einige wenige Kennzeichen, die seine Verwechselung mit Anderem verhüten. Daß sie selbst hierin von dem Stande unserer jedesmaligen Kenntniß abhängig sind, daß sie in der Erweiterung der Erfahrung theils früher angenommene Unterscheidungsmerkmale wieder aufheben, theils das Allgemeine anders und näher bestimmen, daß sie endlich durch einzelne Bedürfnisse der Untersuchung und des alltäglichen Nachdenkens genöthigt, allmählich tiefer in jene unzergliederte Fülle ihres Inhaltes eindringen und sie aufzuklären suchen müssen, alles dies bedarf so wenig weiterer Beweise, als die oft gemachte Bemerkung, daß sie damit nie zu Ende kommen, daß also unsere Begriffe stets veränderliche, sich immer mehr ausgestaltende Bildungen unsers Vorstellens sind.

Aber nicht nur im Verlauf eben dieser Fortentwicklung erreichen sie zuletzt eine Stufe der Vollendung, die dem thierischen Gedankenlaufe versagt bleibt, sondern überall unterscheidet sie allerdings von den allgemeinen Bildern, die ihre Stelle in diesem vertreten, jener oben erwähnte wesentliche Zug, daß das Allgemeine zu dem Besonderen als sein formgebendes Gesetz hinzugedacht wird. Wie unausführbar auch im Einzelnen und wie bedenklich in vielen ihrer Anwendungen diese Gewohnheit unsers Denkens sein mag: neben dem einfacheren Gedanken des Ganzen und seiner Theile, durch welchen das Zusammensein des Vielen in ein Zusammengehören verwandelt ward, ist sie ein neuer Ausdruck der Tendenz des Geistes, die inneren Zusammenhang und Gesetzlichkeit überhaupt allenthalben in den Erscheinungen sucht, obwohl sie theilweis den Weg verfehlen mag, der dahin führt. Dieser Nebengedanke aber haftet gleich kraftvoll an den undeutlichsten wie an den vollendetsten Begriffen, und weit entfernt eine

künstliche Bildung des schulmäßigen Nachdenkens zu sein, ist die Voraussetzung, die Fülle der Welt sei nur in einem umfassenden abgestuften System von Gattungen, Arten und Unterarten zu begreifen, dem gewöhnlichsten Benehmen des Menschen allenthalben eingewachsen. Ich will nicht darauf zurückkommen, welchen Zauber schon der sprachliche Name der Dinge übt, und wie sein Aussprechen das vorher Unbekannte bekannt zu machen scheint, weil man nun die Gewißheit hat, daß es in irgend einem Allgemeinen seine Stelle hat; ich darf nur an die Leichtigkeit erinnern, mit der zu ihrem eignen Schaden die Wißbegierde sich oft befriedigen läßt, sobald sie gelehrt wird, einen vorkommenden Fall unter seine allgemeine Art unterzuordnen; an die unvertilgbare Sucht, selbst Ereignisse und Zustände, deren wahre Natur in jedem Falle nur aus dem Zusammenwirken ihrer speciellen Bedingungen begriffen werden kann, lieber aus ihrer systematischen Stelle in irgend einer Classification verstehen zu wollen; an die ganze logische Keckheit und Verzagtheit, die zu so verschiedenen Sophismen in der Behandlung der Dinge und des Lebens führt, je nachdem sie entweder bei den geringsten Unterschieden des Gegebenen Halt macht und für verschiedene Arten der Verhältnisse auch verschiedene Behandlungen verlangt, oder über unzählige Differenzen leicht hinwegspringt und gleichartiges Verfahren gegen Alles fordert, wofür es noch eine entfernte Möglichkeit seiner Zurückführung unter einen gemeinsamen Artbegriff gibt.

Und zu diesen Erscheinungen im Gebiete des Erkennens tritt ein wichtiges Gegenbild des praktischen Verhaltens. Von allen Handlungen verlangen wir, sie sollen eine Art haben; in der Bezeichnung des Unartigen liegt die Mißbilligung, die noch abgesehen von allen sittlicheren Rücksichten schon dem zu Theil wird, was sich dieser nothwendigen Vergleichbarkeit aller Dinge und Verhältnisse entzieht. Der Egoismus des Einzelnen erkennt die Bedeutsamkeit dieses Begriffes selbst durch die Widersprüche an, in die er sich verwickelt; Niemand mag gern als eine Art Mensch bezeichnet werden, seine Individualität sträubt sich lebhaft gegen

die Fessel eines allgemeingiltigen Maßstabes, die ihm hierdurch angelegt wird; aber Jeder beruft sich gern, um seine Ansprüche zu begründen, nicht nur darauf, daß er Mensch sei, sondern ebenso häufig darauf, einer bestimmten bevorzugten Art der Menschen anzugehören. Die roheste tyrannische Willkühr kommt im wortlosen Handeln wohl, aber höchst selten in Zumuthungen, die sie ausspricht, so weit, dem Andern etwas aufzulegen, was aus völliger individueller Willkühr hervorginge, und nicht durch einen sophistischen Vorwand als ableitbar aus irgend einer allgemeinen Art der Menschen, der Dinge, der Verhältnisse gedeutet werden könnte. Die erste Feststellung socialer Einrichtungen ist nicht unter der Herrschaft allgemeiner Sittengesetze, die zunächst sich auf die Handlungen und die Gesinnung bezögen, sondern unter dem Einflusse der Artbegriffe entstanden; sie ging zuerst davon aus, die besondere Natur und Stellung jedes Individuum zu bestimmen, und ihm daraus die Summe seiner Pflichten und Rechte abzuleiten, die ihm als dieser Art von Wesen zukomme; und wie weit ausgebreitet ist noch jetzt die traurige Gewohnheit, Verschiedenheiten der gesellschaftlichen Stellung, die irgend eine Ursache herbeigeführt hat, zu fernerhin unvertilglichen Artbegriffen erhärten zu lassen und daraus Folgen zu ziehen! Man darf ferner nur einen flüchtigen Blick auf den großen Verlauf der Geschichte werfen, um zu bemerken, wie entschieden in allen Augenblicken, in denen es sich um Neugestaltung geselliger Verhältnisse handelt, neben ganz thierischer Roheit überall die unverwüstliche Neigung des Menschen zu systematischem Doctrinarismus hervortritt. Es gehört zu den größten Ergebnissen der Bildung, unterscheiden zu können, in welchen Fällen ein Zurückgehen auf allgemeine Principien unerläßlich und jede partielle Maßregel verderblich ist, und in welchen andern es ebenso unabweislich geboten ist, Ungleichartigkeiten zu schonen, den vorliegenden Zustand aus seinen speciellen Bedingungen zu begreifen, und durch deren specielle Aenderung, durch Maßregeln des Augenblickes, durch Ausnahmsverhältnisse zu bessern. Diese Einsicht findet sich selten; in der

Regel je ungebildeter der Mensch und je ungewohnter ihm ein Gebiet ist, auf das er neu berufen wird, um so mehr entwickelt sich in ihm ein alles systematisirender Formalismus, eine trockene Vorliebe für symmetrische Schemata, ein poesieloses Kleben an ärmlichen leicht übersehbaren Symbolen, eine Neigung, alles Individuelle nur als Exemplare eines kalten Artbegriffes zu numeriren. Aber in allen diesen Einseitigkeiten können wir doch nur das Bestreben finden, jene allgemeine Ahnung der Gesetzlichkeit, den wesentlichsten Zug des menschlichen Denkens, in ihrer einfachsten und rohesten Form an dem Inhalte zur Geltung zu bringen, dessen Natur zu großem Theil eine weit feinere Anwendung derselben Voraussetzung verlangt.

Es liegt nicht in unserer Absicht, den weiteren Umwandlungen der Begriffsformen nachzugehen, die nicht mehr dem allgemeinen menschlichen Leben, sondern der Wissenschaft angehören. Wir haben nur zu erinnern, daß in derselben Weise, in welcher so die allgemeinen Bilder oder Begriffe der Gegenstände entstehen, sich auch die der Begebenheiten, der Beziehungen, der Verhältnisse entwickeln, theilweis mit noch mehr Unklarheit und Unsicherheit, wie dies die weniger selbständige und anschauliche Natur ihres Inhaltes erwarten läßt. Aber wir können nicht zugeben, daß außer diesen der Erfahrung entwachsenen sich im Geiste noch andere, vor aller Erfahrung ihm eigene Begriffe vorfänden, angeborne Begriffe, durch deren ursprünglichen Besitz ihm von Haus aus das klare Bewußtsein der Regeln für die denkende Verarbeitung seiner Wahrnehmungen geschenkt wäre. Wir haben früher bereits uns dafür entschieden, daß der vielmißbrauchte Name angeborner Ideen nur Gewohnheiten des Handelns bezeichnen könne, die sich aus der Natur des Geistes nothwendig, aber zunächst ihres Zieles und ihrer eignen Bedeutung unbewußt, entwickeln, und daß erst eine spätere Reflexion auf sein eignes Thun dem Verstande ein Wissen von diesen Trieben ver-

schaffe, denen er sich in unzähligen Anwendungen bereits hingegeben hatte. Man hat so viel von reinen Verstandsbegriffen gesprochen, die der Mensch als ursprünglichen Besitz den Eindrücken der Wahrnehmung entgegenbringe, ohne doch angeben zu können, auf welche Weise sie so ursprünglich in ihm enthalten sein mögen, da doch leicht nachweisbar weder das Bewußtsein des Kindes noch das des Ungebildeten sie als fertige Vorstellungen einschloß. Man hat gehofft, ihre ganze Anzahl vollständig entweder in einer tabellarischen Uebersicht oder in einer gegliederten Reihe aufzeigen zu können, und doch haben nie die Meinungsverschiedenheiten über das aufgehört, was zu dieser Summe der uns angebornen Denknothwendigkeit zu rechnen sei; ein Streit, der nie entstehen konnte, wenn in der That jedem Geiste die Gesammtheit dieser Wahrheit ursprünglich eingepflanzt, und wir nicht genöthigt wären, sie im Laufe einer Entwicklung, die Irrthum und Ungewißheit zuläßt, erst zu finden.

Und hätten wir sie dann gefunden, so würden wir endlich auch bemerken, daß es keine ungünstigere Form des Ausdruckes für sie geben kann, als die hergebrachte, die von angebornen Begriffen spricht. Soll es in uns einen Keim der Wahrheit geben, durch dessen Anwendung wir die mannigfaltigen Wahrnehmungen zu innerem Zusammenhang bringen könnten, so muß dieser Keim wenigstens in der Form von Urtheilen gegeben sein, die uns lehren, wie wir von einem Inhalt der Wahrnehmung mit Recht und innerer Nothwendigkeit zu einem andern übergehen können; er würde ganz nutzlos sein in Gestalt einfacher Begriffe, von denen sich nicht würde sagen lassen, was mit ihnen zu beginnen sei. Und selbst in dieser Form, recht eigentlich als Vorurtheile über den nothwendigen Zusammenhang aller Erfahrungen, die da kommen könnten, finden wir die meisten dieser Sätze doch nicht als bewußte und anerkannte Maßstäbe der Beurtheilung in uns, sondern sie wirken ursprünglich in uns allenthalben wie verschwiegene, ihrer selbst unbewußte Voraussetzungen, unter deren Einfluß wir wohl im Einzelnen die weitere Verknüpfung der Wahr-

nehmungen vornehmen, ohne doch sie selbst und ihren eigenen wesentlichen Inhalt abgesondert für sich zu kennen. Erst wenn eine ausdrückliche Frage an uns gerichtet wird über die Gründe, auf die sich unsere instinctive Beurtheilung der Dinge, unsere Ueberzeugung von der Gewißheit der eigenen und der Falschheit einer entgegengesetzten Ansicht beruft: erst da brechen diese vorher nur blind wirkenden Vorurtheile zum Bewußtsein hindurch. Und man wird dann finden, daß einige wenige von ihnen sich mit der vollen Klarheit einer nicht anders sein könnenden Wahrheit aufdrängen, viele dagegen in dem Versuche sie auszusprechen die Sicherheit und Gewißheit verlieren, mit der sie als unausgesprochene Vorurtheile uns leiteten, manche endlich sogleich, sobald man sie in allgemeiner Gestalt von ihren gewohnten Anwendungsobjecten zu lösen sucht, sich als Irrthümer verrathen, deren Falschheit nur um der besondern Eigenthümlichkeit dieser Objecte willen unbemerkt bleiben konnte.

Ein zweiter aufmerksamer Blick wird ferner lehren, daß auch diejenigen Sätze, deren Ueberredungskraft nicht so schnell verloren geht, doch aus sehr verschiedenen Quellen stammen. Nur sehr wenige von ihnen sind dergestalt von allem bestimmten Inhalte der Erfahrung unabhängig, daß sie uns als nothwendige Gesetze jeder Welt, sie sei welche sie wolle, mithin als unerläßliche Bedingungen der Denkbarkeit von Allem erscheinen. Manche andere haben nur eine mittelbare Gewißheit und ihre Gebote kommen uns als unabweislich vor, weil die Welt nun einmal so ist, wie sie ist; die großen allgemeinen Formen der Wirklichkeit haben uns hier imponirt und uns daran gewöhnt, für selbstverständlich und nothwendig zu halten, was wir thatsächlich allenthalben wiederkehren sehen. Endlich würden wir leicht bemerken können, daß manche scheinbare Nothwendigkeit eines bestimmten Verhaltens der Dinge, die wir in noch andern Sätzen ausgesprochen finden, keineswegs durch die Undenkbarkeit ihres Gegentheils bestätigt wird, daß sie also nicht etwas ausdrückt, was anders nicht sein *könnte*, sondern etwas, was so sein *soll*, wie wir es meinen, und absurd

sein würde, wenn es anders wäre; ästhetische und sittliche Regungen unsers Gemüthes sind hier im Stillen thätig gewesen und haben uns vermocht, Verhältnisse, die unserem Ideal einer vollkommenen Welt entsprechen, für denknothwendige Gesetze jeder wirklichen Welt zu halten. Das Gesetz der Identität und das des Zusammenhanges von Ursache und Wirkung mögen als Beispiele der ersten dieser Gruppen dienen; die Vorstellung von einer nothwendigen Beständigkeit der Masse, von der Unvergänglichkeit des Stoffes, und zahlreiche andere Voraussetzungen, die wir uns über Naturereignisse bilden, erläutern die zweite, die Sehnsucht nach irgend einer höchsten Einheit der Welt, die Verehrung dieses Begriffes der Einheit überhaupt gehört kenntlich der dritten an. In allen diesen Dingen ist es fast nirgends die reine Intelligenz, möge sie Verstand oder Vernunft genannt werden, die uns jene für unverbrüchlich gehaltenen Voraussetzungen dictirt; es ist überall der ganze, der zugleich denkende, zugleich ästhetisch fühlende und sittlich urtheilende Geist, der aus der Gesammtheit dieser seiner vollen Natur heraus jene verschwiegenen Obersätze in uns hervorbringt, denen unsere Wahrnehmung den Inhalt der Erfahrung unterzuordnen sucht. Und anderseits ist es auch dieser ganze Geist nicht als reiner, von der Erfahrung noch unberührter, dem wir diese Voraussetzungen unserer Beurtheilung der Dinge wie fertig uns mitgegebene Werkzeuge verdanken, als hätte er sie als Ergebniß einer Concordanz zwischen allen den Forderungen seiner intelligenten, ästhetischen und sittlichen Natur gestiftet; vielmehr die wirklichen Erfahrungen selbst sind es erst, die den Geist reizen, allmählich sein Wesen zu entfalten und im Kampf mit den Dingen sich die Kampfweisen zu bilden, die er bedarf. Alle jene Systeme, die da geglaubt haben, den Inhalt der denknothwendigen Wahrheit als eine abgeschlossene vollständige Reihe gleich ursprünglicher Erkenntnisse darstellen zu können, haben in der That vielmehr Reflexionen von sehr verschiedenem Datum gesammelt, die der menschliche Geist im geschichtlichen Lauf seiner Bildung an den Stoff der äußern Wahrnehmung und an die Schicksale des Lebens

zu knüpfen gelernt hat, und unter denen nur wenige Grundsätze sich finden, die sich als ursprünglich ihm angehörige Wahrheiten bezeichnen lassen, d. h. als solche, die unabhängig von dem bestimmten Inhalte der Erfahrung sich in jedem Gemüth übereinstimmend und so frühzeitig entwickeln, daß die Gewinnung aller andern Erkenntnisse unter ihrem Einflusse und mit ihrer Hilfe geschieht.

Auch wenn wir nicht dieser Ansicht wären, so würde doch unser gegenwärtiger Zweck, der nicht in der Darstellung aller erreichbaren Wahrheit, sondern in der Schilderung der Art liegt, wie ein Theil derselben in der naturwüchsigen Entwicklung des Menschen erreicht wird, uns zur Beschränkung auf wenige Beispiele nöthigen. Das Gesetz der Identität, daß jeder gedachte einfache Inhalt sich selbst gleich sei, und das Gesetz der Causalität, nach dem jede Veränderung ihre Ursache verlangt, gehören beide zu der Zahl jener letztern Sätze. Obwohl sie gewiß dem Geiste nicht als bewußte Besitzthümer angeboren sind, so läßt doch Jeder sich leicht dahin bringen, sie, wie ungeschickt auch immer, auszusprechen und sich ihrer als bisher unbewußt befolgter Grundsätze seines Erkennens zu erinnern, denen er von nun an um ihrer Nothwendigkeit willen mit Bewußtsein folgen werde. Woher kommt nun der Inhalt dieser Sätze, und woher das Gefühl ihrer Nothwendigkeit? Hat uns die äußere Erfahrung durch die ruhige Unveränderlichkeit der Dinge, so lange sie sich selbst überlassen bleiben, und durch die Veränderungen, die so häufig ihr Zusammentreffen unter einander begleiten, daran gewöhnt, an die Vorstellung jedes einzelnen einfachen Inhaltes nur die Erwartung seines Gleichbleibens mit sich selbst, an eine Begegnung mehrerer die einer Aenderung und umgekehrt an jede Wahrnehmung einer Aenderung den Gedanken eines ihr vorausgehenden Grundes zu knüpfen? Aber die äußere Erfahrung bietet umgekehrter Fälle die Menge: scheinbar sich selbst überlassene Dinge, die doch sich nicht gleich bleiben, Veränderungen, deren Ursachen und Folgen uns entgehen; aus ihr kann kein denknothwendiges

Gesetz entspringen, welches die Verhaltungsweise, die nur einem Theile der Wirklichkeit erfahrungsmäßig zukommt, auf das Ganze derselben und auf alle denkbare Zukunft ausdehnte. Doch wenn wir nun nicht blos zusehend, sondern experimentirend verfahren und überall, sobald wir gewisse Umstände erzeugt haben, eine bestimmte Folge eintreten sehen, finden wir dann nicht beides zugleich, sowohl den inneren Zusammenhang der Bedingtheit, als die Gleichheit der Folge, die denselben Bedingungen gehört? Aber auch dies würde uns nur berechtigen, Zusammenhang zwischen denjenigen Paaren von Ereignissen zu behaupten, zwischen denen ihn unser Experiment nachwies, aber nicht dazu, einen ähnlichen allgemein giltig vorauszusetzen. Gehen wir daher, wenn die äußere Erscheinung dies nicht leisten kann, auf die innere zurück, und versuchen wir, ob es uns gelinge, irgend einen einfachen bestimmten Inhalt zugleich als das zu fassen, was er ist, und als das, was er nicht ist, oder als sich verändernd ohne irgend einen Grund der Veränderung. Wir werden ohne Zweifel bei jedem einzelnen Versuche dieser Art scheitern, gleichviel an welchem einfachen Inhalt wir ihn anstellen; aber an sich beweist doch das Mißlingen in dem einen Augenblick und an dem einen Object keineswegs, daß derselbe Versuch in einem andern Augenblick und an einem andern Object ebenso mißlingen müsse: es sei denn, daß irgend Etwas uns berechtigte, jeden einzelnen dieser Fälle als eine Bürgschaft für alle denkbaren Fälle zu betrachten.

Dieses Etwas ist nun da; es besteht in nichts Anderem, als in eben jenem Satze der Identität selbst, dessen richtig gefaßter Sinn vorher von dem Bewußtsein als eine völlig unbedingte grundlose und nothwendige Wahrheit aufgefaßt und geglaubt sein muß, ehe davon die Rede sein kann, daß irgend eine andere besondere, durch den Mechanismus unserer geistigen Natur herbeigeführte, zuerst unbewußt vollzogene, dann mit Bewußtsein von uns wahrgenommene Verknüpfungsweise der Eindrücke uns mit dem Gefühle ihrer Allgemeingiltigkeit und Nothwendigkeit überkommen solle. Nicht daraus kann die Nothwendigkeit des Satzes der Iden=

tität für uns bewiesen werden, daß er zuerst in uns giltig sei, und wir es dann merkten bei dem Versuche, ihm zuwider zu handeln; vielmehr um aus den einzelnen Fällen, in denen wir doch allein mit ihm oder mit einem andern denknothwendigen Satze diesen Versuch machen können, auf das nothwendige Mißlingen in allen Fällen schließen zu dürfen: dazu muß die unmittelbare Gewißheit eben desselben Satzes schon vorausgehen, die Gewißheit, daß ein Fall so gut ist, wie unzählige gleiche, daß überall, wo gleiche Bedingungen wiederkehren, die gleiche Folge mit ihnen verbunden ist, die Gewißheit, daß es überhaupt in der Natur unsers eignen Geistes so wie in der der Dinge, die seine Objecte sind, eine solche Treue und Beständigkeit gibt, durch die Alles ist was es ist, Beharrliches beharrlich, Veränderliches veränderlich, Widersprechendes widersprechend; eine Treue, die jedem andern Zusammenhange erst erlaubt, nothwendig und allgemeingiltig, ja überhaupt möglich zu sein; denn wie könnte zwischen Zweien ein Zusammenhang irgend welcher Art gedacht werden, wenn nicht beide dadurch, daß sie sind, was sie sind, oder werden was sie werden, dem sich zwischen ihnen spannenden Verhältnisse gestatteten, sich auf sie wie feste Pfeiler zu stützen, oder ihrer nach bestimmter Richtung gehenden Bewegung nachzufolgen? Wie könnte irgend ein Schluß von uns oder irgend eine Folge von den Dingen begründet werden, wenn das Seiende oder Werdende, woraus Schlußsatz und Folge fließen soll, zugleich ein Anderes wäre oder würde, als das, worin beide ihren Grund haben?

Es ist vergeblich zu hoffen, daß es irgend einer Psychologie gelingen werde, unter der Voraussetzung, daß allgemeine und nothwendige Gesetze thatsächlich den mechanischen Verlauf unseres inneren Lebens lenken, aus diesem Verlauf allein die unvermeidliche Anerkennung ihrer Nothwendigkeit, die Entstehung eines bewußten Begriffes der Nothwendigkeit in uns, abzuleiten; und ebenso wenig können wir glauben, daß die thierische Seele zur Erzeugung dieses Begriffes befähigt ist. Den menschlichen Geist vielmehr zeichnet es aus, in der Reflexion auf die mechanisch vollzogenen Hand-

lungen seines Wissens sich bewußt werden zu können, daß in ihnen eine Gesetzlichkeit liegt, die ins Unendliche hinausreicht über die einzelnen Fälle, in denen seine innere Erfahrung sie befolgt findet; daß es überhaupt etwas gibt, was Wahrheit zu nennen ist, nicht in dem beschränkten Sinne einer Uebereinstimmung der Vorstellung mit ihrem vorgestellten Inhalt, sondern in der Bedeutung einer Folgerichtigkeit, durch die es erst einen vorstellbaren Inhalt gibt, durch die dem bunten Flusse der Wahrnehmungen die verläßliche Grundlage durchgehender Wechselbedingtheit, jeder Bedingung die Sicherheit ihrer Folge, dem Ganzen der Erscheinung der Zusammenhang einer Wirklichkeit im Gegensatz zur bodenlosen Willkühr eines irren Traumes, der forschenden Frage überhaupt ein unnachgiebiger Standpunkt gegeben wird. Darin, daß in dem menschlichen Geiste in dem Momente der Reflexion auf das, was in ihm geschieht, diese zuversichtliche Gewißheit vom Dasein einer Wahrheit überhaupt rege gemacht wird, darin liegt eine der ursprünglichsten, auf allen Mechanismus nur antwortenden, aber nicht durch ihn vorgesagten Aeußerungen seines Wesens, des Wesens, das ihn zur Wahrheit und zu der Verwandlung des Vorstellungsverlaufes in Erkenntniß befähigt. Setzen wir diesen einen Zug voraus, so können wir begreifen, wie fernerhin der Geist sich durch die Anregungen der Erfahrung zum Forschen und zum Finden der einzelnen Wahrheiten bringen läßt. Indem er an jeder Erscheinung der inneren nicht minder als der äußeren Erfahrung Anstoß nimmt, die, so wie sie sich darbietet, jener Beständigkeit und Treue widerspricht, in der für ihn alle Wahrheit liegt, lernt er allmählich durch Verknüpfung des in der Wahrnehmung Zerstreuten, des Gegebenen mit Nichtgegebenem, des Gegenwärtigen mit Vergangenem, die bestimmteren inhaltvollen allgemeinen Gesetze auffinden, die diese Welt mit den einmal bestehenden Grundzügen ihres Baues beherrschen müssen, sobald sie mit jenem höchsten Maßstabe der Wahrheit zusammenstimmen soll.

Der Weg zu dieser allmählichen Ausbildung ist lang und unvollendbar; nicht nur die gewöhnliche Bildung des Lebens irrt oft von ihm ab, wenn sie an die zufällig uns nahe getretenen Bruchstücke der Erfahrung ohne Uebersicht des Ganzen ihre Reflexionen anknüpft und mit bald ermüdendem Interesse ihre hie und da angeregten Gedankenreihen nur einige Schritte weit fortführt, ohne auf ihre endliche Vereinigung zu denken; auch die Wissenschaft begeht Irrthümer genug, wenn sie in ihrer systematischen Weise zusammenfassen will, was uns um jener unbedingten Wahrheit willen durch die Wirklichkeit mittelbar denknothwendig gemacht wird. Noch weniger besitzt das gemeine Leben die allgemeinen Wahrheiten fertig, am wenigsten ein vollendetes Bewußtsein derselben. Nur die Ahnung, daß es eine Wahrheit überhaupt gibt, verfolgt den Menschen überall und ist selbst da, wo ihr Begriff nie abgesondert für sich gedacht wurde, als die unbewußte Macht wirksam, unter deren Einfluß das Bewußtsein arbeitet. Welche Anwendungen dagegen von ihr in Bezug auf die einzelnen Erscheinungen zu machen sind, darüber täuschen uns die Verwicklungen dieser allzu oft, und wenige Beispiele werden hinreichen zu zeigen, wie aus Mißverständniß dessen, was wir suchen, die widersprechendsten Vorstellungen in unserem gewöhnlichen Bewußtsein neben einander Platz nehmen.

Wenn man, um jene Verwicklungen des gegebenen Inhaltes zu vermeiden, ein völlig Einfaches ins Auge faßt, so wird Jeder in Bezug auf dasselbe den Satz der Identität richtig aussprechen, und behaupten, daß Blau stets Blau und Roth nie etwas anderes als Roth sei. Aber neben dieser Einsicht gehen ganz unbekümmert Vorstellungen einher von Dingen, die verändert werden und in der Veränderung bleiben, was sie sind, von Substanzen, die sich umwandeln, ohne aufzuhören, von einem Wesen, das erscheint und ebenso sehr diese Erscheinung selbst, als auch von ihr verschieden ist, von Subjecten endlich, die bald handeln bald ruhen, ohne durch diese Verschiedenheit des von ihnen Behaupteten ihre Identität mit sich selbst einzubüßen. Ich meine nicht eben, daß

in diesen Vorstellungsweisen der menschliche Verstand irrt, aber er wendet offenbar, durch den unanalysirten Eindruck der Wahrnehmungen bewogen, jenen Grundsatz der Sichselbstgleichheit in einer tumultuarischen und widersprechenden Weise an, ohne durch Zergliederung des Gegebenen sich über die Möglichkeit jener Ausdrücke und ihre Verträglichkeit mit diesem Grundsatze zu rechtfertigen. Und wenn die beginnende Reflexion sich dieser Widersprüche bewußt wird, geräth sie nicht selten in den entgegengesetzten Fehler; sie sucht in dem allgemeinen Satze Aufklärungen über die Natur der Dinge, die nicht in ihm liegen, sondern nur durch eine vorsichtige und richtige Anwendung aus ihm zu gewinnen sind. Dann möchte sie alle Möglichkeit des Werdens, der Veränderung, des Handelns als widersprechend leugnen; als ob der Satz der Identität verböte, daß Etwas werde, oder Veränderliches da sei, da er doch nur behauptet, daß Werdendes, so lange es werde, nur werde und nicht sei, Veränderliches aber für unveränderlich zu halten nicht angehe. Wie nahe auch der ursprünglichen Bedeutung des Satzes jene einfachsten Anwendungen liegen, dennoch bedürfen sie einer besondern Rechtfertigung, die sich das gewöhnliche Denken meist erspart.

Gleich unausgebildet sind unsere Vorstellungen von dem ursächlichen Zusammenhange. Bald dehnen sie sich zu dem widersinnigen Gedanken aus, daß Alles, nicht nur die Veränderung des Bestehenden, sondern auch das ursprüngliche Bestehen Ursachen bedürfe und diese ins Endlose hinaus deren neue; bald läuft nebenher die Vorstellung eines Zufalles, der Einzelnem gestattet, ursachlos zu geschehen; im Ganzen ist der gewöhnliche Begriff von Ursache und Wirkung nur ein grobes Beispiel jenes nothwendigen Gesetzes, das uns Veränderungen an Bedingungen knüpfen heißt, sehr kenntlich von der Erfahrung unsers eignen Handelns und von dem Gegensatz des lebendig Thuenden mit dem leblos Leidenden entlehnt. Wo wir sicher zu sein glauben, keine innere Regsamkeit voraussetzen zu dürfen, da suchen wir äußere Gründe der Veränderung; wo wir jene Regsamkeit vermuthen können, suchen

wir gar keine, sondern dann scheint das Geschehen sich von selbst zu verstehen. Und da uns das Innere der Dinge hinlänglich unbekannt ist, so können wir uns dieser letztern Freiheit fast überall bedienen. Die große Menge der intransitiven und der reflexiven Zeitwörter ist ein sprechender Beleg für die Ausbildungshöhe unserer gewöhnlichen Causalbegriffe; die Pflanze wächst und die Wolken ziehen, es wird kalt, die Luft bewegt sich und die Nebel senken sich. So geht dies neutrale sich von selbst verstehende Geschehen, das Emaniren und Erscheinen sorglos fort, bis andere Erfahrungen uns seine Abhängigkeit von äußern Einwirkungen deutlich machen, und dann treten ebenso einseitig die entgegengesetzten Vorstellungen von Ursachen und Kräften auf, welche die Veränderung hervor-, oder in die Dinge hineinbringen, ohne daß auch hier eine Zergliederung dieser allzu unmittelbar an die Anschauung anknüpfenden Gedanken erfolgte. Sehr weit ist also die gewöhnliche Meinung von dem Begriff eines causalen Gesetzes entfernt, wie ihn die Wissenschaft später brauchen kann; auch die Regelmäßigkeit in der Wiederkehr der Naturerscheinungen führt gar nicht so leicht zu seiner Ausbildung, sondern wird als das allzu Gewöhnliche häufiger übersehen; weit energischer führen die Bedürfnisse des Menschen, indem sie ihn zu technischen Experimenten nöthigen, zur Einsicht in die wahre Natur der ursächlichen Bedingtheit, und von der Betrachtung der rohen Maschinen, die er sich erbaut, trägt er allmählich die Frage nach dem Grunde der Beständigkeit der Wirkungen und nach der Veränderlichkeit ihrer Größen auch auf die Durchforschung der lebendigen Welt und seines eignen Innern über.

Wir können ihm hier nicht in diese Vervollkommnung seiner anfänglich sehr unzuverlässigen Metaphysik folgen; die Geschichte der Wissenschaft und der Ideen bleibt einer späteren Stelle vorbehalten, denn sie bedarf einer vorangehenden Erwähnung der historischen Bedingungen, unter denen sie sich entwickelt und fortbewegt. Wollen wir ein Bild der durchschnittlichen Höhe suchen, welche die Feinheit der Erkenntniß im Allgemeinen in der Bildung

des menschlichen Geistes erlangt, wenn nichts auf ihn einwirkt, als die gewöhnlichen Anregungen des Lebens, so finden wir ein solches in der Organisation der Sprache. Ich meine nicht damit die Größe des Wortvorrathes und die Menge der Bezeichnungen für abstracte Gedanken, mit denen das Nachdenken Einzelner die Sprache bereichert hat, und die dem sprechenden Volke theils ganz fremd bleiben, theils nur nach Vergröberung ihres Sinnes Zugang zum allgemeinen Gebrauch erlangen, sondern die grammatische und syntaktische Organisation der Sprache. Seit den ältesten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern bietet sie ebenso entschieden eine gewisse übereinstimmende Auffassungsweise der Dinge dar, als anderseits mancherlei nationale Eigenthümlichkeiten, sich in dieser Auffassung zu bewegen. Daß es überhaupt Worte gibt, die als Namen irgend einen Inhalt bezeichnen, ist nur unter der Aegide jenes Bewußtseins möglich, daß jeder solche Inhalt etwas sich selbst Gleiches, Sicheres, daher Benennbares sei; gibt es überall Formen für Substantiven, Verba und Adjectiven, so hat auch überall der Geist die Begriffe des Etwas, des Werdens oder der Beziehung und der Eigenschaft ausgebildet, und ist gewohnt, das, was er in Gestalt dieser Begriffe gefaßt hat, unter einander zu verknüpfen; dabei zeigt der Artikel oder jedes Pronomen, daß der Inhalt, sei er Sache oder Ereigniß oder Eigenschaft, als Einheit eines zusammengehörigen Ganzen aufgefaßt ist, und weder ein Nominativ noch ein Accusativ oder irgend eine andere Form von gleichem syntaktischen Werthe würde möglich sein, ohne daß der Unterschied zwischen Subject und Object des Handelns, die gewöhnliche Form des gemeinen Causalbegriffes, ihnen im Bewußtsein voranginge. Verfolgen wir weiter die Wortbedeutungen, und sehen, wie die Bezeichnungen für innere Abhängigkeit und unsinnliche Beziehungen auf Anschauungen von Bewegung zurücklaufen und von räumlich zeitlichen Verhältnissen entlehnt sind, wie weit ferner sich die symbolisirende Virtuosität der Sprache erstreckt, indem sie mit feinem Gefühl für jeden die Erfahrung übersteigenden Inhalt Gleichnisse aus dem Gebiet des Wahrnehm-

baren findet, so überzeugen wir uns, daß die in ihr niedergelegte Erkenntnißarbeit des natürlichen Geistes, um deren willen der Mensch sich als geborenen Philosophen ansieht, hauptsächlich in einer Zurückführung der mannigfachen Bedingungsverhältnisse auf eine geringe Anzahl großer typischer Beispiele besteht. Die Erklärung eines Beispiels durch ein anderes, der Anschauung näher liegendes, bleibt lange die Vorliebe des ungeschulten Verstandes, die Erklärung aller Beispiele aus ihrem allgemeinen Gesetz beginnt die Wissenschaft. In dieser Gestalt nun ist der in der Sprache vorhandene Bestand von Erkenntniß dem ungebildeten Geiste des Einzelnen durchgängig noch überlegen; der unbeholfene Gebrauch, den er von den ihm freigebig angebotenen Worten macht, zeigt, daß er ihren syntaktischen und logischen Werth weit weniger scharf auffaßt, als sie selbst ihn ausprägt. Dem gebildeten Verstande wird die Sprache umgekehrt oft ein Hinderniß, weil sie ihm nicht willig genug in die unanschaulichen Abstractionen folgt, die er braucht; aber auch ihm bleibt sie anderseits überlegen durch die unendliche Fülle von Beziehungen, die sie alle bemerkt und bezeichnet hat, und die alle nachzudenken und zu zergliedern er verzweifeln muß.

So entsteht in uns ein Anfang von Erkenntniß der Wahrheit, theils durch den Versuch, mit den Dingen Zwecke zu erreichen, theils durch die Anregung, die uns das erziehende Wort der Sprache gibt. Dieser Anfang kann unter günstigen Bedingungen wachsen, wenn nach Stillung der drängendsten Noth des Daseins die Sehnsucht nach Verschönerung und Bereicherung des Lebens dem stilleren Trieb der Forschung Zeit gibt, sich auf den verschiedensten Wegen in den Lauf der Dinge zu vertiefen und gewahr zu werden, wie geschlossen und sicher das Netz der Beziehungen ist, in dem sie ruhen. Dann findet unsere aufklärende Untersuchung, daß eine beweisende Gedankenreihe sich lange und weit von ihrem sinnlichen Veranlassungspunkte, einer Thatsache der Wahrnehmung, entfernen und an der Hand allgemeiner Gesetze ihre Bahn in unserem Innern fortsetzen kann, und daß doch ihr Schluß, wie ein in hohem Bogen geworfenes Geschoß, genau

und sicher wieder mit einer neuen sinnlichen Thatsache zusammentrifft. Obgleich der Weg, den unser Denken nahm, ein anderer war, als der, welchen das Geschehen selbst ging, so fanden sich beide zuletzt doch wieder, und der Zusammenhang der Welt erscheint uns so dicht, daß von jedem Punkt zu jedem andern auf tausend Wegen gekommen werden kann, ohne daß irgendwo eine Kluft wäre, welche die Herrschaft dieser durchdringenden Consequenz unterbräche. Die menschliche Bildung kommt nicht überall so weit; aber auf wie niederen Stufen sie durch die Ungunst der Umstände zurückgehalten werden mag, wenigstens in dem Begriffe einer Nemesis, eines Schicksals, oder doch in der verzerrten Gestalt des Aberglaubens, der an Spuk und Zauber hängt, kommt die ursprüngliche Ueberzeugung von dem Dasein einer Nothwendigkeit, das Erbtheil des menschlichen Geistes, irgendwo in der Reflexion zum Vorschein, wie wir sie schon früher in dem Benehmen der Sinnlichkeit allenthalben hervorbrechen sahen. So liegt denn der Unterschied der menschlichen Intelligenz von dem thierischen Vorstellen zwar sehr bedeutsam auch in der unermeßlich größeren Weite des Gesichtskreises, aber sonst doch nicht in besonderen Formen, nach denen sich unsere Gedanken ausschließlich verknüpften. Nur daß die Thiere in ihrem Vorstellungslaufe blos Gewalt leiden von den Gesetzen, die wir, ebenfalls von ihnen leidend, doch zugleich als nothwendige Wahrheit anerkennen und selbstthätig zur Erweiterung unserer Kenntnisse, zur Stiftung der Erkenntniß verwerthen. Und dies muß wohl so sein; mit uns zum Leben in derselben Welt bestimmt, genöthigt, sich in ihr zurecht zu finden, wie wir selbst, dem Einflusse derselben äußern Bedingungen hingegeben und auf sie mit nicht unähnlicher Regsamkeit zurückwirkend, bedürfen es die Thiere, daß die Verbindung der Eindrücke und die aus ihr entspringenden Folgen in ihnen keinen andern Gesetzen gehorchen als in uns und zu übereinstimmenden Ergebnissen führen, daß also in ihrem Innern auf dieselbe Weise gedacht werde, wie wir denken.

Fünftes Kapitel.

Das Gewissen und die Sittlichkeit.

Die Weltansicht des Gemüthes. — Der Inhalt des Gewissens. — Lust und Unlust als thatsächliche Ursachen des Handelns. — Die Lust und das Gute. — Der Begriff des Werthes und sein Zusammenhang mit dem der Lust. — Die Lust als ethisches Princip. — Sinnliche Gefühle. — Persönliche Gefühle. — Der Egoismus und das Allgemeine. — Die Sitte und ihr Inhalt. —

Wie groß auch die Summe der Kenntnisse anwachsen mag, welche die menschliche Wißbegier erwirbt, wie fein sich ferner die Einsicht in den Zusammenhang der Erscheinungen entwickeln und unter günstigen Umständen bis zu wissenschaftlichem Bewußtsein ihrer Gesetze steigern mag: so liegt doch am Ende der echt menschliche Charakter unserer Weltauffassung weit weniger in dieser Weite und Klarheit ihres Gesichtskreises, als in der Wärme der Färbung, die ihr die beständige Betheiligung des Gemüthes an ihrer Ausbildung mittheilt. Heimgesucht mit Leid und Lust durch die Eindrücke der Außenwelt, in ihren Erwartungen und Strebungen bald getäuscht und zurückgehalten durch die Ereignisse, bald von ihnen befriedigt und gefördert, findet die Seele für ihr Nachsinnen keinen Gegenstand von nachhaltigerem Interesse, als die wohl- und wehthuende Macht dieser Welt und als die Stelle, die wir selbst in ihrer Mitte einnehmen. Während das Thier nur die einzelne Tücke oder Freundlichkeit der Dinge, die unmittelbar ihm selbst gilt, beachtet und in seiner Erinnerung aufbewahrt, führt den menschlichen Geist die größere Beweglichkeit seiner Phantasie zu einer umfassenderen Anschauung. Nach dem Bilde der thätigen Regsamkeit, die er in sich selbst fühlt, rechnet er die Hemmung oder Förderung, die ihm die Ereignisse bereiten, zuerst einer ähnlichen Absichtlichkeit der Außenwelt zu und glaubt in ihr ein mannigfaltiges lebendiges Wollen zu sehen, das in allen Dingen gegeneinander wirkt. Und wie uns selbst Wohl und Wehe

zufallen, wenn die Wellen dieses breiten Stromes der Ereignisse uns berühren, ebenso vertheile sein Lauf Lust und Leid auch zwischen die Dinge, alle und jedes von ihnen fühle das eigenthümliche Glück und Unglück der Beziehungen, die zwischen ihm und andern ausgespannt sind. Die zunehmende Erfahrung läßt die lebendigen Farben dieses Weltbildes allmählich verbleichen, ohne uns ganz der Gedanken zu entwöhnen, aus denen es entstand. Wir lernen die Unabsichtlichkeit der meisten Ereignisse einsehen, die zwischen den Dingen vorgehen, und wir finden keinen unzweideutigen Ausdruck eines Bewußtseins, mit welchem sie ihre wechselseitigen Eindrücke aufnähmen. Aber ein unklares Fühlen und Sehnen, unbewußte Liebe und Abneigung möchten wir doch gern als eine überall verbreitete Regsamkeit der Natur festhalten. Wir bescheiden uns endlich, die Mannigfaltigkeit des Weltlaufes wenigstens nur als den buntfarbigen Ausdruck einer einzigen Idee zu fassen; und auch an der Einheit dieser Idee hängen wir kaum so sehr deshalb, weil sie unserer wißbegierigen Erkenntniß die Erklärung des Zusammenhanges der Erscheinungen böte, als darum, weil sie uns gestattet, alles Glück und alle Bitterkeit des Daseins als eine vorbedachte Entwicklung auf sie als ihren Grund zurückzuführen. Denn nicht eine Zugabe zur Welt scheint es uns sein zu können, daß es neben dem gesetzlich geordneten Sein und Geschehen auch einen Genuß beider gebe, Leid und Lust; aller nothwendige Zusammenhang der Dinge würde uns unbegreiflich sein, dürften wir ihn nicht als die vorbereitende Grundlage ansehen, auf der eine Welt des Glücks und Unglücks sich erhebt.

Bejahend und verneinend, begeistert und verzweifelnd tritt diese Auffassungsweise in unserem Gemüth hervor, je nachdem die Ereignisse des Lebens unsere Stimmung aufhellen oder verdüstern. Der glückliche Enthusiasmus einerseits, der die Alles beseligende Harmonie des Weltlaufs offen zu schauen glaubt, die trübsinnige Reflexion anderseits, welche die Betrachtung der menschlichen Dinge mit dem Seufzer schließt, so sei es nun einmal in der Welt: beide enthalten die unbefangene Voraussetzung, Wirklichkeit habe

nur Sinn als Erzeugung von Glück, nur daß jener diese Erwartung befriedigt, diese sie widerrechtlich getäuscht glaubt. Und alle Poesie endlich, wenn sie den rohen Aufschrei des Schmerzes oder den Jubel der Lust in ein reiches Gedankengebilde ausbreitet und für das eigne Erlebniß Gleichniß in der Ferne sucht, was thut sie anders, als daß sie das empfundene Geschick entweder als ein echtes Glied, oder als einen Widerspruch, dem seine Lösung gewiß sei, in diesen Lauf der Welt einzufügen sucht, der, wie auch die Oberfläche seines Stromes sich zeigen mag, in seinem Grunde immer den Zug zur Verwirklichung eines allgemeinen und organisirten Glückes habe. Gleichviel nun, mit welcher Vorstellungsweise diese das Herz der Dinge prüfende Phantasie sich zuletzt beschwichtigen mag: in allen Fällen übt die bald elegische bald finstere, abgespannte oder begeisterte Ansicht, die wir über das Verhältniß des Weltlaufs zu den Bedürfnissen unseres Gemüthes fassen, einen unvergleichlich größeren Einfluß auf die eigenthümliche Gestaltung unseres menschlichen Lebens aus, als die Ergebnisse der Wissenschaft, die von wenigen gesucht und von wenigen verstanden werden.

Nicht nur der Genuß unseres Daseins, sondern auch die Art unseres Handelns, die Rüstigkeit des Unternehmens hier, die passive Unterwerfung unter das Schicksal dort, steht unter demselben Einflusse. Die Meinung, welche wir von dem Werthe der Dinge und von der Tendenz des Weltlaufs fassen, bestimmt unvermeidlich auch die andere von der Bedeutung und dem Werthe der individuellen Persönlichkeit, von den Ansprüchen, die wir erheben zu können glauben, von den Zielen, die wir mit Hoffnung auf ihre Erreichung uns setzen dürfen, von den Pflichten, die uns obliegen. Unterscheidet sich nun durch diese zusammenfassende Reflexion die menschliche Lebensführung von dem thierischen Dasein, das unmittelbar den Einflüssen des Augenblickes folgt und kaum in seinen Zwecken, sondern nur in seinen Mitteln sich durch die

Erfahrung leiten läßt, so hat anderseits ein alter Glaube dem Menschen ein angebornes Sittengesetz, das seine Gesinnungen, und eine innere religiöse Offenbarung, die seine Zwecke regele, als feste Anhaltspunkte seines hin- und herschwankenden natürlichen Strebens zugeschrieben. Welche ursprüngliche Anlage zu beiden wir in dem menschlichen Geiste zu suchen haben, oder ob erst die Bildung des Lebens diese Blüthen treibe, müssen wir nun zum Schlusse dieser Betrachtungen überlegen.

Die Erkenntniß der Welt fanden wir nicht nur im Einzelnen der Arbeit der Erfahrung überlassen, sondern auch die kleinere Summe der allgemeinen und gesetzgebenden Wahrheiten, die diese Arbeit leiten sollen, war unserem Geiste nicht in ausführlicher Vollständigkeit angeboren; nur ein einziger Keim höherer Einsicht lag in uns, den wir unter der veränderlichen Gunst der Umstände in ein mehr oder minder klares oder verworrenes Gezweig entwickeln. Wir werden im Stillen erwarten, daß es auch mit den Grundlagen des sittlichen Lebens sich ähnlich verhalten möge. Ist der Mensch überhaupt bestimmt, erst durch eigene Thätigkeit zu werden, was sein Begriff ihm zu sein befiehlt, so wird er auch die Ideale seines Thuns nicht als ein fertiges Geschenk seiner Organisation in sich finden, sondern im Lauf seiner Entwicklung sich ihrer zu bemächtigen haben. Zwar gerade darin hat man seine sittliche Natur vor der Anlage zur Erkenntniß bevorzugt geglaubt. Nur wenige unzweideutige Grundsätze zur Beurtheilung der Dinge gebe ihm die letztere an die Hand, und solche, deren Durchführung gegen den widerstreitenden Augenschein zahlreiche Irrthümer nicht vermeiden kann; dem dürftigsten Menschengeiste halte dagegen sein Gewissen, unabhängig von der Höhe und Ausdehnung der erreichten Kenntnisse, die unverbrüchliche Richtschnur seines Handelns und die höchsten Gegenstände des Glaubens mit immer gleicher Deutlichkeit vor. Aber die Vergleichung verschiedener Culturstufen des menschlichen Lebens hat längst zu größerer Vorsicht in diesen Meinungen ermahnt.

Wir müssen es aufgeben, den Glauben an das Dasein Gottes

auf die Uebereinstimmung der Völker zu gründen. Stimmungen und Ahnungen, die auf ein Unbekanntes, Unsichtbares hinausweisen, entwickeln sich freilich wohl unter dem Einfluß der Lebenserfahrung in jeder menschlichen Brust; aber ohne günstige Bedingungen der Ausbildung bringen sie kaum mehr als jenen Zustand gegenstandloser Furcht hervor, der auch das Thier beherrschen würde, wäre es nicht zu gedankenlos, um die einzelnen Schrecken, die es erfährt, zu einem bleibenden Gedankenkreise zu sammeln. Jene untrügliche Stimme des Gewissens aber mag wohl ebenfalls in Keinem ganz schweigen; was ist es indessen, was sie bejaht und befiehlt? So wie der Mensch geht und steht, wie alle seine Verhältnisse ihn gebildet haben, sehr Verschiedenes. Ein beschränkter und einseitiger Erfahrungskreis pflegt uns in gewisse Vorstellungsweisen der Dinge einzugewöhnen, die deshalb, weil sie innerhalb dieses Kreises keinen Widerspruch finden, allmählich für uns den vollkommensten Schein unbedingter Evidenz annehmen. Man weiß, wie siegreich solche Vorurtheile auch dann der Wahrheit widerstehen, wenn diese uns fertig von außen dargeboten wird, und wir nicht die Mühe haben sollen, sie selbst zu finden. Die praktischen Vorurtheile, in welche uns Erziehung, Nationalität, Sitte, Beruf und Zeitgeist eingewöhnen, sind nicht minder lebenskräftig, und man kann nicht leugnen, daß unter diesen Einflüssen nicht nur manche gleichgiltige Handlung, manches unbedeutende Ceremoniell, sondern selbst Vieles, was die Bildung einer anderen Zeit und eines anderen Ortes als inhumane Barbarei verurtheilen würde, als heilige Gewissenspflicht empfunden, und daß die Verletzung dieser Pflicht mit derselben Beunruhigung des Gemüthes gebüßt wird, die uns mit Recht nur aus der Uebertretung wahrhaft sittlicher Gebote hervorgehen zu dürfen scheint. So wie die Erkenntniß des Menschen von dem Glauben an das Vorhandensein einer Wahrheit belebt wird, worin diese aber bestehe, der oft irrenden Untersuchung überlassen bleibt, so möchten wir es fast als den anderen wesentlichen Zug der menschlichen Natur bezeichnen, daß sie überhaupt den Gedanken einer Pflicht und

eines Sollens mit sich führt; was aber diesen Begriffen entspreche und welche Form des Handelns sie gebieten, darauf hat sie in ihrer Entwicklung erst sich langsam zu besinnen. Ich darf nicht besonders hervorheben, daß es zweierlei ist, was wir behaupten: die entwickelnde Kraft der Erfahrung einerseits, aber ebenso sehr das ursprüngliche Vorhandensein des Keimes, auf den sie wirkt. Man wird nie Erfolg haben, wenn man in eine leere Seele hinein das Bewußtsein des Sollens nur vermittelst der Eindrücke der Erfahrung bringen will.

Wollen wir das schwer zu umgrenzende Gebiet dessen, was wir thun, von dem abscheiden, was in uns oder aus uns geschieht, so scheint der erste trennende Unterschied in den Gefühlen der Lust und Unlust zu liegen, welche die innern Ereignisse entweder begleiten oder ihnen fehlen. Eine Aeußerung, die mit Nothwendigkeit aus der Einwirkung der Eindrücke auf uns entspränge, ohne daß der Werth dieser Eindrücke für uns durch ein Gefühl des Wohl oder Wehe gemessen worden wäre, würden wir nicht Anlaß finden, durch den Namen einer Handlung vor anderen Wirkungen auszuzeichnen. Selbst dann nicht, wenn bewußte Vorstellungen die aus dem Reize entstandene Erschütterung unsers Innern begleiteten und die endliche Rückwirkung nur durch das Mittelglied einer Gedankenreihe hervorgerufen würde. Unsere Aeußerung würde dann zwar eine verwickeltere Entstehung haben, aber sie wäre im Wesentlichen doch den Erfolgen ähnlich, welche von der mechanischen Anregung jedes Werkzeugs von zusammengesetzterem Bau zu erwarten sind. Im bloßen Wissen und Abbilden der Dinge kommen wir uns theilbar vor, und eine Vorstellungsreihe, die sich in uns bewegt, scheint nur eine beschränkte Gegend unsers Wesens einzunehmen und seinen übrigen Bestand unintereſſirt zu lassen; was an sie als Aeußerung sich anknüpft, betrachten wir noch nicht als eine That des Ich, sondern als ein Ereigniß, das aus ihm entspringt. Erst in den Gefühlen der

Lust und Unlust wird das Ich sich der Zugehörigkeit seiner einzelnen Zustände zu ihm selbst und seiner eignen totalen Ergriffenheit bewußt; was aus ihnen hervorgeht, erscheint uns als die gesammelte Rückwirkung unserer ganzen Natur. Ein Leiden im wahren Sinne glauben wir nicht schon da zu sehen, wo der Bestand eines Wesens nur gestört wird, sondern erst da, wo es diese Störung schmerzlich empfindet; an ein Thun glauben wir ebenso nicht deshalb schon, weil eine Aeußerung aus dem Innern hervorbricht, sondern nur dann, wenn wir Gefühle der Lust und Unlust als Motive ihres Hervortretens betrachten dürfen. Nicht als wenn wir nicht auch von den Rückwirkungen, die in der That unser Gefühl veranlaßt, manche als unwillkührliche Regungen von der gewollten Handlung unterschieden; aber nicht durch das Vorangehen eines Wollens und Strebens können wir doch anderseits die Handlungen von den Wirkungen abtrennen. Wille und Sehnsucht selbst sind das, was sie sind, nur dadurch, daß sie sich auf einen gefühlten Werth ihres Zieles beziehen. Könnte man das Streben eines intelligenten Wesens von jedem Schatten lust- oder leidvoller Theilnahme für sein Ziel befreien, so würde es sich wieder in jenen unlebendigen Wirkungsdrang verwandeln, aus dem wohl physische Ereignisse, aber keine Handlungen entspringen.

Fragen wir daher noch nicht nach den Idealen, welche das Handeln bestimmen sollen, sondern nach den Kräften, die es allenthalben wirklich in Bewegung setzen, so können wir nicht leugnen, daß das Trachten nach Festhaltung und Wiedergewinn der Lust und nach Vermeidung des Wehe die einzigen Triebfedern aller praktischen Regsamkeit sind. Von zwei Bedingungen wird die verschiedene Höhe der Ausbildung abhängen, zu welcher diese gemeinsame Tendenz die verschiedenen Gattungen des Lebendigen führt. Zuerst von der Mannigfaltigkeit der Hilfsmittel, welche die Feinheit der leiblichen und geistigen Organisation dem lustbedürftigen Wesen zur Erreichung seiner Zwecke darbietet; anderseits aber von jener Eigenthümlichkeit seines Naturells, durch die ihm be-

stimmt wird, was ihm als Lust und Unlust gelten soll, und durch die das eine Wesen auf einen einförmigen Kreis des Genusses beschränkt, dem andern eine reiche Auswahl erstrebbarer Güter eröffnet wird, zwischen denen es beginnen kann, größere den geringeren, edlere den gemeineren, heilige den unheiligen gegenüber zu stellen. Es ist nicht unsere Absicht, die erste dieser Bedingungen und die aus ihr entspringende Größe der Klugheit und Nachhaltigkeit menschlichen Strebens hier ausführlicher zu betrachten, da die Erwägung der geschichtlichen Entwicklung uns später zu diesem Geschäft zurückführen wird; aber die zweite schließt offenbar die Punkte ein, aus denen der Unterschied menschlicher Sittlichkeit von thierischem Drange sich erklären muß; eine Frage, deren allgemeine Bedeutung hier unsere Aufmerksamkeit verlangt.

Es ist eine bekannte, oft gemachte Bemerkung, daß Wohlgefallen und Mißfallen sich nicht an einen einfachen Eindruck, sondern nur an ein Verhältniß zwischen mehreren knüpfen könne. Ich bezweifle ihre Triftigkeit in dieser Fassung. Welches auch das Verhältniß zweier Eindrücke zu einander sein möchte: daß es nicht gleichgiltig wahrgenommen, sondern als angenehm oder unangenehm gefühlt wird, kann nicht davon herrühren, daß es dieses Verhältniß *ist*, sondern nur davon, daß es als ein so seiendes noch einmal in Einklang oder Widerspruch mit dem Wesen steht, von dem es aufgefaßt wird. Nicht was zwischen zwei uns fremden Gegenständen sich ereignet, sondern das, was zwischen jedem einzelnen von ihnen und uns vorgeht, ist das Motiv unserer Lust und Unlust, und jeder einfache Eindruck kann beide erwecken, je nachdem er die Zustände, die Thätigkeiten, Bestrebungen und Gewohnheiten des Wirkens, die er in unserm Innern antrifft, entweder stört und aus ihrer natürlichen Richtung zu drängen sucht, oder innerhalb dieser Richtung sie unterhält, steigert oder begünstigt. Ohne Zweifel befinden sich nun unter den Ursachen, welche solche Veränderungen in uns veranlassen, auch die Verhältnisse zwischen mehreren unter einander verbundenen Eindrücken, und wir mögen selbst zugestehen, daß gerade sie die Erreger der

wichtigsten und für die menschliche Bildung am meisten charakteristischen Gefühle sind. Aber in keinem Falle können wir doch den Werth auch solcher Eindrücke allein von dem wechselseitigen objectiven Verhalten des Mannigfaltigen in ihnen abhängig denken, ohne eben dies Verhalten selbst noch einmal nach seiner Uebereinstimmung mit uns selbst, den Auffassenden, oder mit irgend einem anderen Verhältniß zu messen, in Bezug auf welches letztere die Frage nach seinem Werthe auf dieselbe Weise, aber bereits früher, beantwortet worden ist. Ohne Zweifel ist der Werth desjenigen geringer, was nur einer augenblicklichen und zufälligen Lage oder einer individuellen Eigenheit des Gemüthes entspricht, auf welches sein Eindruck trifft; größer der Werth dessen, was mit den allgemeinen und normalen Zügen der Organisation harmonirt, durch welche der Geist zur Erfüllung seiner Bestimmung befähigt ist; das Höchste mag das sein, was der beständigen Stimmung eines idealen Gemüthes wohlthun würde, aus dessen inneren Zuständen jede Abirrung von dem Zwecke seiner Entwicklung getilgt wäre. Noch höher hinaus dagegen liegt nichts; und der Gedanke eines irgendwie unbedingt Werthvollen, das seinen Werth nicht durch seine Fähigkeit zur Erzeugung von Lust bewiese, überfliegt sich selbst und das, was er wollte.

Ohne Zweifel war es eine lobenswürdige Strenge der praktischen Philosophie, die sittlichen Gebote von dem schielenden Hinblick auf den eigenen Vortheil des Handelnden zu befreien; aber mit Unrecht suchte dieser Rigorismus die klare und unabweisbare Verbindung zu lösen, in welcher nichtsdestoweniger der verachtete und in seinen meisten Anwendungen verächtliche Begriff der Lust zu dem andern Begriffe des Werthes überhaupt steht. Als Kant den Zwecken des Eigennutzes gegenüber eine allgemeine Formel des sittlichen Verhaltens gefunden zu haben glaubte, war er aufrichtig genug zu gestehen, daß er in ihr den eigentlichen Grund ihrer verpflichtenden Würde für uns nicht mit entdeckt habe. Und in der That, wie verstände es sich denn von selbst, daß unsere Maximen im Handeln sich zu einer allgemeinen Gesetzgebung

eignen müßten? Und welches sind denn diejenigen, die sich dazu nicht eignen? Offenbar die, aus deren allgemeiner Befolgung die Vereitelung aller Bestrebungen, allgemeine Unordnung entspringen würde. Aber dieses Interesse für Ordnung und für die Möglichkeit eines Erfolgs unsers Wollens, was ist dies anders, als entweder ein großartiges umfassendes Utilitätsprincip anstatt der kleinen und einzelnen, oder das Zugeständniß, daß andere Maximen, als jene verlangten, zu allgemeinem Uebelbefinden führen würden und deswegen zu verwerfen seien? Andere Systeme versichern uns, indem sie gleichfalls alle Lust verabscheuen, das sittliche Gebot sei das eine, daß das endliche Wesen sich dem Absoluten, der peripherische Punkt dem Centrum unterordne, der menschliche Wille parallel der Entwicklung der unendlichen Idee gehe und in ihrem Sinne arbeite. Wie nun aber, wenn das Absolute gerade diese Nachahmung nicht wollte? Würde sich dann, wenn das Centrum lediglich Verdruß von dieser Folgsamkeit hätte, immer noch behaupten lassen, daß trotzdem gerade dieses Verhalten als das an sich unbedingt werthvolle innezuhalten sei? Man würde sich dann erinnern, daß die Heiligkeit des Gebotes auf dem Willen des höchsten Wesens, auf seiner Fähigkeit der Lust und Unlust an unserm Gehorsam oder Ungehorsam und auf unserer Stellung zu ihm beruht, die unsere Seligkeit nur in seiner Lust finden läßt. Man braucht nur aus dem Begriffe dieses Höchsten jeden Anklang von Gemüth zu tilgen und es ganz in die starre Naturgewalt einer gefühllosen, wenn auch immer intelligenten Macht zu verwandeln, und man empfindet sofort, daß jener Unterordnung jeder sich selbst bejahende Werth fehlt. Man wird dann im Gegentheil jedes endliche Wesen mit Theilnahme begleiten, das diese Langweile einer ewigen monotonen Entwicklung unterbricht, indem es, besserem Rathe folgend, die „unbedingte Freiheit und Selbständigkeit seines Ich durchzusetzen“ sucht. Warum nun wieder diese Autonomie einen unbedingten Werth haben solle, wird freilich seinerseits auch unklar bleiben, doch nicht lange: man erkennt in ihr die Lust eines edlen Stolzes, so wie man die Lust

der sich unterordnenden Liebe als die wahre Kraft erkennt, welche oben die peripherischen Punkte sich um ihr Centrum bewegen hieß. Wird uns endlich gesagt: Streit mißfalle an sich, so leugnen wir dies einfach ganz; uns mißfällt der Zank und am Streite das, was zänkisch ist, das Uebelwollen der Parteien. Ziehen wir dies ab, so würde jeder Streit zweier Willen an sich nur ein Naturschauspiel sein, das uns unterhielte; nur sehr mittelbar würde, vom bösen Willen abgesehen, er auch dann noch uns mißfallen; nicht an sich, sondern um der unvermeidlichen, obgleich unbeabsichtigten Unlust willen, die er beiden Parteien erregt, oder wegen der Verschwendung von Kräften, die sich nutzlos aufheben, während sie eine gemeinsame Lust erzeugen könnten.

Was heißt es überhaupt, daß es gewisse Verhältnisse verschiedener Willen gebe, auf denen eine unbedingte Billigung ruhe? Gibt es irgendwo ein solches Verhältniß in der Welt? Gibt es Willen, die abgetrennt von allem Gemüth eine Wirklichkeit hätten und zu einander in Beziehung treten könnten? Und wenn es nun so wäre, und die Welt bestände aus lauter intelligenten und wollenden Wesen, deren keines jemals, weder die endlichen Geister noch ihr Gott, im Stande wäre, Lust und Unlust zu fühlen, welchen Sinn hätten dann diese Ideale des Willens, die nun nicht einmal mehr Jemand hätten, von dem sie gebilligt werden könnten? Sollte es in der That dann noch immer eine absolute sittliche Forderung sein, daß an die Stelle des einen factischen Zustandes, der Niemand wohl und wehe that, ein anderer Zustand gesetzt werde, der gleichfalls für Niemand in der Welt einen Zuwachs an Gut enthält? Sollen wir glauben, die Welt gehe so völlig in Etiquette auf, daß es in ihr nur auf Realisirung von Thatbeständen formeller Art ankäme? Diese letzten Consequenzen, die Verwandlung alles sittlichen Handelns in eine bloße Herstellung von Werken, mag diese allzurigoristische Moral sich leicht verbergen, denn im Einzelnen wird freilich Niemand ein sittliches Gesetz aufstellen, in dem nicht die geflohene Rücksicht auf die verschmähte Lust verborgen läge; in anderen Gebieten des

Lebens kommen die Folgen zuweilen zum Vorschein. Man hat sich längst gewöhnt, den Gefühlseindruck des Schönen geringschätzig anzusehen, und sucht das Wesen der Schönheit ausschließlich in mancherlei formellen Spannungen der Ideen gegeneinander; daraus fließen Kunstwerke, deren Werth sich dialektisch vollkommen beweisen läßt, nur daß sie Niemand gefallen. Und in den Versuchen zu geselligen Gestaltungen, wie sehr finden wir auch hier den Götzendienst formeller Principe verbreitet! Scheint doch Manchem Alles gethan zu sein, wenn irgend eine Form der politischen Gliederung erreicht ist, gleichviel ob aus dem künstlichen Bau ein Tropfen wirklichen reellen Lebensgenusses herniederthaut, oder ob Alle sich in ihm gelangweilt oder elend befinden.

Dem unbefangenen Gemüth sind diese Irrungen eigentlich fremd. Für sich selbst zu sorgen, scheint ihm natürlich, aber nicht sittliches Verdienst zu sein; Andern wohlzuthun und die Summe der Lust zu vermehren, deren die Welt sich erfreut, ist die einzige Aufgabe, in deren Erfüllung alle seine sittlichen Pflichten zusammenlaufen. Dies ist keine Lobpreisung eines gedankenlosen Wohlwollens oder jener Schwächlichkeit, die nie verneinen kann und den augenblicklichen Dank des leichtsinnig Begünstigten mit späterem Vorwurf über ihre Willfährigkeit erkauft. So wie in der Natur nicht jedes einzelne Geschöpf unmittelbar durch eine eigens auf seine Erzeugung gerichtete Kraft entsteht und sich entwickelt, sondern sein Wachsthum durch die allgemeinen Gesetze des Ganzen zugemessen erhält, aus dem es seine Bedürfnisse schöpft: so wird jedes Glück, das allen Gliedern einer verbundenen Vielheit gleichmäßig bestimmt ist, eine Oekonomie seiner Erzeugung und Vertheilung bedürfen, deren allgemeine Regeln nicht ohne die Zerrüttung des Zweckes verletzt werden können. Hierauf vertraut das Gemüth; und wenn es in seinem Gewissen sich Gesetze des Handelns vorgezeichnet sieht, deren Zusammenhang mit dem Ziele der höchsten Lust es nicht unmittelbar vor Augen sieht, so zweifelt es doch nie daran, daß dieser Zusammenhang stattfindet und daß alle Härte der Gesetze in der Welt nicht um ihrer selbst willen da ist,

sondern um den sicheren Weg zu bilden, der zu der Mildigkeit jenes Erfolges führt. Diese Gesetze gering zu achten, kann am wenigsten uns beikommen, nachdem wir so oft die Unerläßlichkeit eines geordneten Mechanismus für die Verwirklichung alles Schönen und Großen auch da vertreten haben, wo gerade Anderen ein gesetzloses Wohlwollen der Idee Alles unmittelbar zu schaffen schien. Aber jene Gesetze zu überschätzen, kann eben so wenig unser Sinn sein; so lange wir festhalten, daß kein Mechanismus um seiner selbst willen da sei, kann alle Wirklichkeit für uns nicht sein, nur damit sie sei, und alles Handeln nicht beabzwecken, daß noch mehr sei, als vorher war. Irgendwo muß dieses Herstellen äußerlicher Thatbestände und alle Gesetzmäßigkeit seines Verlaufes in ein inneres Geschehen der Lust und des endlichen Genusses einmünden.

Man würde indessen sehr irren, wenn man allen moralischen Gesetzen nur diesen abgeleiteten Werth zugestehen wollte, nothwendige Maximen der allgemeinen Lustökonomie zu sein; die Mehrzahl selbst derjenigen, welche eine nicht überall giltige, sondern nur auf bestimmte Verhältnisse bezügliche Art des Handelns vorzeichnen, stehen zu der Erzeugung der Güter in einem viel unmittelbareren Verhältnisse. Niemand wird nämlich wagen, Lust in jeder Form oder Lust um jeden Preis als das zu billigende Ziel des Strebens aufzustellen; aber nicht nur das sittliche Gewissen, sondern auch die logische Unmöglichkeit dieses Satzes würde uns an seiner Anerkennung hindern. Lust an sich ist ein unvollständiger Gedanke, so lange das nicht mit erwähnt wird, was in ihr genossen wird. Ich meine nicht sofort den äußern Eindruck, aus dem sie für uns entspringt, sondern ihren eignen specifischen Inhalt, den sie hat, wenn sie entsprungen ist. So wenig es möglich ist, überhaupt zu empfinden, ohne irgend etwas, oder richtiger etwie zu empfinden, roth oder süß, hart oder warm; so wenig es möglich ist, dieses Empfinden nur dem Grade nach stärker oder schwächer zu denken: ebenso unthunlich ist es, von einer Lust zu

reden, die reiner Genuß überhaupt, und nicht der Genuß etwessen wäre, höchstens größer oder geringer, flüchtiger oder dauernder, aber qualitativ inhaltlos. Und eben so wie das Roth zwar nicht die Abbildung der Aetherwellen ist, die sein Gesehenwerden veranlassen, wie aber doch diese Empfindung eine Uebersetzung nur dieses bestimmten Reizes in die Sprache der Seele ist, und jeder andere Reiz eine andere solche Uebertragung erfahren würde: eben so ist die eigenthümliche Lust, welche wir von irgend einem Eindruck oder irgend einem Verhältniß mehrerer empfangen, keine Abbildung dieser Eindrücke, an die sich hinterher erst ein in allen Fällen qualitativ gleichartiges Wohlsein knüpfte, vielmehr ist jenes specifische Gefühl unmittelbar die untheilbare Uebertragung des Werthes, welchen nur dieser bestimmte Fall der Anregung enthält, in diese Sprache der Lustempfänglichkeit. Wir sprechen von Lust und Unlust im Allgemeinen gerade so wie von Bewegungen; man kann von der Richtung und Geschwindigkeit der letztern abstrahiren, aber keine von ihnen kann vorhanden sein oder geschehen, bevor sie Geschwindigkeit und Richtung hätte; auch Lust und Unlust kann nirgend in dieser formlosen und farblosen Allgemeinheit vorkommen, sondern sie hat immer ein bestimmtes Colorit, oder eigentlich sie *hat* es nicht, sondern sie *ist* es, wie denn auch die Bewegung nicht Geschwindigkeit und Richtung *hat*, sondern die irgendwohin gerichtete Geschwindigkeit *ist*. Man betrügt sich theoretisch um das Beste der Lust, wenn man meint, sie könne irgendwo darin bestehen, daß man an etwas, wie man wohl zu sagen pflegt, *seine* Freude oder *sein* Vergnügen habe. Es ist gar nicht so, daß wir zuerst eine frostige Vortrefflichkeit irgend eines Umstandes anerkännten, und sie dann durch ein bestimmtes Quantum unserer Lust belohnten, die wir wie unsere allgemeine geistige Hausmünze überall gleichartig und nur in größeren oder geringeren Summen gegen den Werth der Eindrücke austauschten. Von dem *eignen* Werth der Dinge werden wir vielmehr bezwungen; und wenn freilich unsere Lust von unserer eigenen Natur insofern abhängen muß, als wir nur das fühlen können, wo=

zu wir fähig sind, so sind doch die eigenthümlichen Unterschiede, die auf dieser Grundlage noch zwischen unsern Lustgefühlen stattfinden, in keiner Weise auf blos quantitative Verschiedenheiten eines gleichartigen subjectiven Wohlbefindens zurückzuführen.

Mit dem Aufgeben dieser ungeeigneten Vorstellungsart würde manche Anklage hinwegfallen, die man gegen die Lust zu richten pflegt. Sie würde nicht mehr in dem ungünstigen Lichte eines Egoismus erscheinen, der alle Dinge der Welt und ihre eigenthümlichste Natur nur als ein Heizungsmaterial zu seiner eigenen Erwärmung verbraucht; man würde finden, daß die Lust selbst vielmehr das Licht ist, in dem jede objective Vortrefflichkeit und Schönheit des Wirklichen erst wahrhaft zu leuchten beginnt. Und man würde dabei nicht mit Recht den alten Einwurf wiederholen, daß es dem Begriffe der Lust an einem innern Beurtheilungsgrunde fehle, der uns ihre höheren und edleren Formen von den gemeineren unterscheiden, oder irgend eine derselben als die höchste kennen lehre. Wollen wir eine unnütze wissenschaftliche Vornehmheit abthun, so werden wir bekennen müssen, daß noch kein Moralsystem, das die Reihe der Pflichten oder der sittlichen Ideale aus einem höchsten Princip abzuleiten versuchte, etwas Anderes vermocht hat, als eine begreifliche logische Unterordnung des Abgeleiteten unter jenes Princip herzustellen. Aber die Gewißheit, daß dies Abgeleitete wirklich für uns verbindliche Vorbilder enthielt, und daß deren eines werthvoller sei als ein anderes, folgte niemals aus dem Princip, sondern aus der unmittelbaren Stimme des Gewissens, die man bei jedem Gliede der Ableitung besonders befragte. Gründen andere Ansichten unsere sittlichen Ueberzeugungen auf gewisse Verhältnisse der Willen, auf denen absolute Billigung oder Mißbilligung ruhe, so meinen auch sie nicht im geringsten, aus dem Begriffe eines solchen Verhältnisses ableiten zu können, welches einzelne zu billigen, welches andere zu mißbilligen sei; sie erwarten die Entscheidung von dem Gewissen. Ich weiß nicht, warum der Begriff der Lust mehr zu leisten verpflichtet wäre, als andere Principien. Vielleicht thut er es dennoch in

gewisser Weise, aber uns genügt es hier, ausdrücklich jene Berufung auf das Gewissen einzulegen, die andere Auffassungen nur scheinbar entbehren können. Es ist so, daß die einzelnen Formen der Lust der Art nach verschieden, daß die eine der andern über- oder untergeordnet ist, daß jede, an sich positiv, doch negativ werden kann im Vergleich zu andern, und daß nur die Befriedigung des Gewissens selbst, die Lust also an der Uebereinstimmung jeder einzelnen Lust mit dieser Gesetzgebung über alle, diesem Schwanken ihres Werthes entzogen ist. Wie nun in der Anlage des menschlichen Gemüthes und in den ersten überall vorkommenden Schritten seiner Entwicklung diese Antriebe des Handelns entstehen und das Bewußtsein ihrer Werthe, darüber allein haben wir einige Andeutungen hinzuzufügen.

Sinnliche Lust ist nicht nur das Zeiel, nach dem alle Regsamkeit des Lebendigen ursprünglich sich aufmacht, sondern auch in dem ausgebildeten Leben finden wir sie als die verstohlene Triebfeder des mannigfachsten Handelns wieder. Zwar unabhängig von äußern Anregungen kann ein Streben, die Summe des Genusses zu vergrößern, den lebendigen Wesen nicht von Natur eigen sein; sie würden nicht wissen, wohinaus dies größere Gut liegen kann. Erst die Erfahrung zeigt ihnen diese Wege und erweckt theils die Sehnsucht nach dem Wiedergewinn des einmal gekosteten Glückes, theils ein Begehren, das ins Unbestimmte hinaus auf unbekannte Güter gerichtet ist. Diesen Trieben sich hinzugeben, könnte die Seele kein anderes Bedenken abhalten, als die Kenntniß entweder der Nachtheile ihrer maßlosen Befriedigung, oder der größeren Güter, an deren Erwerbung diese hindert. Der natürliche Lauf der Dinge mindert indessen die Gefahr dieses Uebermaßes und führt von selbst zur Bekanntschaft mit dem Besseren. Er bringt es wenigstens frühzeitig dahin, daß an der ganzen Summe unserer Bestrebungen die feinere Lust des inneren Sinnes einen weit beträchtlicheren Antheil erlangt, als

das Trachten nach rein körperlichem Genuß. Einfache, durch die Bildung noch nicht verwickelte Zustände führen eine größere Abwechselung der Bedürfnisse mit sich, die durch eigne Anstrengung befriedigt werden müssen; anderseits sind die Höhenpunkte des leiblichen Genusses von kurzer Dauer, und doch erlischt während der langen Pausen zwischen ihnen die regsame Empfänglichkeit des Gemüthes nicht. So wird die leidenschaftliche Hingabe an eine einzige Klasse des Genusses wenig begünstigt; wohl aber trifft die Seele, indem sie sich auf den Weg macht, Mittel der Befriedigung zu suchen, eben auf diesem Wege selbst auf viele Eindrücke, von denen sie unvermerkt angezogen und gefesselt wird. Sie kann nicht umhin, bei ihnen zu verweilen und sich theils ihrem Reize für die Wißbegier der Erkenntniß, theils den Stimmungen zu überlassen, die ihre Bedeutung und ihr Sinn erweckt. So wird die Hast nach dem Ziele des Genusses vielfach verlangsamt und in den Zwischenzeiten zwischen den Augenblicken sinnlicher Befriedigung kehren der Seele diese gewonnenen Eindrücke zurück. Sie gewöhnt sich allmählich daran, die gleichmäßigere und weniger heftige Lust zu bevorzugen, die ihr die stetige wohlthuende Beschäftigung des innern Sinnes gewährt. Die Freude an zwecklosem rhythmischem Spiel der Eindrücke, an unterhaltender Geselligkeit, an der Uebung eigner Kraft und Gewandtheit nimmt in dem natürlichsten Zustande der Völker, so wie in der fortgeschrittenen Civilisation einen weit größeren Raum ein, als die Begierde nach dem unmittelbaren sinnlichen Genuß. Und selbst wo das Streben nach dem letztern uns noch auffällt, finden wir doch, daß es selten auf die rohe Lust allein gerichtet ist; das Begehrte erscheint begehrenswerth weit weniger um seiner selbst, als um einer Menge von Gedanken willen, die sich an seine Bedeutung für ein tieferes inneres Leben knüpfen; die Vorbereitungen, die Nebenumstände und die Nachgedanken erhöhen durch ihr eigenthümliches mannigfaltiges und feines Interesse den an sich nur ärmlichen Werth des ursprünglichen Zieles. Wohlthuende Formen der Umgebung, harmonisches Zusammenwirken der äußern Eindrücke,

ästhetischer Schmuck des Lebens und eine gleichförmige freundliche Gewohnheit des Daseins sind die Bedürfnisse dieser verfeinerten Sinnlichkeit, und ihre Befriedigung wird in den gebildetsten Zuständen wie in der naivsten und formlosesten Geselligkeit durch Arten des Benehmens gesucht, von denen man zweifeln kann, ob sie nicht noch mehr die Freude an der Production des Angenehmen und Anmuthigen, als das Begehren ausdrücken, eine aus ihm entspringende Lust zu ernten.

Obgleich zuletzt denselben allgemeinen Gesetzen seines Verlaufes unterworfen, pulsirt doch das leibliche wie das seelische Leben in den verschiedenen Einzelnen mit verschiedener Stärke und nicht ohne eigenthümliche Abweichungen seiner Reizbarkeit. Nur für die heftigsten und gewaltsamsten Eindrücke können wir darauf rechnen, daß sie in Allen gleichen Schmerz oder gleiche Unlust erzeugen; Erregungen von mittler Stärke dagegen sind dem Einen noch zu bedeutend, dem Andern schon abspannend gering und monoton; unberechenbare Abneigungen überdies treten hier einem Reize entgegen, der dort mit Leidenschaft begehrt wird. Diese Verschiedenheiten treffen nicht allein die Objecte der äußern Sinne, sondern auch die formellen Verhältnisse der Eindrücke, von denen unsere ästhetischen Gefühle angeregt werden. Die Größe der Abwechselung in den Wahrnehmungen, der Stoß der Ueberraschung, die stetige Anspannung einer consequenten Stimmung oder Ideenfolge, dies alles ist dem Temperament des Einen ein Bedürfniß, dem des Andern eine Pein; dieselbe Form der Verknüpfung in den Eindrücken, dieselbe Manier des Gebahrens ist jenem ein behagliches Lebenselement, und wird von diesem mit specifischem Widerwillen verachtet. Hierin duldsam zu sein, und anzuerkennen, daß keine Art und Weise eine allgemeine Geltung, und die eigne keine größere hat, als die abweichende fremde, ist entschieden ein Ergebniß der Bildung und nur selten die unmittelbare Mitgabe eines glücklichen Naturells. Von Haus aus sind wir hierin tyrannisch, und wir können nicht leugnen, daß wir jeden etwas gering schätzen, dem unsere Lieblingsspeise nicht schmeckt, und daß ein

Keim gelinden Hasses sich in uns gegen den regt, der hierin beharrlich anderer Meinung ist. Viel kräftiger werden natürlich diese Abneigungen und Neigungen, wenn sie an viele Punkte der Uebereinstimmung oder des Widerstreites zugleich anknüpfen; sie werden eben dadurch dem, der sie empfindet, unerklärlicher, denn immer weniger wird die deutliche Uebersicht dieser einzelnen Ursachen möglich, die sich zu einem starken instinctiven Gefühle summiren. So lange alle einzelnen Genossen einer Gesellschaft durch stark hervortretende Gleichförmigkeit ihres Stammcharakters verbunden sind, treten diese Erscheinungen wenig hervor; dagegen sind sie gewiß eine Grundlage des Nationalhasses, durch den wir schon früh die einzelnen Menschenstämme ebenso geschieden sehen, wie die Geschlechter der Thiere. Die höhere Entwicklung der Bildung führt eine größere Mannigfaltigkeit individueller Charaktere herbei, und damit eine größere Verletzlichkeit des Einen durch das Naturell des Andern, zugleich aber als entschädigendes Gegengewicht die gleichfalls wachsende Intensität der auswählenden Liebe und Freundschaft. So entstehen zwischen den Theilnehmern einer civilisirten Gesellschaft lebhafte Spannungen, die noch unabhängig von ihren gegenseitigen Handlungsweisen sind; und wie viele und bedeutende Ereignisse gehen zuletzt aus diesen verschwiegenen und nie völlig aufzuklärenden Motiven hervor! Bevor eine sittliche Ueberlegung solchen Eigensinnigkeiten des Gemüthes einen nie vollständig hemmenden Zügel anlegt, führen sie zu der Sinnesweise, die offener oder versteckter dem gegenseitigen Benehmen der Menschen immer zu Grunde gelegen hat und oft genug unbefangen als die sich von selbst verstehende Richtschnur des Handelns ausgesprochen worden ist: zu dem Wohlwollen gegen die Freunde, dem Hasse gegen die Feinde. Beide Gesinnungen werden verstärkt, wenn zu der Wirkung, die der Andere auf uns durch das ausübt, was er ist, der Eindruck seiner Handlungen gegen uns kommt. Und wie das Kind den Stein schlägt, an den es sich gestoßen, und das Bett liebkost, auf dem es ruht, so entwickeln sich Dankbarkeit und Rache als die natür-

lichen großen Beweggründe, die von jeher die Menschen in ihrem gegenseititigen Handeln bewegt haben. Wie wenig durch dies Alles der Mensch sich über das Thier erhebt, ist klar genug; aber es nützt nichts, sich die lebendige Wirksamkeit beider Triebe in uns zu verhehlen. Ehe das menschliche Gemüth in sich selbst die Gegenwart anderer unverbrüchlicher Gesetze seines Thuns bemerkt hat, kann es nicht anstehen, diesen natürlichen Anregungen zu folgen, ohne die das Gute in uns wenig Wärme, die Ueberwindung des Bösen wenig Verdienst haben würde.

Durch alle diese Strebungen vertheidigen wir im Grunde nur unser angeborenes Naturell gegen Alles, was ihm nicht gemäß ist, und suchen auf, was ihm zusagt. Aber der Mensch ist nicht nur ein besonderes Beispiel von dem allgemeinen Typus seiner Gattung, sondern bildet sich durch Aufsammlung seiner Erlebnisse zu einer individuellen Persönlichkeit aus, die den ankommenden Reizen einen neuen Maßstab entgegenhält, an dem ihr Werth für uns sich messen muß. Aus der Erregung dieser Seite unsers Wesens entstehen persönliche Gefühle, die in ihren allgemeinen Formen zwar von dem allgemeinen Charakter der Persönlichkeit abhängen, aber doch für jeden Einzelnen sich anders gestalten; denn die Anzahl und Lage der verletzbaren und reizbaren Punkte richtet sich nach der ursprünglichen oder durch den Lebenslauf erzeugten Eigenthümlichkeit des Wesens, das diese Form der Ichheit trägt. Bevor nun eine höhere Entwicklung bessere Ideale des Handelns aufgefunden hat, kann nur das Princip eines völlig nackten Egoismus als die bewegende Kraft unserer Thätigkeit angesehen werden. In dem wirklichen Leben kommen indessen überall die verschiedensten Regungen des so vielseitigen menschlichen Wesens zugleich zur Gegenwirkung, und es wird deshalb nie eine Zeit gegeben haben, in welcher das rücksichtslose blinde Durchsetzen des eignen Willens in der Art einer physischen Naturkraft sich allein hätte können gelten machen. Es ist kein handelndes Wesen denkbar, das sich seiner Empfänglichkeit entäußern könnte, durch die es theils den unwillkührlichen Neigungen und Abnei-

gungen, deren wir gedachten, theils der widerwilligen Anerkennung des Fremden unterworfen ist. Und auch sonst liegt in dem Egoismus ein innerer Widerspruch, der als Heilmittel gegen seine eigenen Consequenzen wirkt.

Das unmittelbarste Selbstbewußtsein rechnet ganz einfach zu der eigenen Persönlichkeit Alles, was wir an körperlicher oder geistiger Kraft als natürliche Ausstattung empfangen haben. Noch ehe die verschiedenen Individuen mit streitenden Ansprüchen sich an demselben Objecte begegnen, mißt jedes sich vergleichend mit den übrigen, und die Wahrnehmung der eignen Wirkungskraft und der geringeren fremden führt mit einer Unbefangenheit, die wir natürlich und billig finden würden, wenn es sich um das Verhältniß zweier Naturkräfte handelte, zu dem Hochmuth des Stärkeren und zu jener Verachtung alles Schwachen und Häßlichen, die wir in jedem beginnenden Culturzustand lebhaft ausgesprochen und selbst bei höher gesteigerter Bildung nie ganz unwirksam finden. Denn jedenfalls sind auch wir immer viel geschwinder geneigt, unsere Pflichten und Leistungen nach dem zu bemessen, was wir sind, und nach dem, was der Andere ist, als daß wir zuerst von allgemein verbindlichen Vorbildern der Gesinnung ausgingen, die noch von keiner Person sprechen, und denen man erst, nachdem man sie anerkannt hat, die unterscheidenden Umstände des besonderen Falles als Gründe zu einer ungleichen Vertheilung der persönlichen Rechte und Pflichten unterordnen darf. Aber ich weiß nicht, ob nicht doch schon in diesem Hochmuth selbst ein unaustilgbarer Keim besserer menschlicher Entwicklung liegt. Wir vergleichen uns nie mit dem, was nicht unserer Gattung ist, oder was nicht wenigstens leicht mit derselben unter einem höheren Allgemeinbegriff als mit uns verwandt zu vereinigen ist. Wir verlangen nicht härter als der Felsen oder mächtiger als eine Naturkraft zu sein; erheben wir uns über unsers Gleichen, so ist die Lust dieses Stolzes nicht von dem Nebengefühl abtrennbar, daß wir eine uns Allen gemeinsame Aufgabe mit größerer individueller Befähigung lösen, daß wir

also auf einer wohlbegründeten Basis natürlicher Vergleichbarkeit gemessen besser sind als Andere und dadurch das Recht jenes höhern Selbstgefühls erwerben. Der Stolz auf körperliche Vollkommenheit ist in dieser Hinsicht eben so berechtigt und naturwüchsig, als der Uebermuth geistigen Uebergewichtes; civilisirte Völker und die wilden Stämme mögen auf einander mit gegenseitiger Geringschätzung herabsehen; sie vollziehen dadurch in der That nur zwei einseitig richtige Urtheile. Auch mit den Thieren mögen wir eine solche Vergleichung noch durchführen; sie sind unter die gemeinsame Anschauung lebendiger, durch innere Regsamkeit bewegter Geschöpfe nicht nur um der Aehnlichkeit ihrer Organisation und Thätigkeit willen begreifbar, sondern hauptsächlich deswegen, weil ihr Leben tausend Berührungen des Kampfes und gegenseitiger Dienstleistung mit dem unseren hat. Es ist eine begreifliche Freude des Selbstgefühls, an List und Kraft diese Geschöpfe zu übertreffen, welche die Natur bestimmt zu haben scheint, mit uns um den Genuß und die Frucht des Lebens zu wetteifern. Diese stille Berufung auf Gründe, die seine Ueberhebung rechtfertigen, kann der Hochmuth nicht los werden, und in dem Augenblicke eben, in welchem er die berechtigende Macht eines Allgemeinen anerkennt, hat er den ersten Schritt zu seiner Selbstüberwindung gethan.

Man kann hinzufügen, daß es sogar noch weiter ein verstohlenes Bedürfniß des Egoismus ist, selbst den Vorzug, den er sich auf der Grundlage eines allgemeinen Begriffes zuschreibt, wieder durch einen allgemeinen auch sonst giltigen Begriff zu bezeichnen, und also sich nicht schlechthin als vorgezogen darzustellen, sondern Theil zu haben an einem Vorzuge, der für sich verständlich ist und Wenigen zwar, aber doch Mehreren zukommt. Der Einzige seines Standes in einem Volke zu sein, den das Schicksal übrig gelassen hat, könnte ein großer Stolz sein; die Erinnerung an die Vergangenheit machte dann den Werth der Stellung deutlich, deren Ehre und Vertretung jetzt diesem Einen zufiele. Aber der Einzige seiner Art zu sein, den es je gegeben hat, ist kein wirklich begreifliches Ziel der Wünsche; jeder große Ehrgeiz

sucht neben der Macht allemal auch den Namen der Macht, und ganz ungewöhnliche Titel üben nicht, wie man vermuthen könnte, die größere, sondern eine geringere Anziehungskraft auf die Gemüther. Jeder völlig singuläre Vorzug ist, wie groß er auch sein möchte, ein unverständlicher; immer sucht sich daher das Selbstgefühl naturgemäß an einen Stand anzulehnen, an dem Viele Theil haben, und als Höchstes gilt überall, was unter Vergleichbarem zuerst kommt. Dieselbe Gebundenheit des Selbstgefühls an das Allgemeine zeigt sich auch in der geistigen Entwicklung. Wir sind stolz darauf, verwickelten Erscheinungen ihre Wahrheit durch unsere individuelle Schlauheit abgewonnen zu haben, und wir betrachten sie eifersüchtig als unsere That, unsere Errungenschaft. Aber wir sind ganz unglücklich, wenn Andere ihr nicht zustimmen; denn so lange bleibt sie wirklich nur unsere Ansicht, und das wollen wir und wollen es auch nicht. Damit das, was wir errungen haben, auch nur für uns selbst Werth habe, muß es nothwendig als ablösbar von unserer Individualität, als die Natur der Sache selbst, als allgemeine Wahrheit anerkannt werden. Darin liegt der eine, ehrbare Grund des Fanatismus, mit dem jede individuell entstandene Anschauung sich um so heftiger gelten zu machen sucht, je weniger sie ein oberflächlich vorliegendes Gemeingut ist, und je tiefer ihr Inhalt alle Seiten des menschlichen Wesens interessirt. Wie unangenehm daher immer zelotischer Eifer auf jedem Gebiet ist, man muß doch zugeben, daß er nicht auf reinem Durchsetzenwollen des subjectiven Meinens beruht, sondern daß Jeder hier für die Ehre des Allgemeingiltigen streitet, das er in sich entdeckt zu haben glaubt, und das ihn ängstigt, so lange es nicht anerkannt ist. So ist Fanatismus eine äußerst naturwüchsige Regung des Gemüthes und bis in die sittlich ausgebildetsten Kreise sehen wir die Härte seines Eifers reichen. Denn wie allgemein ist doch der Aberglaube, als sei es Pflicht, nicht nur seiner Ueberzeugung nicht zuwiderzuhandeln, sondern sie auch da um jeden Preis durchzusetzen, wo man gar keine Pflicht zum Handeln überhaupt hat! Dann entsteht, indem

diesem Mißverständniß eine ebenso mißverstehende Bewunderung entgegenkommt, der Cultus jener großen Männer, die im Grunde die Narren ihres Naturells sind, und die in demselben Augenblicke, in welchem sie nur dem Allgemeinen und der Idee zu dienen glauben, der Welt die zufällige Form ihrer Einfälle zu geben suchen. Sie sind zu entschuldigen, denn wir irren alle auf diese Weise.

Die innere Fessel, die der Egoismus in seiner unvermeidlichen Berufung auf ein rechtfertigendes Allgemeine in sich trägt, wird sehr bald zu einer äußern; der Uebermuth bedarf zu seinem eignen Genuß das Mitwissen und die Anerkennung Anderer. Selbst die roheste Form der Herrschsucht kann sich nicht mit blos factischer Unterwerfung oder mit der Vernichtung des fremden Willens begnügen; sie muß ihn erhalten und selbst so weit frei erhalten, daß sie von ihm wenigstens anerkannt werden kann. Der Taumel der Macht ist unmöglich in völliger Einsamkeit, und selbst für den wüstesten Negerfürsten wäre es nicht ausreichend, den Kopf des Mißliebigen auf einen Wink fallen zu lassen, wenn nicht wenigstens der noch da wäre, der ihn fällt und durch solchen Gehorsam gegen jenen Wink diese That der Macht anerkennt. Und wenn Alle sich völlig stumm unterwürfen, so wüßte der Gebieter doch, daß sie dabei einander wechselweis beobachten; es wäre keine Freude bei dieser Macht, wenn nicht der thatsächliche Gehorsam des einen dem anderen gezeigt werden könnte. Dies tiefe Bedürfniß des Egoismus, sich durch die Anerkennung der Andern zu rechtfertigen, erklärt die ungemeine beschränkende Gewalt, die überall das Urtheil der öffentlichen Meinung auf unsere Strebungen ausübt. Die beständige Rücksicht auf das, was Andere, für uns die Vertreter des Allgemeinen gegenüber unserer Individualität, von uns denken würden, vertritt sowohl in den ersten historischen Zeiten der Menschheit, als in den Anfängen jeder persönlichen Entwicklung, endlich auf jenen niedrigeren Bildungsstufen, auf denen ein Theil unseres Geschlechtes beständig verharrt, mit mehr oder weniger Glück und Vollständigkeit das eigene mo-

ralische Gewissen. Diese Abhängigkeit von fremder Meinung wächst und veredelt sich zugleich, wo die natürlichen Beziehungen dem einen Theil eine unmittelbare Autorität gewähren, die durch unzählige Bande gespendeter Wohlthaten und dankbarer Erinnerungen gekräftigt wird. Nie hat daher auch das roheste Volk einen egoistischen Krieg Aller gegen Alle aufgeführt, sondern Freunde und Stammgenossen von Feinden und Fremden unterschieden; am meisten natürlich ist die Scheu vor dem Erzieher, der Gehorsam gegen die schützende Kraft und Einsicht aller weiteren Tugenden Anfang.

Und man muß dabei nicht vergessen, daß in der menschlichen Natur nicht von Haus aus nur der rebellische Hochmuth liegt, der nichts Fremdes anerkennen möchte; vielmehr schon der unüberwindliche Nachahmungstrieb zeigt, daß wir in dem Augenblick, da wir dem Andern nicht nachstehen mögen, doch eben seinen thatsächlichen Vorzug zugestehen. In der That ist der ungebildete Mensch, je weniger weit gesteckt und vielseitig die Ziele seines eignen Strebens sind, um so mehr zur Bewunderung fremder Kraft und Größe und zur Unterordnung der seinigen geneigt, ein Zug, ohne dessen glückliches Vorhandensein die Möglichkeit eines geselligen Zusammenlebens schwer denkbar wäre. Diese Fügsamkeit bildet sich zu einer Treue und Hingebung an die Führer und Leiter aus, in der ohne Zweifel ein Keim echt sittlicher Entwicklung enthalten ist. Aber diese Sittlichkeit ist nicht durch allgemeine Gesetze der Gesinnung geregelt, sondern sie haftet an der persönlichen Geltung dessen, gegen den die Handlungen gerichtet sind. Das Böse ist hier die Verletzung des Gemüthes, das wir lieben, und während gegen dieses sich alle Tugenden des Wohlwollens, mit großer Zartheit sogar, entwickeln, kann ungestört der Haß und die Rache gegen alles Feindliche kräftig fortdauern. Es gibt auch für das Kind einen Zeitpunkt, bis zu welchem es nur die zürnende Strafe versteht, in welcher ihm der Schmerz der Eltern klar wird; die kalte Bestrafung erscheint ihm als grundlos erbitternde Wehethat. Erst später lernt es erkennen, daß es

für seine Handlungen allgemeine Gesetze gibt, die auch dann verbindlich sind, wenn ihre Uebertretung mit keiner bemerkbaren Störung in dem Wohlbefinden des Andern verbunden ist.

Die Vorschriften, welche die Autorität der Erzieher dem Menschen am Anfange der Bildung geben konnte, enthielten diese Belehrung nicht in der Weise, in welcher wir gewöhnt sind, sie unter dem Einflusse des christlichen Lebens sogleich zu erhalten. Sie waren zunächst Bestimmungen, welche auf die Verhältnisse des Verkehrs und auf die gegenseitige Stellung der Personen zu einander mehr Bezug hatten, als auf die inneren Eigenschaften des Gemüthes. Ceremonien der Sitte, verlangten sie gegen jedes Object eine besondere Gesinnung, in jedem Verhältniß ein besonderes Verhalten, ohne allgemeine Grundsätze anzugeben, nach denen der Wille in der Mannigfaltigkeit möglicher Fälle sich zu richten habe. War doch der Inhalt dieser Tradition selbst nicht aus allgemeinen Sätzen erwachsen, sondern ein Product der Erfahrung, die gelehrt hatte, daß unter solchen Lebensumständen, bei solchem Temperament der Gesellschaft, bei solchen durch die Lage nothwendig gemachten nächsten Zwecken und Beschäftigungen gerade diese Art des gegenseitigen Verhaltens, diese Summe von Rechten und Pflichten jedes Einzelnen die allgemeinste Befriedigung der Ansprüche Aller enthält. Je mehr ein solches Ganze der Sitte nicht willkührlich, wie die Statuten einer sich plötzlich bildenden Gesellschaft, gemacht worden ist, sondern sich allmählich entwickelt hat, indem jeder Einzelne aus der Lage, in der er sich gedrückt fühlte, in eine vortheilhaftere sich zu verrücken suchte, um so fester wird der Bau dieser traditionellen Sitte sein; sie wird unbestritten dauern, so lange die Umstände, das Temperament und der geistige Gesichtskreis dieselben bleiben. Was Jeder bereits geltend vorfindet, von Andern befolgt sieht, und selbst zu befolgen durch tausend theils ausdrückliche, theils stillschweigend in den Verhältnissen liegende Mahnungen aufgefordert wird, das gestaltet sich

für ihn ebenso zur selbstverständlichen Nothwendigkeit, wie die Verstandesvorurtheile, unter denen er aufgewachsen ist. Jede Verletzung dieser Ueberlieferung, sei dieselbe nun wie sie sei, wird wie jedes Vernachlässigen einer alten Gewohnheit mit Beunruhigung des Gemüthes und Reue gestraft.

Man wird zugestehen, daß in solchen Formen des Lebens ein sehr kräftiges Bewußtsein des Sollens und sittlicher Verpflichtung liegen kann; aber der sittliche Werth solcher Sitte kann doch unermeßlich verschieden sein. Von dem geistigen und physischen Naturell der Gesellschaft und von der Gunst der Umstände hängt es ab, welcher vernünftige oder verkehrte Inhalt an diese Stelle des durchaus verbindenden Pflichtgebotes treten soll. Nach dem Begriffe, den wir von dem Sinne unsers Daseins, von der Würde, die der Mensch vertreten, von den Zielen fassen, die er erreichen soll, schwankt in unserer Beurtheilung Alles. Wenn der Indianer den gefangenen Feind martert, so beweist das nicht, daß er von keiner Idee des Rechtes überhaupt geleitet würde; er gibt nur dem Ueberwundenen Gelegenheit, durch jenes schweigende Dulden und die Verachtung des Schmerzes, die ihm als Ideal männlicher Vollkommenheit erscheint, seine Ehre zu vertreten, und er unterwirft sich mit gleicher Ergebung, wenn ihn das ungünstige Schicksal trifft, derselben Pein. Indem er so mit gleichem Maße sich selbst messen läßt, mit dem er dem Andern mißt, wird er ohne Zweifel von einem barbarischen Gefühle der Gerechtigkeit geleitet, das sein wahres Ziel verfehlt. Wenn ein einförmiges, an höherer Reflexion armes Dasein und physische Noth die Würde der menschlichen Bestrebungen herabdrückt und Jeder in dem Andern nur ein sinnlich genießendes Naturgeschöpf sehen kann, nicht ein vernünftiges Wesen, dessen jeder Augenblick der Verwirklichung einer heiligen Aufgabe gewidmet sein sollte, so ist es nicht wunderbar, daß der Werth des menschlichen Lebens im Preise sinkt, und unbedenklich wird der Eine den Andern seinen Zwecken und Einfällen opfern, ohne zu verlangen, daß ein Dritter mit ihm selbst anders verfahre. Wenn man vor der ab=

scheulichen Grausamkeit schaudert, mit welcher manche wilde Volksstämme gegen ihr eigenes Blut wüthen, so mag man zugleich an den Stumpfsinn der Ergebung denken, mit welchem dies Alles ertragen wird. Beides beweist nicht die völlige Abwesenheit jedes Rechtsgefühls, sondern nur den Mangel an Verständniß für den Werth des Daseins. Und nicht blos die Versunkenheit der Südseevölker, sondern auch die hohe Bildung des klassischen Alterthums hat manche sittliche Härten entwickelt, die dieser mangelhaften Einsicht in die Bedeutung des menschlichen Lebens entspringen.

Theils die Conflicte nun, in die doch immer ein individuelles Gemüth seine Bestrebungen mit der herrschenden Sitte gerathen sieht, theils die Veränderung der Lage, auf welche diese sich bezog, theils endlich die Rastlosigkeit der einmal geweckten Reflexion, die auch ohne dieses persönliche Interesse sich nicht abhalten läßt, alle Gegenstände des menschlichen Lebens und so auch die Verbindlichkeit der Sitte selbst zu überlegen und zu untersuchen, Dies alles führt allmählich über den instinctiven Gehorsam zur Hervorhebung bewußter Grundsätze des Handelns hinaus. Es ist merkwürdig, daß von den zwei Richtungen, welche diese Reflexion nehmen kann, die eine zunächst nur wie verstohlen eingeschlagen wird. Denn die Gedanken gehen zuerst gewöhnlich nicht darauf aus, die allgemeinen Gesinnungen zu bestimmen, die in jedem zu erwartenden Falle einer Aufforderung unser Handeln leiten sollen, und doch enthält die Sprache frühzeitig Namen der Tugenden und Laster, die uns zeigen, daß der Werth und Unwerth solcher allgemeinen Formen des Dichtens und Trachtens weder unbemerkt, noch unbeurtheilt geblieben ist. Dagegen knüpft die Reflexion in der Regel zuerst an den Begriff des handelnden Subjects an und sucht aus der Natur des menschlichen Wesens Gründe für die Arten des Handelns, die dieser Natur angemessen sind. So wird entweder den natürlichen Begierden, den gröberen und feineren Bedürfnissen, den naturwüchsigen Bestrebungen des Menschen nachgespürt und das Leben so zu gestalten gesucht, daß es ihnen allen Gelegenheit zu gleichmäßiger Entfaltung und Befriedigung

gebe; oder es ist vorzugsweis die Würde des Menschen, der zu entsprechen eine verfeinerte Reflexion den Gesinnungen und Handlungen gebietet, und nach den verschiedenen Ausbildungsgraden unserer Gedanken über diesen Werth der menschlichen Persönlichkeit sehen wir z. B. die Vorstellungen über die Ehre historisch und national schwanken. Sobald daher eine Gesellschaft sich einer unangemessen gewordenen Tradition der Sitte und des Lebens zu entziehen sucht, kommt sie gewöhnlich darauf, zuerst wieder die allgemeinen Menschenrechte festzusetzen; unpraktisch in hohem Grade, da nichts weniger leicht zu formuliren ist, als diese Rechte, sobald irgend eine nutzbare Rücksicht auf einen vorhandenen Zustand zugleich nothwendig ist, aber ein Zeugniß dafür, daß die oberste Regel aller Einrichtungen des Lebens vorzüglich gern in der Natur des Handelnden und nicht sogleich in dem eignen Werthe der Handlungen selbst gesucht wird.

Aber was der Mensch sei, glaubt am Ende keine Reflexion blos aus der Betrachtung seiner thatsächlichen Natur zu finden, oder eben diese Betrachtung macht uns aufmerksam auf eine Menge von Bestrebungen, die in seiner Natur liegen, deren Sinn aber nicht einfach auf Selbsterhaltung, sondern auf Erreichung einer vorschwebenden Bestimmung gerichtet ist. Es wird dem Gemüth unmöglich, wenn es einmal zum Nachdenken erweckt ist, dies Dasein zu überlegen, ohne nach seinen Gründen, nach seiner Bedeutung in der übrigen Welt, nach seinem Ende oder seiner Fortsetzung zu fragen, und immer hat es nur Philosophenschulen, aber nicht Nationen gegeben, die ohne Anknüpfung des menschlichen Lebens an religiöse Anschauungen über den großen Zusammenhang der Welt jene vollständige Einsicht in die Natur des Menschen zu besitzen geglaubt hätten, aus der sich die Summe seiner sittlichen Verpflichtungen ableiten ließe. Wir glauben uns zur Mitarbeit an dem Aufbau einer übersinnlichen Weltordnung berufen, und wie unklar uns auch der Plan der letztern und der Sinn unsers eignen Beitrags zu ihr bleiben mag, so fühlen wir doch, daß Alles, was uns als Pflicht erscheint, den letzten Grund

seiner Verbindlichkeit darin hat, daß es nicht nur dem Begriff unserer thatsächlich vorhandenen Natur, sondern ihrer Bestimmung entspricht. Und diese Bestimmung liegt nicht mehr blos in einer Selbstentfaltung, die von rückwärts durch den Keim getrieben wird, sondern in der Bewegung nach einem Ziele zu, das uns vorwärts gesetzt ist.

Die Irrthümer der religiösen Anschauung können indessen ebenso groß sein, als die jeder andern menschlichen Erkenntniß, und obwohl es ein großes formelles Princip ist, das Verhalten des Menschen nach dem Willen Gottes zu bestimmen, so schützt uns doch nichts vor der Mißdeutung dieses Willens. Besitzen wir doch, um ihn auszulegen, kein anderes Mittel, als die Verbindung unserer theoretischen Weltbetrachtung mit unsern sittlichen Gefühlen selbst, und es ist ein Glück, aber keine Nothwendigkeit, wenn die Einseitigkeiten, die beiden anhängen, einander theilweis ausgleichen, anstatt sich zu summiren. In der That haben die heidnischen Religionen kaum etwas Anderes geleistet, als daß sie inhaltvolle Institute des geselligen Lebens, deren unverbrüchlicher Werth nicht in jedem Augenblicke dem natürlichen Gefühle gleich überzeugend deutlich ist, durch Anknüpfung an göttliche Stiftung heiligten, und daß sie dem Ganzen des Lebens dies durchdringende Gefühl einer Abhängigkeit von einer höheren Welt einflößten. Die Gesinnungen dagegen zu bestimmen, die den Werth der Persönlichkeit bedingen, überließen sie nicht ganz, aber doch zum größten Theil der Kritik des lebendigen Gefühls, dessen Reflexion zu der Billigung der einen, zur Mißbilligung der andern Handlungsweise hauptsächlich durch die Vorstellung der Lust und Unlust gebracht wird, die uns dies Handeln, auf uns selbst gerichtet, verursachen würde. Und hierin eben hat die verdienstlose Güte und die schuldlose Roheit des angebornen nationalen Naturells den größten Spielraum, um bald durch feinsinnige Empfänglichkeit für edle Gefühle, bald durch wüste Hinneigung zu wildem und grausamem Gebahren sehr verschiedene Sitten zu erzeugen, alle von gewissen Vorstellungen des Rechtes und der Pflicht durchzogen,

nur von solchen, die ohne Consequenz bald auf die rechte, bald auf die verkehrteste Weise mit den einzelnen Handlungen des Lebens in Verbindung gesetzt sind.

Der flüchtige Ueberblick über die Geschichte der Cultur, zu dem diese Bemerkungen aufforderten, und über die Verschiedenheit sittlicher Ausbildung, die wir noch jetzt bei den verschiedenen Stämmen des menschlichen Geschlechtes fortdauern sehen, wird die Voraussetzung bestätigt haben, die wir über die Begründung des ethischen Lebens in unserer geistigen Natur äußerten. Die Erkenntniß, wie sie unter den Antrieben der Erfahrung unvermerkt entsteht, entwickelt eine Menge theils wahrer, theils irriger Vorurtheile; besinnt sie sich auf sich selbst, so findet sie als das Einzige, was ihr unmittelbar gewiß ist, den Glauben an das Vorhandensein einer Wahrheit überhaupt; worin diese aber bestehe, und wie viel wir von ihr entdecken können, hängt theils von dem Inhalte der Erfahrung, theils von dem Grade der Schärfe und Aufmerksamkeit ab, mit welchem wir die inneren Vorgänge in uns selbst zu beobachten angeregt sind. In ganz ähnlicher Weise entwickeln sich aus dem gegebenen Naturell des Gemüthes und den stillwirkenden Eindrücken der Umstände mancherlei wahre und irrige Vorurtheile über das, was wir sollen; besinnen wir uns auf uns selbst, so tritt zunächst nur der Glaube an ein Sollen überhaupt, an eine verbindliche Gesetzgebung unsers Handelns, als ein hellleuchtender, seiner selbst gewisser Punkt hervor; aber welches diese Gesetze sind, und wie rein wir sie aufzufassen vermögen, das hängt theils von dem Einfluß der äußern Lebensumstände, die unsere blinden Triebe sänftigen oder aufregen, theils von der Genauigkeit der Ueberlegung ab, mit welcher wir die allgemeinen Gebote unsers Gewissens von den einzelnen Formen abtrennen, in denen sie auf die besondern Verhältnisse unsers Lebenskreises angewandt sich uns zunächst aufdrängen. So lange das menschliche Geschlecht lebt, hat es die äußere Natur beob=

achtet, ihre Stoffe und Kräfte benutzt, über ihr Wirken nachgedacht; viele Einzelheiten hat es früh durchschaut, manche Verwendung der Naturerzeugnisse, selbst manche Voraussicht des Künftigen ist ihm frühe schon geglückt. Aber das Alles war doch ein Raubbau voll Unsicherheit, in der Erkenntniß wie in den Anwendungen von der Ungenauigkeit halbwahrer Analogien allenthalben gehindert; zu einer Beherrschung der Natur durch den Gedanken und zu ihrer Zähmung durch eine verläßliche Technik war der Weg erst gebahnt, als es einem glücklich begabten Volk gelungen war, die Mathematik zu erfinden, d. h. einzelne Wahrheiten, die instinctiv Viele schon gefaßt und gewußt hatten, zu dem Ganzen einer Wissenschaft zu verbinden.

Es ist etwas Aehnliches in der sittlichen Welt. Gute und böse Regungen hat es immer in den menschlichen Herzen gegeben, und immer auch eine solche Kritik des Gewissens, durch die im Ganzen und Großen doch wenigstens die vollendet blinde Unvernunft thierisches Begehrens von dem menschlichen Leben abgehalten und durch die sinnliche Leidenschaft mindestens einige feste Linien anerkannter Pflichten und Rechte gezogen wurden; manche Gegend des sittlichen Lebens hat sich früh aufgeklärt und der Werth mancher guten Gesinnung, manches ethischen Instituts ist zeitig den Gemüthern der Menschen klar geworden; viele Züge sittlicher Zartheit können wir zu allen Zeiten antreffen. Aber das alles blieb doch eine Sitte, ebenso schwankend wie jene Naturerkenntniß; von den stärkeren oder schwächeren Nerven, der sinnlichen Glut oder Apathie des Naturells hing es ab, wie man den Satz anwandte, dem Andern so zu thun, wie man sich selbst gethan wünscht. In Blut und Greuel und Grausamkeit läßt sich in gewisser Weise Treu und Glauben und Gerechtigkeit eben so gut formell üben, wie in aller Weichlichkeit friedlichen Genusses, in Schmutz und Wollust. Der eine Theil unsers Gewissens, der nur von unsern wechselseitigen Pflichten spricht, ist bald befriedigt, und um so leichter, je geringer die Ansprüche sind, die alle Betheiligten zusammengenommen an das Leben und seinen

Genuß machen. Aber der andere Theil, der uns eben befiehlt, an dies Dasein sehr hohe Ansprüche zu machen, kann seine Stimme nur in dem Maße erheben, als die Einsicht in die Bestimmung der Menschheit und in ihre Stellung zu dem Ganzen der Natur wächst. Diese edlere Sittlichkeit wird nie ohne die lebhafteste Theilnahme der Intelligenz, nie selbst ganz ohne die Theilnahme der eigentlich wissenschaftlichen Reflexion, aber freilich auch nie durch sie allein, sondern durch das Leben selbst gewonnen, das in der wachsenden Vielfältigkeit seiner ethischen Beziehungen immer mehr neue Punkte zum Bewußtsein bringt, die früher einem blöderen Sinne gleichgiltig dünkten, nun aber dem wachsenden sittlichen Zartgefühl ebenfalls als solche erscheinen, über welche sich die Consequenz der Humanität organisirend ausdehnen muß. Mag also, und ohne Zweifel werden wir bei diesem Glauben stehen bleiben, ein unaustilgbarer Keim des Guten in dem Gewissen dem menschlichen Geiste angeboren sein, mag ferner schon die Güte des menschlichen Naturells dafür sorgen, daß nicht überall und schlechthin dies allgemeine formelle Rechtsgefühl Verhältnisse sanctionire, die der wahren Aufgabe der Humanität widersprechen, so werden wir doch eben so sehr bei der Ueberzeugung beharren müssen, daß das naturwüchsige Gemüth des Menschen keineswegs die klare Einsicht in alle sittlichen Gebote erzeugt, die uns so natürlich scheint, weil der Quell der christlichen Erziehung sie uns mühelos darbietet.

Werfen wir einen zusammenfassenden Blick auf die Ueberlegungen, die wir hier gepflogen haben, so werden wir zu den Fragen zurückgeführt, die wir an ihrem Anfang stellten. Jedes Thier durchlebt im Zustande der Freiheit, wenn nicht die Ereignisse des Naturlaufes es früher hinwegraffen, vollständig die Entwicklung, die seiner Gattung möglich ist; und selbst wo die Zähmung durch die Hand des Menschen ihm einzelne Fähigkeiten bedeutender ausbildet, als seine natürliche Umgebung gethan hätte,

tritt es doch nie bemerkbar aus dem Zweck- und Gedankenkreise seiner Art heraus. Das menschliche Geschlecht erzeugt in seinem geistigen Leben Unterschiede von so großer Weite, daß man daran zweifeln konnte, ob ein gemeinsames Maß dieser Mannigfaltigkeit überhaupt zu Grunde liege. Dennoch glaubten wir, daß einzelne bestimmte Züge, charakteristische Gewohnheiten des Wirkens sich würden angeben lassen, die, in allen Menschenseelen wiederkehrend, sie zu einem zusammengehörigen Geschlecht verbinden, in den einzelnen aber in unendlich verschiedenen Graden vorhanden die Vielheit der individuellen Gestaltungen bedingen. Wir haben versucht, in der Idee einer an sich giltigen und verbindlichen Wahrheit, in der Ahnung eines allgemeinen Maßes und Rechtes, nach dem alle Wirklichkeit zu messen ist, diesen gemeinsamen und unvertilgbaren Zug des menschlichen Geistes nachzuweisen, und die größere oder geringere Höhe der Ausbildung, die dieser Keim im Laufe des Lebens zu erfahren vermag. Schon in dem Benehmen der Sinnlichkeit meinten wir die Neigung wahrzunehmen, jedem Inhalt der Empfindung seine gesetzmäßige Stellung zwischen anderen zu bestimmen, in jeder empfangenen Lust die eigne Trefflichkeit des Genossenen zu fühlen und nach allen Richtungen thätig hinauszugreifen, nicht ausschließlich, um dem eignen Ich den Vortheil annehmlicher Förderung zuzuwenden, sondern unabtrennbar davon, um zugleich in dem eignen Genießen dem Werthe der Dinge und Ereignisse selbst eine Stätte des Daseins zu bereiten. Derselbe Trieb kehrte wieder in der Sprache, die, wie arm sie auch sein mochte, nirgends doch eine Sammlung von Ausrufen war, in denen sich nur die Erregung des Gemüthes Luft gemacht hätte; sie war überall das Abbild einer gesetzlichen und allgemeingiltigen Ordnung, nach der die Beziehungen der Dinge in einander greifen. So arbeitete sie der Erkenntniß vor, oder war der früheste und natürlichste Ausdruck derselben; denn auch das Wissen des menschlichen Geistes fanden wir durch das deutliche Bewußtsein von dem Vorhandensein einer allgemeinen und nothwendigen Wahrheit über den Vorstellungsverlauf der thierischen Seele erhoben. Lust und

Unlust endlich theilten wir mit allen lebendigen Geschöpfen und theilten mit ihnen auch die natürliche Regsamkeit, die eine zu suchen, die andere zu fliehen. Aber die unvertilgbare Idee eines verbindlichen Sollens, die unsere Thätigkeit und unsere Gefühle begleitet, die Selbstbeurtheilung des Gewissens unterschied auch hier das menschliche Wesen, als Glied eines Geisterreichs, von der leidenschaftlichen Naturlebendigkeit der Thierwelt. Wollen wir unter dem Namen des Unendlichen das zusammenfassen, was als beherrschendes Gesetz oder als forderndes Ideal den einzelnen endlichen Gestaltungen gegenübersteht, so mögen wir sagen, daß die Fähigkeit, des Unendlichen inne zu werden, die auszeichnende Gabe des menschlichen Geistes ist, und wir glauben zugleich als ein Ergebniß unserer Betrachtungen aussprechen zu können, daß nicht die Erfahrung und ihr noch so mannigfaltiger Inhalt durch seine Einwirkung uns diese Fähigkeit anerzogen hat, sondern daß sie, unmittelbar in der Natur unsers Wesens begründet, nur zu ihrer Entfaltung die begünstigenden Bedingungen der Erfahrung bedurfte.

Sechstes Buch.

Der Welt Lauf.

Erstes Kapitel.

Einflüsse der äußern Natur.

Der Welt Lauf und die Geschichte. — Kosmische und tellurische Einwirkungen auf die menschliche Seele. — Parallelismus zwischen dem Makrokosmus und dem Mikrokosmus. — Landschaft und Naturell der Bewohner. — Das Leben mit der Natur. —

Vergangene Zeiten, in welche die eigene Erinnerung nicht mehr zurückreicht, erscheinen der Einbildungskraft merkwürdig räthselhaft. Die Fülle der ernsten Lebensinteressen, des Tandes und der Thorheit, von der wir uns selbst bewegt fühlen, ist so eng an das bestimmt gezeichnete anschauliche Bild unserer Umgebungen geknüpft, daß wir irre werden, wenn wir dieselbe Mannigfaltigkeit des Daseins uns in Zeiträumen vorstellen sollen, zwischen denen und der Gegenwart eine unübersehbare Reihe von Veränderungen Costüme und Hintergrund verwandelt hat. Fast glauben wir, die Sonne habe mit anderem Glanz, alle Stimmen der Natur mit andern Tönen die Vorzeit umgeben, die graue im Gegensatz zu dem hellen Tage des jetzigen Lebens. Auf diesem dunklen Untergrunde zeichnet uns die Geschichte wohl große Thaten und gewaltige Ereignisse vor, aber sie verschweigt am häufigsten die kleinen Mittel, durch deren Verknüpfung sie entstanden; wie die Helden gewohnt, sich gekleidet und gesprochen, womit sie die öden Zwischenzeiten ihrer Großthaten ausgefüllt haben, das überläßt sie meistens unserer irrenden Phantasie.

Nur wenige Perioden des menschlichen Geschlechts haben uns in ihren Kunstwerken redende Denkmäler hinterlassen, die uns außer dem Glanze der Thaten auch einen Theil der inneren Gemüthsbewegungen, der Weltansicht, des Lebensgenusses und der Bestrebungen sehen lassen, aus denen jene großen Ergebnisse entsprangen. Aber wie getreu und plastisch auch immer die Poesie zahlreiche Züge des täglichen Treibens uns überliefern mag: sie läßt natürlich der Lücken viele, und am wenigsten können wir uns dazu überwinden, den Gedanken dieser fernen Gestalten in der Behandlung alltäglicher Dinge die bequeme und gelenkige Leichtigkeit zuzutrauen, auf deren Art und Größe hauptsächlich unser eignes Lebensgefühl beruht. Jede Schilderung, die wir von langvergangenen Zeiten versuchen, scheint uns um so wahrer, je mehr sie nur sprungweis und eckig einzelne Hauptpunkte hervorhebt; nicht allein, weil wir aus historischer Unkenntniß zu diesem Skelet die weichen und vermittelnden Uebergänge nicht hinzuzufügen wissen, sondern wirklich auch, weil wir uns äußerst schwer von der Vorstellung losmachen, damals habe Alles in einem Lapidarstyl gesprochen und gehandelt, der den regungslosen Gestalten steinerner Monumente entspricht. Wenn wir in den Schriften des Alterthums einem hübschen kleinen graziösen Zuge des vollen Lebens, einer unbefangenen Neckerei, einer lässig hingeworfenen anschaulichen Bezeichnung der Scenerie begegnen: wie groß ist doch auch heute noch der Zusammenlauf der Interpreten, die uns staunend diese classische Offenbarung echter Menschlichkeit zu bewundern befehlen! Als wäre es anders zu erwarten gewesen; als hätte man nicht vermuthen dürfen, daß ein gebildetes Volk der Vorzeit auch seine Empfänglichkeit für die tausend reizenden Kleinigkeiten des Daseins gehabt und ihr dieselben Ausdrücke gegeben haben werde, die fast jedem armseligen Gesellen der Gegenwart geläufig sind! Ohne Zweifel hat der Lauf der Geschichte durch die fortschreitende Bekanntschaft mit dem irdischen Schauplatz, durch die gegenseitigen Berührungen der Völker, durch die allmählich wachsende Erkenntniß der Ideenwelt nach und nach

der Phantasie der Menschen verschiedenartige Färbungen und sehr verschiedene Ausdehnungen ihres Horizonts gegeben; aber nicht das ganze Leben wird von dieser vorwärtsgehenden Bewegung ergriffen; es bleibt eine Breite menschlicher Lebensart, die durch alle Zeiten sich mit gleichförmigen Zielen, Motiven und Gewohnheiten unverändert wiederholt. Alle die dahingegangenen Geschlechter haben geträumt und beobachtet, geliebt und gehaßt, gehofft und verzweifelt, gearbeitet und gespielt, wie wir, und die nach uns kommenden werden uns darin gleichen. Dieselben Leidenschaften, die uns bewegen, dieselben intriguirenden Berechnungen des Ehrgeizes und der Habsucht, dieselben versteckten Beweggründe oder dieselbe offenherzige Hingebung der Liebe, die wir in uns tadeln oder preisen, das Alles hat von früh an das menschliche Geschlecht innerlich erregt; und wenn gleich der äußere Erfolg nach der Höhe und Art der jedesmaligen Bildung verschiedene Dimensionen und Formen annahm, so irren wir doch ohne Zweifel, wenn wir, einer thörichten Analogie vertrauend, in den Anfangszeiten der Menschheit nur kindliche Leere und Unbesonnenheit der Gemüther zu finden glauben.

Dies ist der Welt Lauf, der immer gleiche grüne Trieb, aus dem die buntgefärbten geschichtlichen Blüthen sprossen, der ewige Kreislauf, in welchem die menschlichen Geschicke sich bewegen. Gewiß mögen sie nicht durchaus einen Kreislauf bilden, sondern die scheinbare Rückkehr einen stillen Fortschritt einschließen. Aber selbst wir, die wir in Zeiten leben, in denen wenigstens alle äußerliche Herrlichkeit des Fortschrittes lebendiger als je sich vor unsern Augen entfaltet, selbst wir können uns sagen, daß unser inneres Leben durch das alles nur langsam, vielleicht kaum an wahren Gütern zunimmt. Es gehen keine neue Quellen des Genusses auf, die früher nicht geflossen wären, oder wenn neue Quellen, so ist doch das, was sie spenden, immer nur die alte Lust, zu der unsere Natur bestimmt ist; unser Wissen mag sich ins Unbegrenzte erweitern, aber die Ergebnisse führen fast immer wieder zu längstgedachten Gedanken zurück, und die Vorzeit wußte

aus andern, vielleicht ärmlicheren Veranlassungen dieselben Güter erhebender oder beseligender Stimmungen zu gewinnen, die wir mit größerem Aufwand wissenschaftlicher und technischer Kraft neu zu entdecken meinen. Was wir erarbeiten, das ist allerdings nicht ganz, wie wir gern zugestehen, aber zu größerem Theile als wir gewöhnlich meinen, nur eine weitläufigere Zurüstung zum Leben, nicht ein intensiveres Leben selbst, und die steigende Cultur ist einem majestätischen Wasserfalle nicht unähnlich, der in der Ferne Ungeheures zu leisten verspricht, und von dem doch, nahe gesehen, nicht viel mehr erfrischende Tropfen wirklich fruchtbringend bis auf den Grund des Lebens fallen, als auch aus dem bescheideneren Bache einer weniger glänzenden Bildung aufstiegen, um das minder geräuschvolle Dasein der Vorzeit zu erquicken und zu sättigen.

Wir können die Hoffnung nicht entbehren, daß in diesem Hin- und Herwogen der menschlichen Entwicklung eine Richtung nach einem endlichen Ziele zu finden sei; aber ehe wir versuchen, dem Plane eines geschichtlichen Fortganges und einer Erziehung des Menschengeschlechtes nachzugehen, wollen wir eine Zeit lang bei dem Bilde der Stetigkeit verweilen, das uns die Bestrebungen desselben und seine Schicksale zunächst darbieten. Man kann mit verschiedenen Gefühlen diesem Schauspiel zusehen. Nicht ohne melancholische Regung wird man dieselben Uebel, dieselben Leidenschaften, dieselben Keime alles Bösen durch alle Zeiten wiederkehren sehen; anderseits wird es ein tröstlicher Gedanke sein, zu wissen, daß zu Allem, was endlich und wahrhaft das Herz beglückt, doch jede Zeit ihren Zugang hatte und jede in ihrer Weise und mit ihrer Weise begnügt, an der höhern Welt Theil nahm, die uns jetzt wohl klarer geworden ist, aber deswegen nicht kräftiger von unserem Gemüthe festgehalten wird. Unsere Absicht geht dahin, in der Natur des menschlichen Geistes und in allen den ewig wiederkehrenden Bedingungen seines Lebens die bereitliegenden Mittel aufzusuchen, mit denen die Vorsehung in der Geschichte wirkt, den natürlichen Lauf der Welt, von dem eine

spätere Betrachtung fragen mag, nach welchem Ziele hin der höchste Wille seinen immergleichen Fortgang umbeugt.

Unter jenen Bedingungen nun ziehen zuerst die äußern Umstände, mit denen die Natur uns umgibt, und die zahlreichen Einflüsse, die sie deutlicher oder unbemerkter auf uns ausübt, unsere Aufmerksamkeit auf sich. So weit sie unser körperliches Leben durch ihre Ereignisse stört oder uns Mittel der Befriedigung unserer Bedürfnisse gewährt, ist ihre Einwirkung im Allgemeinen klar, und nur im Besondern würde eine eingehendere Betrachtung, als sie uns hier gestattet ist, den verhältnißmäßigen Werth jedes einzelnen von diesen Einflüssen für die menschliche Bildung festzustellen suchen müssen. Aber es ist ein sehr gewöhnlicher Hang der Reflexion, für diese Wechselbeziehungen zwischen der Natur und dem Menschen einen weniger auf der Oberfläche gelegenen Gesichtspunkt der Betrachtung einnehmen zu wollen, und anstatt den Nutzen oder Schaden zu ermessen, den die Naturereignisse uns bringen, oder die Richtung zu berechnen, die sie unserem Handeln geben, zieht man es vor, von einer unmittelbaren und geheimnißvolleren Sympathie zu reden, durch welche der Mensch an die Natur, und zunächst an die Erde, seinen Wohnplatz, gefesselt sei. Oder vielmehr eben nicht seinen Wohnplatz allein; wie das Kind mit der Mutter, der Parasit mit dem Organismus, auf dem er lebt, durch eine tiefere Beziehung zusammenhänge, so der Mensch mit der Erde; die Kräfte und Bildungstendenzen, die in ihrem Körper einheimisch sind, wiederhole in ausdrucksvolleren Formen der seinige; jede innere Schwankung ihres Lebens klinge in Veränderungen der menschlichen Organisation wieder, und was die Natur der Erde selbst auszudrücken erfolglos ringe, das trete vergeistigt in dem Naturell der bewußten Wesen hervor.

Wie sehr in der That die Eigenthümlichkeit des Planeten durch die Stoffe, aus denen er besteht, und durch die Beding=

ungen, die er ihrer Beweglichkeit und Verbindbarkeit darbietet, den Typus der organischen Wesen bestimmt, die auf seiner Oberfläche leben sollen, haben wir früher ausführlich bemerkt. Daß jedoch dieser Zusammenhang noch ein anderer sei, daß die Erde nicht nur durch das, was sie bietet, das Leben zu bestimmten Verfahrungsweisen in Erreichung seiner Zwecke nöthige, daß sie nicht nur durch die Einflüsse, die sie noch fortdauernd ausübt, neue Anregungen zuführe, die der Organismus auf seine Weise zu verwerthen und zu verarbeiten habe, sondern daß dies ganze Leben nur eine mystische Wiederbringung des Wesens der Erde und ihrer innern Erzitterungen sei: diese Meinung scheint ihre Ueberredungskraft nur dem seltsamen Zuge zu verdanken, mit dem wir so oft das Unverständliche und Unbeweisbare, besonders wo sich ihm ein unerklärbares Grauen des Gemüthes anschließen läßt, als das vorzugsweis Tiefe und Wahre betrachten. Keine einzige der wirklichen Thatsachen braucht geleugnet zu werden, welche in Bezug auf diese Wechselverhältnisse zusammengestellt zu werden pflegen; aber man kann sich überzeugen, daß nur eine eigensinnige Vorliebe für das Unklare gerade diesen Standpunkt zu ihrer Beurtheilung vorzuziehen befiehlt.

Wie oft beginnt man diese Betrachtungen mit der Abwechselung von Schlaf und Wachen, in welcher der Organismus den Tag und die Nacht der Welt mitlebe, und mit dem Bangen der Furcht, dem sich mit hereinbrechender Finsterniß kein Gemüth durchaus soll entziehen können! Was ist nun Tag und Nacht für die Erde? Ist es mehr als ein willkührliches Spiel des Witzes, die Erde schlafend zu nennen, weil das Geräusch wegfällt, das ja eben wir und die Thiere am Tage zu machen pflegen? oder weil die Lichtoscillationen ruhen, die am Tage in unserm Auge Helligkeit, in der Erde selbst nur eine Erhöhung der Temperatur bewirken, die kaum einige Zoll durch ihre Oberfläche in die Tiefe dringt? Welche anderen Thätigkeiten ruhen sonst in der Nacht? oder welches Grauen und Bangen wäre in der Natur selbst vorhanden, das wir nur mitlebten? In uns eben ist

Licht oder Finsterniß, in uns ist die Heiterkeit oder die Furcht; beide nicht, weil wir einen allgemeinen Zustand der Erde mit erlitten, sondern weil die an sich gleichgiltigen Abwechselungen der äußern Umstände den Bedürfnissen unserer Thätigkeit bald günstig bald ungünstig sind; auf unser fühlendes Gemüth treffend, das nicht nur die Größe seiner Förderung oder Hinderung, sondern auch die eigenthümliche Art derselben empfinden und sie in Zusammenhang mit mancherlei Gedankenreihen setzen kann, auf ein solches treffend erwecken jene Ereignisse Stimmungen, die unser Eigenthum sind und nicht Theilnehmungen an einem allgemeinen Leben, das so zu führen die Natur gar nicht im Stande ist. Wie oft ist ferner davon die Rede, daß in dem Wechsel der Jahreszeiten Körper und Geist des Einzelnen, ja daß selbst im Verlaufe der Erdgeschichte das Naturell der Völker an der Jugend und dem Altern der allgemeinen irdischen Natur sich mit freue und mit leide; daß allen Revolutionen der menschlichen Geschichte auch Umwälzungen in dem Leben der Erde parallel laufen; daß in dem Temperament und der nationalen Phantasie der Bewohner jedes Landes die Gestaltung des Bodens, den sie bewohnen, und das Colorit des Himmels über ihnen sich unmittelbar abdrücke! Man wird nicht leugnen wollen, daß diesen Behauptungen gewisse Thatsachen zu Grunde liegen; aber es wäre besser, in jedem einzelnen Falle die Vermittelungen aufzusuchen, durch welche es irgend einem Zustande der Natur gelingt, sich in dem geistigen oder dem organischen Leben diesen Widerschein oder diese Nachwirkung zu verschaffen; man gewinnt wenig mehr, als den Reiz, den jede Gespenstergeschichte ausübt, wenn man mit Andacht das Incommensurable und Irrationale dieser Ereignisse bewundernd übertreibt, anstatt es durch Untersuchung aufzuheben.

Man kann nicht ohne ernstes Bedauern dieser verkehrten Richtung der Betrachtung gedenken, welche die Erbschaft der alten Astrologie angetreten hat. Sie hat den Beginn genauerer Untersuchungen nicht blos verzögert, sondern überhaupt an eine Weise des Phantasirens über die Erscheinungen gewöhnt, die man mit

nicht großem Recht ein tieferes Verständniß nennt. So würde es ohne Zweifel ein anziehender Gegenstand der Forschung sein, die historischen Schwankungen des körperlichen und geistigen Gemeingefühls der Menschheit in ihren Beziehungen zu den physischen Veränderungen der Erdoberfläche zu verfolgen. Die Geschichte der Krankheiten bezeugt uns, daß nicht jede Wiederkehr derselben Seuche dieselbe Empfänglichkeit und dieselben Gewohnheiten der Rückwirkung in den lebendigen Körpern antrifft, und es lassen sich größere Zeiträume unterscheiden, in denen die menschliche Organisation zu Erkrankungen nach einer bestimmten Richtung geneigter ist als nach jeder andern. Es ist wahrscheinlich, daß dieselbe Summe äußerer und innerer Bedingungen, welche diese einseitig hervortretende Verletzlichkeit begründet, auch schon dem gesunden Zustande eine eigenthümliche Färbung des Gemeingefühls und der Stimmung mittheilt. Die geistigen Interessen der Menschheit würden so in verschiedenen Zeiten auf abweichende Verfassungen des Gemüthes, bald auf Apathie und Abspannung, bald auf größere und ängstliche Erregtheit treffen, und es wäre möglich, daß in der Färbung seiner Poesie, in der Art seines bevorzugten Aberglaubens, in der Hauptrichtung, die es überhaupt seinen geistigen Kräften gibt, jedes Jahrhundert einen Nachhall der eigenthümlichen Einflüsse bewahrte, welche in ihm die äußere Natur auf die Menschen ausübte. Aber die nothwendigste Regel solcher Untersuchungen würde die sein, nicht durchaus sehen zu wollen, was gar nicht da ist, und nicht diese Einflüsse der Natur, weil sie dunkler sind, zu überschätzen im Vergleich mit den weit klareren, welche in der unabgebrochenen Ueberlieferung der Bedürfnisse, Aufgaben, Interessen und Leiden durch die Erziehung und die Abfolge des geselligen Lebens liegen. Die Behauptungen über den Parallelismus natürlicher und geistiger Revolutionen halten diesen vorsichtigen Gang wenig inne. Wie auf geradem Wege unmittelbar ursächlichen Einflusses eine große gesellige Erschütterung mit allen aus ihr folgenden ungewöhnlichen Anspannungen körperlicher und geistiger Kräfte, Versagungen und kümmer=

lichen Ersetzungen der natürlichen Genußmittel, allgemeine verheerende Krankheiten entwickelt, ist eben so begreiflich, als umgekehrt der Ursprung socialer Bewegungen aus der physischen Noth, die große Naturereignisse, Erdbeben, Ueberschwemmung, Seuchen, über die Menschen gebracht haben. Mit trauriger Uebereinstimmung lehren uns die Schilderungen der Pesten aus den verschiedensten Jahrhunderten, wie schnell unter dem Eindrucke des Schreckens alle sittlichen Bande der Ordnung, der Pflicht und Zuneigung sich lösen, wie der aufgeregten Angst der Einbildungskraft jeder Maßstab der Wahrscheinlichkeit abhanden kommt, und der ausschweifendste Aberglaube abwechselnd mit völligem Stumpfsinn aufwuchert. Dennoch gibt es kaum eine große geschichtliche Umwälzung, die aus dieser Quelle allein entstanden wäre; die Wogen der Aufregung legen sich mit dem Erlöschen der Noth. Einen geheimnißvolleren Zusammenhang des kosmischen und des menschlichen Lebens hierin suchen zu wollen, ist kein sicheres Unternehmen. Es ist leicht, anzuführen, daß der Untergang der griechischen Bildungsblüthe im peloponnesischen Kriege, die letzten Krämpfe des römischen Reiches, der Aufgang des Islam, die Kreuzzüge, die Entdeckung von Amerika und die Reformation von verheerenden Epidemien begleitet waren; aber man vergißt dabei, daß in vielen anderen Zeiten, die der Geschichte weniger Stoff zur Erinnerung geben, und in Ländern, die abseits von aller historischen Entwicklung liegen, dieselben Seuchen theils unter ähnlichen Bedingungen zuerst entstanden sind, um sich durch Vermittelung des gewöhnlichen Verkehres auf Gegenden zu verbreiten, mit deren geselligen Zuständen sie ursprünglich nichts zu schaffen hatten. Pest und gelbes Fieber haben in ihrer Heimat ihre Verheerungen bis auf die neueste Zeit fortgesetzt, ohne sich an große politische Conjuncturen zu binden, und kaum glaublich ist es, daß die Cholera in Indien entstehen mußte, um den revolutionären Bewegungen an der Seine zu entsprechen.

Dieselbe Unsicherheit drückt unsere Ansichten über den Einfluß des Klima auf das Naturell der Bewohner. Man kann das

Zurückbleiben der schwarzen Race in aller menschlichen Bildung doch nicht im Ernst so kurz von der glühenden Sonne über dem Scheitel ableiten, die jeden Aufblick nach oben unmöglich mache und eine wilde Leidenschaftlichkeit, bis in das Blut hinein kochend, erzeuge. Steht doch die Sonne auch am Aequator nicht Tag und Nacht hindurch im Zenith, und wenn wir an die erschlaffende und zugleich aufregende Wirkung unserer höchsten Hitzegrade denken, so vergessen wir, daß eben diese Wirkung für den Neger durch die lange Eingewöhnung seiner Constitution bis zu der Annehmlichkeit eines natürlichen Lebensreizes gemindert sein kann, welche der weiteren Entwicklung keine selbstverständliche Schranke entgegensetzt. Man hat die Monotonie des tropischen Naturlebens im Gegensatz zu unserem Wechsel der Jahreszeiten als ein anderes Hinderniß höherer Ausbildung angeführt. Die unleugbar vorhandenen, und von uns auch wirklich empfundenen Schwankungen des Lebensgefühles, welche der Uebergang der Jahreszeiten durch die Veränderungen hervorbringt, die er der Oekonomie des Körpers zumuthet, sind uns wenig im Einzelnen bekannt; die geistige Wirksamkeit dieser Naturereignisse liegt jedoch wohl in den Beobachtungen, die sie uns darbieten, mehr als in den Eindrücken, die wir unmittelbar sinnlich von ihnen leiden. Die Lieder der Dichter lehren uns hinlänglich, welche Bedeutung für unser Gemüthsleben diese großen periodischen Wechsel zwischen Hinsterben und Wiederaufleben nebst den Hoffnungen und Erinnerungen besitzen, die sich an ihre einzelnen Abschnitte knüpfen. Nicht nur das eigene Schicksal tritt uns hier in tausend sinnigen Gestalten symbolisirt entgegen, sondern allerdings mag sich an diese anschauliche Zeiteintheilung auch eine tiefere Empfindung für die allmählich abrollenden Abschnitte des menschlichen Lebens und ihren Gewinn anschließen. Diese Anlässe zu sinniger sich selbst prüfender Reflexion treten ohne Zweifel weniger wirksam hervor, wo ohne Unterlaß Blüthen und Früchte zugleich mit den neuen Trieben wachsen, gedeihen und reifen; wird doch für uns selbst der Eindruck der menschlichen Vergänglichkeit gemildert, indem unbemerkt

für die Lücken, die der Tod reißt, in jedem Augenblicke der ausfüllende Ersatz geboren wird. Wie anders würde es sein, wenn auch das menschliche Geschlecht zusammen alternd und sich verjüngend, in großen Perioden ganz abstürbe und durch jungen Nachwuchs ersetzt würde! Aber wer möchte dennoch von dem Mangel der Jahreszeiten den Mangel geschichtlicher Erinnerung und geschichtlichen Fortschrittes bei den schwarzen Völkern ableiten?

Die continentale Natur Afrikas, seine buchtlose Abgeschlossenheit und Unzugänglichkeit hat Vielen sich in dem Charakter des Negers wieder zu spiegeln geschienen. Man wird den Einfluß dieser Bodenform nicht in Abrede stellen mögen, ohne ihn doch in dieser unbegreiflichen Spiegelung zu finden. Er wird in den großen Schwierigkeiten liegen, welche eine große Ausdehnung des Festlandes ohne eine entsprechende Menge schiffbarer Ströme dem Verkehr der Völker, und ohne große Einbuchtungen oder zahlreiche und wohlvertheilte Bergerhebungen selbst der klaren Anschauung ihrer Lage und ihres Nebeneinanderwohnens entgegenstellt. Bei der Vergleichung von Landschaftsbildern fühlt man leicht, welches wohlthuende und das Gemüth ausweitende Element in der gleichzeitigen Uebersicht großer Räume liegt, und welchen Genuß die Möglichkeit bietet, eine Mannigfaltigkeit verschiedener Gegenstände auf einmal in ihrer gegenseitigen Lage, wie in ein sicheres Netz von Beziehungen eingebettet, zu überblicken. Die Vorstellung, irgend einen Ort durch eine bestimmte Dauer der Bewegung in bestimmter Richtung erreichen zu können, ersetzt niemals die eigenthümlich ergreifende Klarheit, die uns die wirkliche Anschauung seiner Lage zu andern gewährt. Dem Wüstenbewohner ist wenigstens ein unabsehbarer Horizont geöffnet; in der Mitte eines Festlandes, in welchem keine Berghöhen einen Ueberblick des durch üppige Vegetation undurchsichtigen Landes erlauben, wird ein beständiges Dunkel über den nächsten Umgebungen schweben, und nie wird die Phantasie einen so offenen und klaren Blick in den großen Zusammenhang des menschlichen Lebens thun, wie es

an den gesegneten Ufern des Mittelmeeres seit alten Zeiten geschah. Dort war es möglich, mancherlei Punkte des Gebirges, der ebenen Küste und der See zu finden, von denen aus auf einen Blick, wie ein Kranz verschiedenfarbiger Blüthen, zahlreiche Länder und Inseln übersehbar waren und der betriebsame Verkehr der Menschen, der sie alle verband. Wie überall, wo eine Mannigfaltigkeit in einzelne wohl eingetheilte Massen zerfällt, die durch entschiedene Begrenzungen von einander getrennt werden, sich ein klareres und verständlicheres Bild entwickelt, als wo eine unübersehbare Continuität der Phantasie keine Haltpunkte bietet, so hat auch hier die Abwechselung von Land und Meer die Ausbildung der geographischen Anschauung, und damit einen Theil unseres Bewußtseins über die Stellung des Menschen zur Welt, vielfach erleichtert. Aber weder diese Einflüsse, noch die Schwierigkeiten, welche das ausgedehntere Festland dem Verkehr entgegensetzt, werden wir als hinreichende Ursachen für das Zurückbleiben der Negervölker ansehen können; schätzen wir doch die letztgedachten Hindernisse meist nur nach der Hemmung, die sie einem eiligen Entdeckungseifer entgegenstellen; aber für ein Jahrhunderte dauerndes und langsam vorschreitendes Streben jener Stämme, wenn nicht andere Gründe ein solches verhinderten, konnten sie nicht die gleiche zurückhaltende Kraft haben.

Sucht man die andere Bedingung, die zu der Gunst oder Ungunst der äußern Lage hinzukommen muß, um die größeren oder geringeren Erfolge zu erklären, in dem Charakter des Landes, der sich hier hindernd dort förderlich in der Sinnesart der Bewohner auspräge, so betritt man damit ein noch schlüpfrigeres Gebiet, und die Beobachtungen, die wir hierüber zu machen glauben, enthalten gewiß außerordentlich viel ästhetischen Selbstbetrug. Von der übermäßigen Kälte und Rauheit des Klima werden wir allerdings mit Recht eine geringere Lebhaftigkeit und Regsamkeit des Naturells, von der größeren Wärme und Gleichförmigkeit eine

ungebundene Entwicklung aller körperlichen und geistigen Thätigkeit erwarten, und wenn unsere Schlüsse nicht weiter gehen, werden sie durch die Vergleichung der Völker und ihrer Wohnsitze bestätigt werden. Wenn wir jedoch überall auch die speciellen Eigenthümlichkeiten der Phantasie, Bildung und Sinnesart der Menschen in einer unmittelbar fühlbaren Uebereinstimmung mit ihrer Heimat zu finden glauben, so täuscht uns wohl der Umstand, daß eben das Gesammtbild eines Landes und seiner Bewohner sich unserer Wahrnehmung immer zugleich darbietet und dadurch den Schein innerer ästhetischer Zusammengehörigkeit annimmt, den zuletzt jede uns beharrlich vor Augen gestellte Thatsache erwirbt. Der Holländer in Holland scheint uns ausschließlich mit seinem einförmigen fruchtbaren Tiefland zusammenzugehören, der Indianer allein, bilden wir uns ein, sei der natürliche Bewohner seiner Steppen und Wälder; aber Mynheer auf den Sundainseln gesehen, oder der angelsächsische Pioneer im amerikanischen Westen wird für den, der nicht mit der Befangenheit vergleichender Erinnerung ihn betrachtet, schwerlich einen unüberwindlichen Widerspruch gegen die seiner ursprünglichen Heimat so unähnliche Scenerie seiner neuen Umgebung bilden. Auf demselben Boden, der die Gestalten der alten Griechen trug, wandeln jetzt die Türken, und ihre Figuren beleben diesen Hintergrund, wie uns dünkt, eben so natürlich und widerspruchslos als jene. Die Natur eines Landes ist eine Sammlung äußerst mannigfaltiger Einzelheiten, die Natur ihrer Bewohner ist eine ebensolche. Die Vergleichung zweier so vielfältig zusammengesetzter Bilder bietet dem, der eine Verwandtschaft zwischen ihnen sucht, allemal einige Beweise seiner Meinung, wenn er geschmackvoll zu combiniren versteht; sie bietet ebenso leicht, wenn man sie aufsuchen will, Punkte genug, in denen ein unerklärbarer Gegensatz zwischen beiden herrscht. Die schöpferische Kraft der Natur schuf in Indien neben den Kolossen der Elephanten keineswegs ein ebenso kolossales, sondern ein unerwartet schwaches Menschengeschlecht; aber die schleichende unberechenbare Wildheit seiner Raubthiere kann man in der Gemüthsart dieser

Bewohner eben so gut wiederzufinden glauben, wie Andere in ihr nur die Schlankheit und Anmuth mancher einheimischen Vegetationsformen wiederholt zu sehen meinten.

Von der Pracht großartiger Naturschönheiten pflegt in das Gemüth der Bewohner oft nur die Nachwirkung der Unbequemlichkeit überzugehen, die sie nebenher für das gewöhnliche Leben bieten; dem Alpenbewohner entwickelt seine Heimat wohl den Körper kräftiger und unterstützt durch die Nöthigung, sich auf sich selbst zu verlassen, die Ausbildung seines Selbstgefühls, aber sie gibt ihm nicht die Freiheit, Weite und Größe der geistigen Interessen, die uns dem unermeßlichen, vor ihm aufgethanen Horizont zu entsprechen schiene. Die falschen Vorstellungen, die man über diesen Zusammenhang von Land und Volk so oft hegt, gehen aus der Vernachlässigung der Untersuchung der einzelnen Vermittelungsschritte hervor, durch welche die Natur sich im geistigen Leben Geltung verschafft. Daß irgend ein Gegenstand eine bestimmte Gestalt und Stellung habe, ist noch kein zureichender Grund dafür, daß wir ihn überhaupt sehen, und in dieser Gestalt und Stellung sehen müßten; es kommt darauf an, daß seine Form und Lage, daß Alles, was er ist, sich auch durch Wirkungen, die er auf uns ausübt, in unserem Auge und unserem Sinne repräsentire. Und eben so reicht es nicht aus, daß der Himmel mit verschiedenen Graden der Reinheit, der Bläue und des Glanzes sich über uns wölbt, der Boden uns in kühneren Formationen, die Vegetation in üppigerem Reichthum uns umgibt; um den bildenden Einfluß der Natur auf uns zu verstehen, müßten wir wissen, wie viel von diesen Umständen einen bemerklichen physischen Eindruck auf uns macht, wie viel ferner von dem ästhetischen Werth dieser Schauspiele die Empfänglichkeit in uns antrifft, die zu seiner Empfindung und zur nutzbaren Aufnahme desselben in unsere ganze Entwicklung nöthig ist; wie vieles endlich völlig für uns verloren geht, weil andere Nebenwirkungen, denen ein dringenderes natürliches Interesse entspricht, es in unserem Bewußtsein verdunkeln. So weit das geistige Naturell überhaupt von

der äußern Natur abhängt, hängt es doch nicht ab von dem, was diese Natur i st, sondern davon, wie sie auf das noch unerzogene Gemüth des Menschen wirkt, den sie beständig umgibt; diese Wirkung aber erräth man nicht unmittelbar aus dem Eindrucke, den sie auf die Aufmerksamkeit eines bereits gebildeten, nicht mit ihr und in ihr lebenden, sondern sie nur betrachtenden Geistes ausübt.

Ueberhaupt: man spricht so viel von den schöneren Zeiten, in denen der Mensch der Natur noch näher gestanden habe, und wünscht sich aus der unübersehbaren Verbildung unserer Zustände in diese einfache Lebensklarheit zurück. Diese Sehnsucht mag Recht haben, wenn sie nach geselligen Einrichtungen verlangt, die sich den unmittelbaren Trieben unsers menschlichen Wesens etwas enger anschlössen und ohne das Uebermaß traditioneller Schranken, die uns jetzt umgeben; aber sie ist gewiß im Unrecht, wenn sie von dem reichlicheren Genusse der äußern Natur um uns her, und im Gegensatz zu geselligem Leben überhaupt, ein höheres Glück des Daseins und eine reinere Ausbildung der Menschlichkeit erwartet. Wer erschöpft von der übersichtslosen Zerstreuung des täglichen Berufes das große Buch der Natur aufzuschlagen und in ihm zu lesen eilt, bemerkt kaum das einzige Richtige in der pedantischen Geschmacklosigkeit dieses Bildes: das Zugeständniß nämlich, daß die Natur doch nachhaltigen Reiz nur für das Auge habe, das an einem großen Zusammenhange sei es wissenschaftlicher oder geselliger Interessen geübt ist, oder für ein Gemüth, das nach solcher Uebung nun allerdings in den äußern Erscheinungen unzählige Gleichnisse seiner Lebenserfahrungen, anschauliche Lösungen seiner Zweifel, Widerlegungen seiner Vorurtheile, Bestätigung seiner Hoffnungen und Anregungen zu neuen Fragen findet. Erst die Bildung des Herzens und des Verstandes, welche die Verhältnisse des Menschen zum Menschen entwickeln, macht uns empfänglich für die weiterbildende Kraft der Natur; der stets einsam gewesene und einsam in ihr fortlebende Mensch würde kaum eine viel größere Erweckung durch ihre Eindrücke erfahren,

als die Geschlechter der Thiere, die in all dieser Pracht dahinleben, ohne von ihr gesänftigt und veredelt zu werden.

Man mag schwärmen für das Naturleben des Jägers, der einsam durch die Wälder und die Prärien Amerikas schweift: aber den sinnigen Blick, der die wechselnden Erscheinungen seiner Umgebung zu verstehen und zu genießen vermag, verdankt er doch der Erziehung seiner Jugend, der lange vielleicht nicht gehörten Sprache seines Volkes, die seine Gedanken mit tausend Erinnerungen an die verlassene Civilisation und an die Heimat begleitet, deren geistige Mitgift er eben so wenig entbehren kann, als er sich ganz von ihren materiellen Hilfsmitteln unabhängig zu machen vermag. Wie schwärmt die Jugend für ein abenteuerliches Wandern, und glaubt mit vollem Genügen sich in den einsamen Genuß der Natur versenken zu können! Und sie bemerkt nicht, wie vielen Antheil an ihrer Freude die Geselligkeit des Wanderns hat und wie wenig selbst die mannigfachen Gelegenheiten, die der unterrichtete Geist in der Natur zur Anspinnung weitgehender Gedankenreihen findet, den dauernden Mangel einer geselligen Berührung mit Menschen ersetzen. Der fortgesetzte Anblick einer hervorragenden Naturschönheit wirkt auf unser Gemüth, wenn wir einsam sind, wie ein allmählich zunehmender Druck, wie eine Erregung, die keine Befriedigung findet. Diese halb schmerzliche, halb angenehme Spannung wird wohl gemildert, aber nicht völlig getilgt durch das Bewußtsein, daß Andere sie mit uns theilen; denn sie entspringt nicht allein aus dem Bedürfniß der Mittheilung, sondern daraus, daß wir eigentlich nicht wissen, was wir mit jener Schönheit der Natur anfangen sollen. Anfangen aber will der Mensch etwas mit Allem, wofür er sich interessirt; er kann nicht lange in der Stellung des thatlos Genießenden bleiben, ohne die innere Unruhe einer unbefriedigten Regsamkeit zu fühlen. Die Natur aber drängt ihn zunächst immer in diese Stellung; ihre ganze sinnliche Herrlichkeit, so klar sie vor uns liegt, ist doch in aller Nähe an und für sich unfaßlich für uns. Keine Frage, daß das Licht und das Abendroth und das frische

Grün des Frühlings und die wunderbaren Umrisse von Berg und Thal das Gemüth immer mit ihrem Zauber gefangen nehmen; aber alle diese Pracht bleibt so stumm, und wir wüßten auch nicht recht, um was wir sie fragen sollten; keiner dieser Erscheinungen kommen wir innerlich näher, und wie lange auch das Licht fortglänzen und der Wald grünen mag, der Genuß dieser Bilder steigert sich nicht und klärt sich nicht für uns auf, wenn wir nicht unsere eigenen Gedanken dazuthun. Was nun beginnen damit? Ja weun man das Abendroth wenigstens umarmen oder den grünen Schein der Wälder essen könnte; oder wenn es auf irgend eine Weise möglich wäre, etwas tiefer und selbstthätiger in dies offenbare und doch so schweigsame Geheimniß der Natur, in diese scheinbare Tiefe einzutauchen, die doch bei näherem Hinzutreten immer und immer wieder Oberfläche wird! Da es nun nicht geht, so erlischt unsere Theilnahme für ein Räthsel, das sich nicht lösen läßt; wiedererregbar freilich bleiben wir dafür in jedem Augenblick, nur dauernd und allein beschäftigt es unser Gemüth nicht. Haben wir mit aller Sorgfalt und Mühe eine Blume gezogen nnd sie blüht nun wirklich, so überkommt uns eine gewisse Rathlosigkeit, was wir mit ihr beginnen sollen; unser Interesse für sie erwacht fast nur augenblicklich wieder, wenn wir sie Anderen zeigen; aber sie lange zu betrachten, erfüllt uns zuletzt mit einem Gefühl von Erfolglosigkeit. Die reizendste Gegend mögen wir nicht unveränderlich vor unseren Blicken liegen sehen; sie sagt uns doch eigentlich zu wenig; alle diese Erscheinungen sind nur hinreichend, als schöne Scenerie unser menschliches Leben zu umgeben, als Zierden, zu denen wir zurückkehren können. Ein Tag einsamen Naturgenusses, selbst bereichert durch alle geistige Erhebung einer stummen Lectüre, erscheint uns heimlich unabgeschlossen und wie halb verloren, wenn nicht endlich ein menschliches Wort von Mund zu Mund uns an den Zusammenhang des Lebens erinnert, dem wir angehören. Ich glaube, daß solche Regungen in Jedem vorkommen, der sich selbst beobachtet, und sie erklären die tiefe Mißstimmung und das Unbehagen, das uns die

erzwungenen Versuche mancher schwächlichen Poesie verursachen, durch beständiges Versenken in die Mystik und Romantik der Naturerscheinungen uns zu unterhalten, während unser Herz nicht immer Symbole und Gleichnisse, sondern das volle warme Leben begehrt und nach Wirklichkeit förmlich dürstet.

Dies sind Eindrücke des civilisirten Lebens. Wer sie zu den Verkümmerungen des Lebens rechnet und von dem Urzustande des menschlichen Geschlechtes rühmt, damals habe die Natur sich dem Geiste weniger undurchdringlich gezeigt, redet sehr Unwahrscheinliches. Wir finden im Volke, das noch jetzt den Vortheil dieses Näherstehens zur Natur genießt, das Verständniß derselben nicht höher, sondern geringer, als bei denen, die sich aus dem geselligen Leben zu ihr zurückwenden; gerade jenen ist das Nützliche, das Werk der Menschenhand entschieden werthvoller, als die Poesie der Natur. Und an jenen Völkern, die mit wenig entwickelten geselligen Einrichtungen zum Theil paradiesische Erdstriche bewohnen, können wir noch jetzt sehen, wie geringe unmittelbar bildende Kraft in dem elementaren Eindruck der Natur liegt. Vereinsamt und selbst jenes wenig organisirten Zusammenhanges mit seines Gleichen beraubt, den diese Stämme noch genießen, würde der Mensch nur noch mehr die erschlaffende Wirkung erfahren haben, die jede sinnlich noch so reizende Umgebung hervorbringt, so lange sie weder den forschenden Scharfsinn zur Untersuchung noch die praktische Lust der Seele zu arbeitsvoller Umgestaltung anregt. Die Natur thut beides, indem sie Bedürfnisse erweckt und Mittel zu ihrer Befriedigung anbietet. Man hat längst mit Recht behauptet, daß nicht nur die zu große Ungunst der Verhältnisse sondern ebenso die allzu große Freigebigkeit, mit welcher das Klima die Erfordernisse des Lebens mühelos gewährt, die höhere Ausbildung hindert. Die Cultur des Menschengeschlechtes hat begonnen, als die Erde ihm wie ein ergiebiges Arbeitsfeld erschien; die Schönheit und die ideale Bedeutung der irdischen Scenerie dagegen hat für sich selbst keine Bildung erzeugt; sie ist selbst erst in dem Maße verständlich geworden, in welchem die Schule der Arbeit

den Sinn des Menschen an die Entwerfung von Plänen gewöhnt und ihn für den Werth des Gelingens, d. h. für den Werth jeder Harmonie empfänglich gemacht hatte, zu der sich zerstreute Anfänge im schließlichen Erfolge zusammenfinden. Dieses große Gut der Wahrheit und der treuen, beständigen Gesetzlichkeit, auf die sich rechnen läßt, lernt er kennen und schätzen, wenn der Boden ihm regelmäßig die gelegten Keime sprießen und reifen macht, oder ein richtig zutreffender Erfolg die einfachen Versuche künstlicher Vorrichtungen belohnt, in denen er die Kräfte der Natur, auf die Analogien seiner Erfahrung bauend, auch seinen eigenen Bedürfnissen dienstbar zu machen suchte. Dann hat sich in sein Bewußtsein, in ihrem Entstehen unbemerkt, die Ueberzeugung von einem Zusammenhange eingestohlen, der überhaupt einem Anfange Fortsetzung, einem Versuche Erfolg, jeder gleichen Ursache gleiche Wirkung, allen Ereignissen die Möglichkeit eines geordneten Zusammenstimmens, jedem einzelnen Punkte der Welt die Gewißheit sichert, nicht verloren und isolirt zu sein, sondern immer bereitete Wege zu finden, auf denen seine Bewegung und seine Sehnsucht in das allgemeine Ganze einmünden und in ihm zur Geltung kommen kann. In welchen Formen auch immer die früheste mythologische Phantasie das Leben der Natur aufgefaßt haben mag: in Wahrheit ist es doch eben die gesetzliche Mechanik der Außenwelt gewesen, deren Gewahrwerden erziehend gewirkt hat und die in ihrer ewigen Beständigkeit zuerst dem Sinne des Menschen imponirte; ihre freie Schönheit hat er erst in dem Maße verstehen gelernt, als er einestheils das Glück der allgemeinen Ordnung des Weltlaufes, anderntheils die Bitterkeit des augenblicklichen Zwiespaltes zwischen ihr und seinen individuellen Wünschen in sich erleben und beide Lebenserfahrungen auf die Naturerscheinungen ausdeutend zurück übertragen konnte.

Unsere zweifelnden Bemerkungen galten bisher theils der Meinung, daß überhaupt in dem Charakter des menschlichen Ge=

müthes die Eigenthümlichkeit des Planeten, der uns alle trägt, oder in den einzelnen Völkern der Genius ihres Wohnplatzes wie ein vergeistigtes Spiegelbild wieder erscheine, theils dem Glauben, daß aus diesen mysteriösen Einflüssen des Allebens eine bildende Förderung der Menschlichkeit entspringe. Es ist ein alter Kampf, den wir hier gegen jene Neigung erneuern, in jedem einzelnen Reiche der Wirklichkeit nur ein nachahmendes Echo oder ein vordeutendes Symbol eines andern Reiches, in dem ganzen großen Kreise der Erscheinungen nur eine beständige Wechselabbildung des Höheren durch das Niedere, des Niederen durch das Höhere zu sehen. Uns kam das Seelenleben gar nicht wie ein Gleichniß des Körperlebens vor, erschien uns gar nicht verpflichtet, für jede einzelne Function des Leibes eine parallelgehende innere Thätigkeit zu entfalten; vielmehr galt uns alles Physische nur als ein System von Mitteln, dessen der Geist sich zu ganz anders aussehenden Zwecken bedient, und dessen nutzbare Effecte allein er in sich aufnimmt, ohne sich darum zu kümmern, durch welchen Rhythmus der Thätigkeiten der Leib diesen Reingewinn brauchbarer Anregungen erzeugt hat. Eben so ist der Mensch nicht ein Abbild der äußern Natur, sondern ein lebendiger Punkt eigner Art, der wohl unzählige Eindrücke von ihr aufnimmt, aber nicht, um sie so wiederzuspiegeln, wie er sie empfangen hat, sondern um sich von ihnen, seinem eignen Naturell gemäß, zu Rückwirkungen und Entwicklungen treiben zu lassen, für die nur in ihm, und nicht in dem Aeußern, die erklärende Ursache liegt. Wir leugnen damit nicht unsere Bestimmbarkeit durch die Natur durchaus; selbst jene Art der Abhängigkeit geben wir zu, nach der die Schwankungen der natürlichen Ereignisse auch ein veränderliches Colorit auf unser inneres Leben werfen. Es mag und wird dabei bleiben, daß unser Gemeingefühl von dem Wetter, unsere Stimmung von Licht und Luft, die Färbung unserer Reflexion von Jahreszeiten und Klima beherrscht wird. Aber einestheils ist es Aberglaube, den Einfluß dieser schwer zu berechnenden Bedingungen mit Uebertreibung hervorzuheben, während in den menschlichen Leidenschaften

und Verhältnissen deutliche und dringende Bestimmungsgründe unsers wechselnden Verhaltens viel offenbarer vorliegen; anderntheils ist, was auf diese Weise den Einwirkungen der Natur unterliegt, eben nur das Reich unserer Stimmungen, jener formlosen Zustände unsers Innern, die wohl einen anderswoher entstandenen Entwicklungsdrang hemmen oder fördern mögen, aber nie für sich dem menschlichen Fortschritt eine bestimmte Richtung vorgezeichnet hätten.

Wenden wir uns aber von diesen Betrachtungen zu der Frage, durch welche bestimmteren Vorbilder des Handelns die Natur die sittliche Entwicklung der Menschheit begünstigen konnte, so wird uns der Beginn aller menschlichen Cultur nur noch wunderbarer erscheinen. Denn es ist klar, wie unfruchtbar das Unternehmen ausfallen muß, aus den Gesetzen, denen die unbeseelte Wirklichkeit folgt, Regeln zu entlehnen, die eine ungezwungene Beziehung zu unserem Handeln mit seinen völlig anders gearteten Motiven und Zielpunkten haben könnten. Die allgemeine Thatsache der Ordnung und Gesetzlichkeit allein ist das, was ein Gemüth, das für ihren Werth schon empfänglich geworden ist, in der Natur als eine seinem eignen Gewissen verwandte Erscheinung anerkennen und als anschauliche Ermahnung für sich benutzen kann; nach den besonderen Formen jedoch, in denen die Erscheinungen der Außenwelt von einander abhängig sind, die Pflichten der Geister und die Ordnungen ihres geselligen Wechselwirkens modelliren zu wollen, ist einer der schwersten und fruchtlosesten Mißgriffe jener symbolisirenden Romantik, mit welcher wir streiten. Was den Gestirnen und den Pflanzen ziemt, braucht deswegen uns nicht zu ziemen; höchstens die sicheren Instincte, welche die uns verwandtere Thierwelt regieren, könnten dem menschlichen Geiste die treue und unverfälschte Auslegung dessen zu bieten scheinen, was die Natur auch mit ihm will und wozu sie ihn bestimmt hat. Welche Vorbilder er nun in diesem Reiche der Thiere findet, wissen wir. Neben der Kraft und Anmuth des einen die Trägheit und den Stumpfsinn des andern, neben einzelnen Momenten aufopferungsfähiger Liebe und Treue die Falschheit des blindesten und rücksichtslosesten

Egoismus, mit der stillen Zierlichkeit und blöden Schönheit des Daseins in demselben Geschöpfe verbunden die wollustvolle Grausamkeit gegen seine Beute, das Ganze dieses bunten Bildes in beständiger Gährung gegenseitiger Vernichtung. Welche Ueberzeugung von dem vernünftigem Zusammenhange der Welt und welches Bewußtsein eigner Pflichten könnte aus diesen Beobachtungen hervorgehen? Ohne Zweifel, wer die Natur in den Thieren zum Führer nimmt, wird zur Entwicklung der Thierheit, nicht der Menschheit gelangen. Wer aber zu sondern beginnt zwischen Weisungen von allgemeiner Geltung, die die Natur uns auch in dem thierischen Leben gebe, und zwischen den Regungen, die dort wohl ein blinder Instinct hervortreibe, uns aber eine höhere Gesetzgebung des Gewissens verbiete, der befindet sich bereits auf einem Standpunkte der Kritik, auf welchem ihm aller maßgebende Werth der Naturtriebe überhaupt verschwinden muß. Denn er wird nicht leugnen können, daß auch in seiner eigenen Natur viele von jenen verurtheilten Regungen mit aller Lebendigkeit eines dringenden Reizes vorkommen, und er wird dann einsehen, daß für den Menschen alles Natürliche nicht eher eine Quelle des Rechtes und der Pflicht ist, als bis es durch eine höhere Gesetzgebung in ihm selbst gebilligt und in den vernünftigen Zusammenhang einer übersinnlichen Lebensordnung aufgenommen worden ist.

Zweites Kapitel.

Das menschliche Naturell.

Die Temperamente, ihr Begriff und ihre Unterschiede. — Die Aufeinanderfolge der Lebensalter. — Zusammenhang körperlicher und geistiger Lebensgefühle. — Der Unterschied der Geschlechter. — Allgemeine geistige Eigenthümlichkeit der Frauen. —

Wenden wir uns von der äußern Natur, deren bestimmenden Einfluß auf unser Gemüth wir weder leugnen konnten noch unthätig zugeben durften, auf uns selbst zurück, so finden wir unserer

Persönlichkeit zahlreiche Schranken der Entwicklung durch die ursprüngliche Eigenthümlichkeit unsers Naturells gezogen. In den Temperamenten, in den angeborenen Befähigungen, in der Verwandlung des ganzen Hintergrundes unsers Seelenlebens, welche unvermeidlich durch den Ablauf der verschiedenen Lebensalter bewirkt wird, in dem Unterschiede des Geschlechtes, in dem nationalen Gepräge unserer Empfänglichkeit und Regsamkeit liegen ebenso viele Naturbestimmtheiten, denen unsere Entwicklung sich nicht entziehen kann. Und ohne Zweifel auch nicht in aller Weise soll. Das Ideal der Humanität mag wohl an dieser natürlichen Ausstattung größere oder geringere Hindernisse seiner Verwirklichung finden; es selbst aber besteht doch nicht darin, eine Gleichförmigkeit des Benehmens zu verlangen, aus der jede individuelle Färbung verschwunden wäre. Nur in der Thierwelt herrscht auf diese Weise der Begriff der Gattung; in dem menschlichen Geschlecht soll der Einzelne mit dem besonderen Colorit seines eigenthümlichen Naturells die allgemeinen Umrisse des Verhaltens beleuchten, welche der allgemeine Begriff ihm vorzeichnet.

Wir kennen sehr wenig die Gründe, von denen diese Verschiedenheit der menschlichen Begabung abhängt. Sie mag zu großem Theil durch die körperliche Bildung bedingt sein; sie mag anderseits aus der allmählichen Summirung zahlloser Eindrücke hervorgehen, die geschichtlich sich an einander reihten; sei es nun, daß diese fortgesetzten Einflüsse sich auch in dem Gestaltungstriebe des Körpers bis zu gewissem Grade fixirt haben, oder sei es, daß die innere Ordnung des Seelenreiches auf eine für uns noch weniger verständliche Weise die geistige Ausbildung der Vorfahren zu einem angebornen Naturell der Nachkommen verdichtet. Wie dem auch sein mag: diese Unterschiede sind vorhanden und wir können uns nicht ganz der Betrachtung ihrer Folgen entziehen, wenn wir die Untersuchung ihrer Ursprünge dahingestellt lassen.

Die Verschiedenheit der Temperamente, wie die aller angebornen Naturbestimmtheiten, fällt uns hauptsächlich in der Mitte größerer Cultur ins Auge; mag nun die geringere Kenntniß

einfacherer Lebensformen uns aus der Ferne deren Gleichförmigkeit größer erscheinen lassen, als sie ist, oder mag in der That erst die höhere Ausbildung die charakteristischen Anlagen der Einzelnen tiefer ausarbeiten. So deutlich indessen in vielen Fällen das Vorhandensein dieser Unterschiede, so wenig bestimmt ist bis jetzt die Bedeutung des Namens, mit dem wir sie bezeichnen. Der ursprüngliche Sinn des Wortes lädt uns ein, die Temperamente als allgemeine Formeigenthümlichkeiten des Ablaufes der innern Zustände zu fassen, die an sich selbst weder eine bestimmte Höhe noch eine bestimmte Richtung der Ausbildung ausschließlich vorher bedingen, aber allerdings der Entwicklung der Intelligenz und des sittlichen Charakters verschiedengeartete Begünstigungen und Hindernisse bieten, und die anderseits mit der leiblichen Constitution und deren vorwiegender Neigung zu einzelnen Erkrankungsformen ebenso wenig außer allem Zusammenhang stehen, als unablösbar an sie gebunden sind. Die Menge der Vorstellungen, die in gleicher Zeit durch das Bewußtsein ziehen, die Schnelligkeit ihres Wechsels, die Lebhaftigkeit, mit welcher die Gedanken nach einer Richtung vorzüglich, oder nach vielen gleichmäßig sich ausbreiten und durch Wiederanklingen früherer Eindrücke sich eine reichere oder ärmere harmonische Begleitung erwecken; die Treue, mit welcher ältere Wahrnehmungen unverändert festgehalten werden, oder die Geschwindigkeit, mit welcher sie zu unbestimmteren Gesammtzuständen verschmelzen; die Beständigkeit, mit der eine mit Antheil gefaßte Idee sich in diesen mannigfachen Veränderungen erhält, oder die Leichtigkeit, mit welcher Theilnahme und Aufmerksamkeit von ihrem ursprünglichen Gegenstande auf die Menge sich zudrängender Nebenvorstellungen abgelenkt werden; die Größe des Gefühles, welche die Eindrücke überhaupt erregen, und die Nachhaltigkeit, mit welcher dies Gefühl haftet, oder die Flüchtigkeit, mit der es verschwindet; die Verdichtung der Strebungen um wenige Punkte, um welche sie sich andauernd bemühen, oder die Geneigtheit, von einer Aufgabe zur andern überzuspringen; die verschiedene Größe des Dranges, in Bewegungen, Geberden und Worten den inneren Zuständen

einen Ausdruck zu geben: Das alles sind Erscheinungen, die in dieses Gebiet der Temperamente fallen. Sie gleichen ganz den formellen Unterschieden in den Bewegungen eines Stromes, der von mancherlei hineingeworfenen Widerständen je nach der ursprünglichen Leicht- oder Schwerflüssigkeit des fließenden Stoffes, nach der Neigung seines Falles und nach der Gestalt seines Bettes bald zu tiefen und schweren, bald zu oberflächlichen rasch wechselnden sich vielförmig kreuzenden Wellen bewegt wird.

Wollte man aus der unermeßlichen Anzahl individueller Temperamente, die wir der Erfahrung zugestehen müssen, einzelne ausgezeichnete Formen hervorheben, in denen sich die verschiedenen Züge, die wir erwähnten, am meisten zu in sich zusammenhängenden Bildern gruppirt haben, so würde man wieder zu jener Vierzahl zurückgeführt werden, der schon das Alterthum, unbegründete Theorien mit guter Beobachtung verknüpfend, ihre bleibenden Namen gegeben hat. Es böte jedoch keinen Gewinn, diese oft wiederholten Gemälde hier nochmals zu malen; sehen wir vielmehr, wie in der Entwicklung des Einzelnen und der Gesellschaft sich Analogien dieser Temperamente theils naturgemäß einfinden, theils in einem regelmäßigen Bildungslauf einfinden sollten.

Die Gesundheit des Körpers beruht zu gutem Theil darauf, daß nicht alle seine Bestandtheile eng genug unter einander verknüpft sind, um jede erfahrene Erschütterung sich wechselseitig mittheilen zu müssen. Es ist ein Zeichen krankhafter Nervenschwäche, wenn dieser heilsame Uebergangswiderstand, der die Verbreitung der Erregungen verhindert, so weit abnimmt, daß jede geringfügige Reizung Alles in Mitleidenschaft zieht, und mäßige Störungen des natürlichen Gemeingefühls sogleich zahlreiche Mitempfindungen, krampfhafte Bewegungen und beschleunigte oder veränderte Absonderungen hervorbringen. Man kann dagegen zweifeln, ob nicht eben diese allseitige Erregbarkeit der richtige Ursprungszustand der Seele ist. Gewiß ist sie nicht bestimmt, dauernd in diesem Zu-

stand zu verharren; aber die Aufgabe, sich selbst zu bilden und die Grundzüge ihres Charakters allmählich fest werden zu lassen, wird sie doch nur gedeihlich lösen, wenn keine ursprüngliche Starrheit oder Trägheit ihres Naturells sie hemmt. Ein bleibendes Uebermaß dieser allseitigen Erregbarkeit aller psychischen Zustände durch einander und der Seele selbst durch alle äußeren Reize ist das, was wir als sanguinisches Temperament, immer mit einem Anflug von Tadel, bezeichnen. Wir finden es natürlich, daß das kindliche Lebensalter, dazu bestimmt, vorurtheilslos und noch ohne besondere Neigungen die Eindrücke aufzusammeln, an denen es sich bilden kann, diese Leichtigkeit der Anregung und des Ueberganges von einer Gemüthslage zur anderen zeige, und in der That pflegt da, wo sie vorkommt ohne zu lange anzuhalten, die Entwicklung des Kindes die schnellsten Fortschritte zu machen. Ebenso natürlich finden wir die sanguinische Lebhaftigkeit bei uncivilisirten Volksstämmen, deren Leben überhaupt zu wenig mannigfaltige und tiefgehende Verschiedenheit der Interessen hervorbringt, um durch einseitige Verfolgung bestimmter Zwecke die unbefangene Empfänglichkeit für allerlei Eindrücke zu schwächen. Nur daß glückliche äußere Naturbedingungen des Lebens dazu gehören, um die Regsamkeit der Seele zugleich mit der fröhlichen Beweglichkeit des Körpers sich entfalten zu lassen.

Aber für die spätere Ausbildung der Intelligenz sowohl als des Gemüthes und des sittlichen Charakters enthält diese Verfassung der Seele ebenso Hindernisse, wie für den Beginn der Bildung Vortheile. Die große Schnelligkeit in dem Wechsel der Vorstellungen, ermöglicht durch das wenig nachhaltende Interesse, das jede einzelne erweckt, ist bis zu gewissem Grade für das Kind eine Nothwendigkeit. Sie vermehrt nicht nur die Menge der einzelnen Kenntnisse, sondern verhindert durch die Vielseitigkeit einander berichtigender Vorstellungen die Fixirung beschränkter Gedanken und die Gewöhnung an nicht allgemeingiltige zufällige Einzelheiten; Mißgeschicke, zu denen ohnehin das spätere Leben durch die Einförmigkeit seiner Berufskreise allzu leicht führt. Aber

derselbe Wechsel hindert anderseits die Befestigung des Erworbenen und die scharfe Begrenzung der Gebiete, innerhalb deren leichtgewonnene Allgemeinheiten maßgebend sind, über welche hinaus sie dagegen ihre Geltung verlieren. Es ist ferner nothwendig für das Kind, daß auch an geringe Eindrücke und wenig auffallende Wahrnehmungen sich doch schnell ein leicht erregtes Gefühl knüpfe, und nicht minder, daß diese Gefühle rasch mit ihren Anlässen wechseln. Es stände schlimm, wenn nicht in dem Kinde das Lachen unmittelbar auf die Thräne folgen könnte, und wenn statt der glücklichen Vergeßlichkeit für Unlust, selbst in gewissem Grade für die erziehende Strafe, ein nachtragendes Gedächtniß für alles Ueble, für Unrecht, Beleidigungen und Schmerzen die unbefangene Empfänglichkeit auf lange hinaus durch dauernde Stimmungen trübte. Auch dieser Vorzug des Anfanges wird zum Nachtheil für den Fortgang. Die Schnelligkeit, mit der jedem augenblicklichen Eindruck ein immer reges Gefühl entgegenkommt, begleitet von dem kleinen Element von Strebung, das der Inhalt der Anregung eben zu erwecken vermag, führt zu der Unstetigkeit eines Handelns, das seine Motive nicht aus zusammenfassender Ueberlegung, nicht aus dem Ganzen einer stehend gewordenen Gesinnung, sondern voreilig und atomistisch zersplittert aus den Einzelheiten der augenblicklichen Anlässe entlehnt. Alles menschliche Leben hat die unvermeidliche Aufgabe, aus der unendlichen Bestimmbarkeit eines Keimes, der noch unentschieden nach jeder Seite hin Entfaltung versprach, sich in die Endlichkeit einer bestimmten charakteristischen Form zu beschränken, die tausend frühere Hoffnungen unerfüllt läßt, und dafür aus den wenigen Trieben, die sie wirklich entwickelt, tausend eigenthümlich gestaltete Früchte zeitigt, deren Mannigfaltigkeit der Keim nicht ahnen ließ. Der Sanguiniker, dessen Temperament seine natürliche Frist überlebt hat, macht deshalb nicht mit Unrecht den Eindruck eines altgewordenen Kindes, und die gesellige Liebenswürdigkeit, die seiner allseitigen Erregbarkeit und dem leichten Eingehen in alle Situationen gern zugestanden wird, entschädigt nicht für den Mangel an Zuverlässigkeit und flößt uns nicht das

Interesse ein, das wir an jeder Individualität nehmen, die aus ihrer natürlichen Bestimmbarkeit heraus sich wirklich zur Bestimmtheit durchgearbeitet hat.

Solche Fehler zu bessern, ohne die schönen Seiten dieses Temperamentes zu opfern, würde die Aufgabe der weiteren Entwicklung sein. Das Gemüth würde sich ungetrübt die Empfänglichkeit für Großes und Kleines und für die verschiedensten Arten der Anregung erhalten; aber es würde doch lernen, große Werthe von kleinen zu unterscheiden und das Maß seiner eingehenden Rückwirkung nach der Bedeutung zu bestimmen, die der auffordernde Eindruck in dem allmählich deutlicher hervortretenden Ganzen menschlicher Lebensinteressen besitzt. Der natürliche Lauf der Bildung beginnt die Lösung dieser Aufgabe, indem das sanguinische Temperament der Kindheit sich in das sentimentale des Jünglingsalters umsetzt. Ich wähle diesen Namen, um eine Ungenauigkeit zu vermeiden, welche die gewöhnliche Bezeichnung des melancholischen Temperamentes einschließt. Der Trübsinn, an den wir bei diesem Worte denken, mag allerdings, durch dauerndes Mißgeschick und den Nacheindruck der Erinnerung daran, oder durch körperliche Krankheiten unterhalten, den Schatten seiner Verstimmung über alle geistigen Thätigkeiten werfen; aber er selbst ist doch nicht eine jener allgemeinen formalen Eigenthümlichkeiten des innern Lebens, für welche wir den Namen der Temperamente bewahren möchten. Vielmehr verträgt sich diese Stimmung, wie jede andere, mit jedem Temperament, obgleich das eine dauernder als das andere zu ihr disponiren mag; das sentimentale Temperament dagegen, welches wir meinen, ist nicht eine einzelne herrschend gewordene Stimmung von den vielen, die wir erleiden können, sondern die formale Geneigtheit, überhaupt Stimmungen nachzuhängen, sie aufzusuchen und sie mit größerer Lebhaftigkeit und in weiterer Ausdehnung zu erzeugen, als die Veranlassung rechtfertigt. Die Kindheit ist nicht wählerisch in den Eindrücken, mit denen sie sich befassen mag; ihre Neugier ist leicht durch Thatsachen irgend welcher Art aufzuregen, durch welche ihr Vorstellen

überhaupt Beschäftigung erlangt. Finden wir sie zuweilen ungeneigt zum Lernen, so müssen wir bedenken, in wie geringem Grade für sie das Interesse an den Gegenständen vorhanden ist, das für uns in der Kenntniß ihrer Bedeutung liegt. Wir werden dann zugeben, daß in dem Kinde eine unintereſſirte Willigkeit zur Aneignung des Mannigfaltigsten liegt, deren Leistungen in den ersten Lebensjahren weit über alles hinausgehen, was ein gleicher Zeitraum des spätern Lebens noch hinzulernt. Es ist naturgemäß, daß diese unterschiedlose Empfänglichkeit abnimmt, je mehr die andere Aufgabe einer durchgreifenden Organisirung des erworbenen Bildungsbesitzes hervortritt. Das Jünglingsalter zeigt sich daher wähliger in Bezug auf die Eindrücke; Vieles scheint ihm gleichgiltig und fade, was die geistige Verdauungskraft des Kindes ganz unbefangen überwältigte. Je weniger aber bestimmte Zwecke des Lebens bereits hervortreten, in deren Zusammenhang die einzelnen Erfahrungen sich mit Sicherheit einreihen ließen, um desto mehr wirft sich die Theilnahme des Gemüthes auf den Gefühlswerth der Eindrücke; es zieht sich von Allem zurück, was seiner Neigung zu dieser Art der Erregung keine Befriedigung verspricht, oder es weiß umgekehrt jeden möglichen Eindruck als Anknüpfungspunkt einer Gefühlsreihe zu benutzen, während es theilnahmlos seinen Erkenntnißinhalt wieder wegwirft. So bildet sich dieses sentimentale Temperament als die natürliche Färbung des Gemüthslebens im Jünglingsalter und auf ihm beruht, sobald es diese Grenzen seines berechtigten Vorkommens nicht überdauert, ein großer Theil unser edelsten Ausbildung. Vorzüglich befähigt zur Auffassung des harmonischen oder disharmonischen Werthes, der den formellen Verhältnissen der Eindrücke inwohnt, liebt es nachträumende Wiederholung alles Rhythmischen, aller ästhetischen Eindrücke überhaupt; zu eigentlicher Arbeit weniger geneigt, aber durch die Unruhe des Gefühls zu phantastischer Thätigkeit getrieben, versucht es theils in künstlerischem Schaffen, theils in Entwerfung von Idealen eines besseren Zustandes der Wirklichkeit sich Luft zu machen. Aber reizbar für den Gefühlswerth der Wahrnehmungen neigt es

doch zugleich zu theoretischer Unbestimmtheit, da ihm weniger die genaue Festhaltung der bestimmten Beziehungspunkte gelingt, zwischen denen jene werthvollen Verhältnisse bestehen. So wird es unpraktisch, da es wohl den Werth seiner Stimmungen auch handelnd wiedererzeugen möchte, aber keine Theilnahme für die gleichgiltigen Einzelheiten der verständigen Mittel hat, die dazu führen können; und es wird ebenso oft ungerecht, indem es Gleichgiltigkeit oder Gegensatz Anderer gegen seine eignen ästhetischen Vorurtheile mit einer Bitterkeit empfindet, die jede billige Beurtheilung, alles Geltenlassen abweichender Ausbildung ausschließt.

Es ist eine wohlthätige Eigenthümlichkeit unserer Natur, daß in der Erinnerung zwar das Andenken erlittener Uebel nicht so lebhaft fortdauert, als das der genossenen Freuden; aber im Augenblick seines Einwirkens erregt jedes Leid unser Gemüth heftiger und bringt eine größere Unruhe Abhilfe suchender Gedanken hervor. Die Lust weiß zuweilen selbst nicht, was sie augenblicklich mit sich anfangen soll, und sie muß oft vom Lauf der Zeit die allmähliche Entfaltung der einzelnen schönen Erfolge erwarten, die das eben dargebotene Glück in sich schließt; dann weiß sie erst, wie sie ihre Freude auslassen soll. Man begreift daraus die Neigung, sich durch Dissonanzen, die man aufsucht, oder übertreibt, wo sie gegeben sind, mittelbar ein deutlicheres Innewerden der Harmonien zu verschaffen, die es geben könnte, oder die es wirklich gibt, und deren Werth um so deutlicher durch den Contrast der sie bedrohenden Gefahren hervortritt. Gefühlvolle Seelen lieben daher den zarten Trübsinn, der wie eine graue Grundirung dem Regenbogenglanze der einzelnen schönen Momente untergezogen wird, und die alte Meinung hatte nicht völlig Unrecht, wenn sie dem sentimentalen Temperamente seinen Namen von der Melancholie gab, zu der es allerdings diese natürliche Verwandtschaft hat.

Der bedenkliche Mangel, der dieser Verfassung des Gemüthes anhängt, ist die Leichtigkeit, mit welcher die überwiegende Erregbarkeit des Gefühls es verhindert, daß das Bewußtsein von Pflichten sich entwickelt oder befestigt. So unentbehrlich nicht

nur für den künstlerischen Genius, sondern auch für die wahrhaft menschliche Gestaltung des praktischen Lebens dieses Temperament sein mag, so führt es doch, für sich allein und dauernd, in beiden Richtungen nur zu einer Virtuosität, die sich selbst gefällt, aber keine Aufgaben kennt. Man braucht nicht an jene widrige Sentimentalität zu denken, die alle Vorkommnisse des Lebens nur als Gelegenheiten zu gefühlvollen Erregungen aufbraucht: man wird auch in der Kunst wie in der Wissenschaft die üble Nachwirkung dieser Stimmung erkennen. Sie zeigt sich dort in dem Unvermögen, wahrhaft productiv die einzelnen lyrischen Gemüthsbewegungen, die dem Menschen von selbst anfliegen, und die eine natürliche Begabung oder die allgemeingewordene Bildung zu gefälligem formellen Ausdruck bringt, zu einem größeren zusammenhängenden Ganzen zu verdichten; sie zeigt sich auf wissenschaftlichem Gebiete in den zahlreichen Beispielen großer natürlicher Anlagen, die sich doch begnügen, auf geistreiche und elegante Weise ihren erworbenen Kenntnissen immer neue Toilette zu machen, sie immer feiner zuzuspitzen und zu arrangiren, ohne jemals rechtschaffen das Ihrige zur endlichen Lösung irgend eines Problemes beizutragen. Ein guter Theil scheinbar ernsthafter Bestrebungen würde dieser trockneren Form der Sentimentalität zuzurechnen sein; das Große im Leben und in der Wissenschaft ist immer aus einer gesammelten Kraft entsprungen, die, ohne den Werth anderer Eindrücke zu leugnen, doch auf dem Wege nach ihrem einen Ziele sie seitab liegen ließ, um so eifriger aber sich auch um die gleichgiltigen Mittel bemühte, welche das aufgeregte Jünglingsgefühl, noch im Suchen nach werthvollen Zielen begriffen, einstweilen verschmähen durfte.

Es ist offenbar das cholerische Temperament, das wir naturgemäß als Nachfolger des sentimentalen im Mannesalter wünschen müssen sich ausbilden zu sehen; sein zu frühes Auftreten würde der Vollständigkeit der menschlichen Entwicklung ebenso entgegenstehen, als sein Ausbleiben. Die schwerfälligere Erregbarkeit, die man zugleich mit großer Kraft der einmal erzeugten Rückwir-

kung diesem Temperamente zuschreibt, ist ohne Zweifel sehr häufig die Wirkung entweder einer sittlichen Festigkeit des Charakters, die sich für bestimmte Zwecke entschieden hat und durch fremdartige Reize sich von ihrem Wege nicht abbringen läßt, oder auch einer durch Monotonie der Lebensumstände hervorgebrachten Enge des Vorstellungsverlaufes, durch welche für viele Reize das natürliche Interesse abgestumpft ist. Aber häufig kommt doch auch schon in Kindern dieser Eigensinn in der Verfolgung einmal eingeschlagener Gedankenwege vor, der durch die Hindernisse nur zu vergrößerter Thätigkeit angespornt wird; man mag daher wohl Recht haben, diesen Zustand des Gemüthes mit dem Namen eines eignen Temperamentes auszuzeichnen. Seine wesentlichen Züge würden in der Unempfänglichkeit für die zufälligen Reize, die außerhalb des gewohnten Weges der Gedankenbewegung liegen, in der Beschränktheit, mit welcher neue Eindrücke nur die nächsten mit ihnen im Sinne dieser Bewegung zusammenhängenden Erinnerungen reproduciren, endlich in der geringen Größe der Gefühle zu finden sein, welche alle in die herrschende Richtung der Gemüthsströmung nicht eingehenden Wahrnehmungen hervorzurufen im Stande sind. Mit derselben Stetigkeit aber wirkt das einmal wachgerufene Interesse rückwärts auf den Vorstellungsverlauf und auf die Strebungen des Willens ein, und so ist dieses Temperament das vorzugsweis praktische, sowohl um der Bestimmtheit der Ziele willen, die seine Phantasie ihm vorführt, als deshalb, weil sein weniger anspruchvolles und minder leicht zu beleidigendes Gefühl nicht vor der Handhabung der gleichgiltigen oder mühsamen Mittel zurückschreckt, die ohne eignen Werth doch zum Erreichen des Zweckes unentbehrlich sind. Aber schon die häufige Verwechslung dieses Temperamentes mit dem, was wir einfacher Eigensinn nennen, zeigt neben den Vortheilen auch die naheliegenden Nachtheile desselben. In der That selbst seine praktische Virtuosität wird häufig verringert durch die allmählich wachsende Beschränktheit des geistigen Lebens, die bald, nachdem sie erst nur einen Zweck ausschließlich wählte, sich eben so ausschließlich und hartnäckig für eine bestimmte

Form der Mittel entscheidet; ja die endlich, auf sich selbst reflectirend, ohne alle weitere Rücksicht auf Zwecke von unmittelbarem Werth, zu dem Zerrbild unwandelbarer Consequenz, zu bewußter Dickköpfigkeit auswächst. Dies ist nicht jener Fortschritt der Bildung, den wir verlangen mußten. So wie von der sanguinischen Erregbarkeit und Beweglichkeit, so muß auch von dem sentimentalen Eingehen auf Alles, was seiner Natur nach das menschliche Gemüth in Anspruch nehmen kann, dem späteren Leben ein hinlänglicher Antheil zurückbleiben, und die Sammlung des Charakters, die der menschlichen Bestimmung ansteht, beruht weder in der Theilnahmlosigkeit, noch in der Verachtung, welche die für bestimmte Ziele eingenommene Engherzigkeit Allem beweist, was außerhalb der Richtung ihres eigenen Strebens liegt.

Ich werde etwas sehr Seltsames zu behaupten scheinen, wenn ich das phlegmatische Temperament als die natürliche Stimmung des höhern Alters und zugleich als die Verbesserung der Einseitigkeiten des cholerischen aufführe. Die Schilderung der Temperamente kommt so natürlich dazu, jedes einzelne in seinem charakteristischen Extrem zu zeichnen, daß wir bei dem Namen des Phlegma nur noch an eine geistige Trägheit zu denken pflegen, in welcher, gewiß der menschlichen Bildung wenig entsprechend, sowohl die Empfänglichkeit für die Eindrücke als die Lust zur Rückwirkung auf sie fast völlig verloren gegangen sind. Aber man verwechselt in diesem Bilde die Leere des Gemüthes mit einer Form seiner inneren Bewegung, die eben so gut dem vollen, wie dem leeren zukommen kann. Ein unwandelbares Gleichgewicht würde unerträglich und widerlich an der Seele sein, die noch ihrer Entwicklung entgegenzugehen und aus den mannigfachen Erschütterungen des Lebens die Form ihrer Bildung erst zu gewinnen hat; aber dieselbe Ruhe ist ehrwürdig an dem Geiste, der jene Erschütterungen bereits überwunden und durch mannigfache Erfahrungen gelernt hat, weder durch die wechselnden Eindrücke von Gefühl zu Gefühl sich treiben zu lassen, noch einseitig eine einzige Form und Richtung menschlicher Bestrebungen vor allen übrigen

zu bevorzugen. So lange wir freilich unter Temperament nur eine Naturanlage verstehen im Gegensatz zu der erworbenen Haltung des Gemüthes, so lange wird allerdings die phlegmatische Schwerbeweglichkeit für alle Eindrücke uns als das wenigst erfreuliche menschliche Naturell erscheinen. Und doch thun wir auch so noch häufig ihm Unrecht; wir schließen ohne Grund aus der Abneigung gegen körperliche Bewegung auf eine gleiche Trägheit der Gedanken; aus dem Mangel rathloser Erschütterung durch Affecte und aus dem Ausbleiben nutzloser Gefühlsausdrücke auf Gleichgiltigkeit des Herzens. Wir finden uns dann häufig überrascht, wenn große und nachdrückliche Erregungen unerwartet diese Gemüther zu einem starken und lang nachhaltenden Strom thätiger Leidenschaft entflammen; ein Ereigniß, das wir in der Geschichte von Volksstämmen, deren nationales Temperament entschieden phlegmatisch ist, häufig genug in großen Dimensionen auftreten sehen. Wir lernen daran, daß wir mit Unrecht die Unfähigkeit und Unbeweglichkeit des Blödsinnes dieser Schwerflüssigkeit des innern Lebens unterschoben, die von einzelnen Eindrücken kaum merklich bewegt wird, sondern sie entweder langsam bis zum Hervorbrechen einer großen und kraftvollen Leistung sammelt, oder, wo ihr keine Gelegenheit zum Handeln gegeben wird, dann allerdings keine innere Unruhe hegt, die eine solche Gelegenheit zu suchen geböte. Wie alle Ruhe, so ist auch dieses Gleichgewicht der Seele eine vieldeutige Erscheinung, und sein Werth bestimmt sich nach der Größe der gespannten Kräfte, die in ihm schlummern. Wir beklagen die Unempfänglichkeit, die sich nicht rührt, weil ihr Verständniß und Theilnahme für Alles fehlt; aber jenen Frieden suchen wir alle, den nichts mehr übermäßig aufregt, weil ihm nichts mehr völlig neu ist; der alle Gefühle erfahren hat, aber längst jede leidenschaftliche Theilnahme von der zufälligen Macht, die ihr der Augenblick gab, auf das Maß zurückgestimmt hat, das ihr in der allseitiger überblickten Kette menschlicher Interessen gebührt; der endlich die Hast und Glut des eigensinnigen Strebens nicht mehr theilen mag, weil er gelernt hat, daß der Wechsel der Schicksale

zu groß und der Spielraum menschlicher Thätigkeit doch zu klein ist, um auf ein Werk allein, oder um überhaupt auf eines unserer Werke einen unbedingten Werth zu legen. Wir hoffen diese Stimmung als das natürliche Temperament des Alters, und wir sehen keineswegs, daß sie überall erreicht würde; aber wir finden anderseits, daß durch eine natürliche Gunst der geistigen Organisation einzelne schöne Seelen dies Gleichgewicht der Haltung durch ihr ganzes Leben begleitet. Mit harmloser und immer verjüngter Empfänglichkeit umfassen sie Großes und Kleines; kein Element des Gefühls geht eindruckslos an ihnen vorüber, aber keines reißt sie hin, sich in die verworrenen Pfade einer einseitigen Stimmung zu verlieren; mit klarem Auge und geduldiger Hand bewältigen sie geräuschlos die Mittel zu einem festgehaltenen Ziele, ohne die abweisende Härte, die nie in ihrem Werke unterbrochen sein will, und ohne die Geringschätzung anderer Wege, die dem natürlich ist, der nur den seinigen kennt. Es sind nicht die großen Namen der Geschichte, deren wir uns hier erinnern, sondern jene stillen glücklichen Erscheinungen, die wie unmittelbare Verkörperungen des Ideals unerwähnt durch das Leben gehen; was in den Lauf historischer Gestaltungen bedeutsam eingegriffen hat, das verdankt die Kraft seiner Wirksamkeit weit öfter den einseitigen Härten, mit denen es ohne inneres Gleichgewicht seine eigene Bewegung auch der Welt mitzutheilen vermochte.

Die Beobachtung wird nur von fern annähernd diesen Stufengang der menschlichen Entwicklung bestätigen. Um ihn ganz zu durchlaufen und jede dieser Stimmungen rein und voll sich ausleben zu lassen, würde eine große Begünstigung sowohl von Seiten des angebornen Naturells, als durch glückliche äußere Bedingungen des Lebens nöthig sein. Nur ein gewisser Reichthum der Cultur kann den verschiedenen Lebensaltern die Verschiedenheit ihrer Interessen verschaffen, an denen jene eigenthümlichen Gemüthslagen Stoff zu kräftiger Entwicklung finden; die Monotonie einfacher Zustände wird auch ihre Unterschiede schwächen. Aber eben so kann die Vielfältigkeit der Lebensverwicklungen die regelmäßige

Ausbildung durch Schicksale hindern, deren Gewicht zu schwer auf die Seele drückt, um ihre allseitige unbefangene Weitergestaltung möglich zu lassen. Je tiefer endlich eine mannigfache Lebensbildung Gemüther und Charaktere ausgearbeitet hat, um so eigenthümlicher pflegt das Naturell der späteren Generationen in individuelle Besonderheiten aus einander zu gehen, deren Entwicklungsweise von dem allgemeinen Durchschnitt oft auffällig abweicht. Zahlreiche Krankheiten endlich ändern Temperament und Stimmung gewaltsam ab; ebenso zahlreiche andere Störungen, noch ehe sie als offenbare Krankheit ausbrechen, kommen in Verstimmungen des Gemeingefühls zu Tage, die dem selbst, der sie erleidet, unerklärlich, unvermerkt der Summe seiner Gefühle und Ansichten andere Färbungen geben. Es würde von großem Interesse sein, wenn es ausführbar wäre, den Ursachen dieser Erscheinungen nachzugehen. Aber es ist schon unmöglich, in ihnen das zu sondern, was auf geistigem Boden durch die unberechenbaren Irrgänge jeder individuellen Bildung entsteht und theilweis auf die körperliche Organisation zurückwirkt, und das anderseits, was, durch die organische Entwicklung und ihre Störungen bedingt, einen mitbestimmenden Einfluß auf die Formung des innern Lebens ausübt. Man schätzt zuweilen vielleicht den letzten Beitrag zu hoch, doch ist er offenbar in bedeutender Größe vorhanden. Man sieht mit der Verzögerung oder der Frühreife der körperlichen Entwicklung auch die Gemüthslagen später oder früher eintreten, die den Stadien dieses Wachsthums entsprechen; und es ist im Ganzen nichts natürlicher als die Annahme, daß das verschwommene Gemeingefühl unsers Lebens zu verschiedenen Zeiten verschiedenes Colorit erhält, je nachdem dieses oder jenes Organ oder System des Körpers, in rascherer Ausbildung oder im Rückgang seiner Thätigkeit begriffen, durch die unzähligen wiederholten, im Einzelnen unbeobachtbaren Erregungen, die von ihm ausgehen, sich in jenem Gefühle mehr oder minder geltend macht. Aber während die Zeit vorüber ist, bei diesen Dingen der schwarzen und der gelben Galle zu gedenken, ist die andere

Zeit noch nicht gekommen, die uns genaue Beobachtungen der Größenwerthe verschiedener Functionen zu verschiedenen Zeiten und sichere Kenntnisse über deren Einfluß auf das geistige Leben zu Erklärungsgründen anböte.

Wie eng dauernde Zustände des Körpers mit dauernden Gemüthslagen zusammenhängen mögen, zeigt uns die Beobachtung ihres vorübergehenden Wechseleinflusses. Man hat nicht mit Unrecht gesagt, daß wir liegend anders denken als stehend; eine erzwungene zusammengepreßte Körperstellung dämpft unsern Muth; bequem und nachlässig gelagert vermögen wir schwerlich andächtig zu sein; aller Zorn beruhigt sich durch die Ruhe des Körpers und man drückt nicht ohne Grund den Aufgeregten in einen Sessel; die Hand, welche die Runzeln der Stirn glättet, beschwichtigt auch den Verdruß. Man kann fragen, ob nicht das ästhetische und sittliche Urtheil, oder unsere Reflexion über Gefahr und Glück ihre lebhafte Innigkeit erst durch diese nebenher spielenden sinnlichen Gefühle erhalten, die uns das an sich Werthvolle zugleich in seiner Uebereinstimmung mit den innersten Bedingungen unsers individuellen Daseins zeigen. Es gibt apathische Zustände genug, in denen diese begleitenden Gefühle fehlen; wir sehen noch so deutlich wie früher die objective Trefflichkeit der einen, die Verwerflichkeit der andern Handlung ein und erkennen den rechtmäßigen Anspruch an, den ein Anderer auf unsere Liebe und Theilnahme hat; aber es ist uns unmöglich, für irgend etwas die Herzenswärme aufzubringen, die seinem Werthe gebührt. Wie oft begegnet uns Aehnliches bei dem Genuß der Schönheit! Ihr Verständniß ist nicht nur diese abstracte Freude an harmonischen Verhältnissen; alle Freude überhaupt nicht nur ein geistiger Vorgang, sondern in dem lebhafteren freieren Athmen, dem beschleunigten Herzschlag und der elastischen Spannung der Muskeln fühlen wir unser ganzes Selbst gehoben und getragen; Reue um Vergangenes ist nicht blos dies sittliche Verdammungsurtheil, das innerlich ausgesprochen von der Seele nur vernommen wird; die Erschlaffung unserer Glieder, die Beklemmung der Brust, vielleicht im Aerger

selbst krampfhafte Verengerung der Bronchien und die aufwürgende Bewegung der Speiseröhre, die den Bissen im Munde stocken macht, zeigen, wie auch die leibliche Organisation symbolisch ein Verschmähtes, unter dessen Drucke sie seufzt, zu entfernen sucht. Selbst das Gefühl der Andacht ist nicht eine rein geistige Erhebung; sondern indem unvermerkt mit ihr auch der Gang das gewohnte hastige Wesen läßt, die Bewegungen langsamer und gehaltener werden, die Stellung ein eigenthümliches Gepräge nicht der Erschlaffung, sondern sich unterwerfender Kraft annimmt, kehrt von allen diesen körperlichen Thätigkeiten ein Gefühl in das Bewußtsein der Seele, ihre intellectuelle Stimmung verstärkend, zurück. Man begreift, wie anders es sich lebt, wenn der Körper dieses Echo nicht vollkommen, oder mit krankhaft verändertem Klange gibt, wie überhaupt die gleichartigen Stimmungen verschiedener Einzelnen doch nie ganz mit einander vergleichbar sein mögen. In der Blüthe der Jugend finden wir diese Verschmelzung des geistigen Lebens mit seiner körperlichen Hülle am reizendsten und vollständigsten ausgebildet; das spätere Leben mit seinen allmählich wachsenden Hemmungen und Reibungen läßt die Unstetigkeiten und Zusammenhanglosigkeiten in den verschwisterten Regungen beider mehr und mehr hervortreten. In Bewegung, Gang und Haltung liegt dann nicht mehr die ganze Seele; die gewöhnlichen alltäglichen Handlungen geschehen mit theilnahmloser Fertigkeit, Essen und Trinken nicht selten mit unschön seelenloser Gier; und es ist überall das Zeichen einer tieferen Herzensbildung, wenn die Gedanken des alternden Menschen nicht in greisenhafter Kälte allgemein und beziehungslos über der sinnlichen Wärme des gegebenen Falles schweben.

Den Mangel sicherer Kenntniß von dem psychischen Werthe der körperlichen Organe und ihrer Verhältnisse fühlen wir von neuem bei dem mißlichsten Theile unserer Aufgabe, der Erwäh-

nung der geistigen Geschlechtsunterschiede. Ich will mich nicht bei den wellenförmigen Umrissen des weiblichen, den eckigeren des männlichen Körpers aufhalten; möglich, daß man nicht mit Unrecht in den letzteren das Ueberwiegen eines charakteristisch individualisirenden Triebes gesehen hat, während zugleich die vielleicht wirklich größere Bildungsgleichförmigkeit weiblicher Körper ihr engeres Anschließen an ein allgemeines Muster bestätigte. Ich kann selbst hier, wo allerdings die erscheinende Körperform das innere Leben für Andere ausdeuten soll, wenig Gewicht auf den blos symbolischen Werth der Gestalt legen; von viel größerem Interesse würde es sein, nachzuweisen, wenn man könnte, welches eigenthümliche Lebensgefühl die Gestalt selbst durch die besonderen Proportionen ihres Baues und ihrer Verrichtungen erlangt.

Man weiß wenig hiervon. In den Verhältnissen des Skeletes und der Musculatur ist eine geringere Größe der Arbeitskraft des weiblichen Körpers begründet; weder Schultern und Brust sind günstig zur Erhebung, Tragung und Bewältigung großer Massen und Widerstände, noch Hüften und Beine zu schnellem Lauf oder unter bedeutender Last zu sicherem Gange gebildet; die Muskeln scheinen zu ununterbrochener Spannung weniger geschickt, wie groß auch ihre Leistung beim Wechsel von Ruhe und Thätigkeit sein mag. Diese Umstände mögen kaum verfehlen, sich in dem Gemeingefühl gelten zu machen, in welchem immer das Innewerden der Bequemlichkeit, Elasticität und eigenthümlichen Sicherheit unserer Lage, Stellung und Bewegung einen sehr bedeutenden Bestandtheil bildet. Daß der männliche Körper eine Ovale mit größtem Durchmesser in den Schultern, der weibliche dieselbe Ovale mit größter Breite in den Hüften bilde, würde an sich gleichgiltig sein; aber in der That mag dem Lebensgefühl des Mannes sein Oberkörper wie eine Last erscheinen, deren Uebergewicht durch schnellkräftige Stützen nach außen hin, allem Widerstand entgegen bewegt zu werden drängt, während das Weib mit einer Empfindung größeres Gebundenseins natürlicher seinen Wirkungskreis in der Nähe findet und von dem Fernen erwartet, daß es zu ihm komme.

Diese geringere Größe der Kraft wird durch ein höheres Maß der Anbequemungsfähigkeit an die verschiedensten Umstände ausgeglichen. Die leiblichen Bedürfnisse der Frauen sind weit geringer als die der Männer; sie essen und trinken weniger; sie athmen weniger und widerstehen der Erstickung, wie man behauptet, besser; alle Mühseligkeiten, wenigstens die, welche allmählich anwachsen und fortdauern, alle Entbehrungen ertragen sie theils leichter als die Männer, theils wenigstens weit glücklicher, als im Verhältniß zu ihrer körperlichen Kraft erwartet würde. Sie überstehen bedeutende Blutverluste und dauernde Schmerzen besser; selbst die größere Reizbarkeit ihres Nervensystems, um deren willen viele unbedeutende Störungen ausgedehnte Nachwirkungen erwecken, scheint ebenso sehr die schnelle und gefahrlose Zerstreuung der erfahrenen Erschütterungen zu begünstigen. So erreichen sie selbst unter ungünstigen Umständen häufig ein hohes Alter, obgleich die Beispiele höchster bis tief in das zweite Jahrhundert reichenden Lebensdauer fast ausschließlich auf Männer treffen. Allen sehr heftigen Sinnesreizen von Natur abgeneigt, haben sie doch gegen unangenehme Eindrücke weit mehr nur ästhetischen Widerwillen, wo der Mann seinen physischen Ekel mühsam bezwingt; sind doch alle Operationen zur Herstellung der Reinlichkeit an sich unreinlich. Dieselbe Anbequemungsfähigkeit zeigt sich in den verschiedenen Lagen des Lebens. Es ist eine alte richtige Bemerkung, daß Frauen sich weit leichter in neue Lebenszustände, ungewohnten Rang und veränderte Glücksgüter schicken, während der Mann die Spuren seiner Jugenderziehung kaum verwischen kann. Auch die erworbenen Gewöhnungen haften fester bei ihm, und die Unterbrechung der hergebrachten Ordnung, der Mangel auf die Stunde bestimmter Leistungen und Bedürfnisse verursacht seinem allgemeinen Behagen eine bemerklichere Störung. Mit diesen Zügen verbindet sich von selbst das Gemisch sanguinischer Lebhaftigkeit und sentimentaler Warmherzigkeit, das wir an Frauen entweder finden, oder dessen Mangel wir als eine Unvollkommenheit der Einzelnen beklagen. Die Unterschiede der erworbenen Bildung ver-

decken Vieles; doch einen neugierigen Zug zur Unterhaltung um der Unterhaltung willen und irgend eine Spur des Wohlgefallens an schönen und harmonischen Verhältnissen werden wir kaum an den entgegengesetzten Extremen dieser weiblichen Bildung vermissen.

Aber es ist eine kaum beantwortbare Frage, wie das höhere geistige Leben beider Geschlechter durch diese natürlichen Züge, oder durch welche anderen überhaupt es charakteristisch entgegengesetzt wird. Die unzähligen theils geistreichen, theils zugleich wahren Bemerkungen, welche diese Frage zu Tage gefördert hat, hatten selten ein Interesse daran, zu scheiden, was als ursprüngliches Naturell, und was als ein sehr mittelbares Ergebniß der Lebensverhältnisse und der Bildungskreise anzusehen ist, die auf beide Geschlechter sehr verschieden, obgleich freilich selbst schon in Uebereinstimmung mit ihren natürlichen Anlagen, eingewirkt haben. So oft man versucht, die Fülle dieser einzelnen Eigenthümlichkeiten, die nur die Lebenserfahrung kennen lehren und nur die Poesie durch plastische Nachschaffung darstellen kann, auf einfache begriffliche Ausdrücke zurückzubringen, wird man immer darauf verzichten müssen, mehr als einen äußerst farblosen Umriß dessen zu geben, was in seiner unermeßlichen Farbenfülle unserer lebendigen concreten Weltbetrachtung endlose Beschäftigung gewährt.

Ich glaube nicht, daß die intellectuellen Fähigkeiten der Geschlechter sich anders als durch die Eigenthümlichkeit der Gefühlsinteressen unterscheiden, welche ihnen ihre Richtung vorzeichnen. Es dürfte kaum etwas geben, was ein weiblicher Verstand nicht einsehen könnte, aber sehr Vieles, wofür die Frauen sich nie interessiren lernen. Sagt man nun häufig, daß des Mannes Erkenntniß das Allgemeine, die des Weibes das Einzelne suche, so wird man in zahlreichen Fällen gerade die Individualisirungskraft der Frauen geringer und ihr instinctives Feingefühl für das Allgemeine größer finden; ohnehin würde jene Vertheilung des Erkenntnißgeschäftes nicht zu den egoistischen Bestrebungen, die man dem männlichen Willen, und zu der Unterordnung unter das Allgemeine stimmen, die man der weiblichen Selbstbeschränkung

zuweist. Man würde vielleicht richtiger meinen, daß Erkenntniß und Wille des Mannes auf Allgemeines, die des Weibes auf Ganzes gerichtet sind. Es ist männliche Philosophie, die schönen einzelnen Erscheinungen zu zergliedern und zu ergründen, aus welcher Durchkreuzung allgemeiner Bedingungen jede, ein so vorbedachtes Lieblingserzeugniß der Wirklichkeit sie auch zu sein schien, doch nur mit unvermeidlicher unparteiischer Nothwendigkeit hervorgegangen ist; es ist weibliche Art, die Analyse zu hassen und das entstandene Ganze, so wie es abgeschlossen dasteht, in seinem unmittelbaren Werthe und seiner Schönheit zu genießen und zu bewundern. Männliche Erfindungen sind alle Mechanismen, männlich die Freude, durch allgemeine Kräfte nach allgemeinen Gesetzen Wirkungen mittelbar zu erzeugen; weiblich ist das eigne Handanlegen, das Verlangen, die thätige Wärme des Gefühls in ihrem unmittelbaren Uebergang in die Leistung noch fortzuempfinden. Ein männlicher Gedanke ist die tiefe Ueberzeugung, daß alles Größte und Schönste der Welt seine mechanischen Bedingungen hat, und daß kein verfrühter, diesem starren Verwirklichungshergang vorweggenommener Erfolg Bestand und Sicherheit hat; aus diesem Gedanken floß alle große organisatorische Ordnung des Lebens; sie beruht überall auf dem Princip der Gerechtigkeit, d. h. auf dem Glauben, daß zuerst den allgemeinen überall giltigen Bedingungen der Wahrheit Genüge geleistet werden muß, ehe von dem Erfolg die Rede sein darf, der im einzelnen Falle wünschenswerth ist. Des Weibes richtiger und zum Glück des Lebens nicht minder nothwendiger Glaube ist es, daß kein Allgemeines, keine Form jemals einen selbständigen, unbedingten Werth habe, sondern nur das Lebendige, zu dessen Begründung beide führen mögen; aus diesem Glauben fließt alle Versöhnung und Schönheit des Lebens, denn sie beruht überall auf dem Grundsatze der Billigkeit, nach dem wir die Verpflichtung fühlen, die Härten der Gerechtigkeit durch freie Liebe und Güte zu mildern, nur daß oft mit Unrecht dieser Wille der Güte voreilig auch die Formen des Rechtes brechen möchte, die seiner Absicht hinderlich sind.

Alle männlichen Bestrebungen beruhen auf der tiefen Verehrung des Allgemeinen; selbst Stolz und Ehrsucht des Mannes ist nicht befriedigt durch grundlose Gewährung, sondern sein Anspruch beruht auf dem Betrage allgemein anzuerkennender Vorzüge, die er in sich zu vereinigen glaubt; er fühlt sich durchweg mehr als ein eigenthümliches Beispiel des Allgemeinen, und verlangt mit Anderen nach einem gemeinsamen Maße gemessen zu werden. Die Neigung des weiblichen Gemüthes ist eben so andächtig dem Ganzen gewidmet; so wenig die Schönheit einer Blume nach gemeinschaftlichem Maße mit der einer andern zu vergleichen ist, so wenig wünscht das Weib als ein Beispiel neben andern zu gelten; und wo der Mann gern im Dienste des Allgemeinen in die Menge Gleichgesinnter eintritt und in ihr untergeht, will das Weib als schönes, geschlossenes Ganzes, nur aus sich selbst verständlich, nur um der unvergleichlichen Eigenthümlichkeit seines individuellen Wesens willen gesucht und geliebt sein. Denn allerdings Liebe eigentlich, und nicht vorzugsweis Achtung, ist das Gefühl, das man einem solchen Ganzen widmen kann; Achtung vorzugsweis, und nicht Liebe, verlangt der Mann für seine Eigenschaften, deren Werth er nach einem allgemeinen Maßstab zu messen nicht blos zuläßt, sondern fordert. Niemand wird natürlich diesen Gegensatz so mißverstehen, als hätte das weibliche Gemüth, wirklich ganz nur wie der unzersetzbare Duft einer Blüthe, keinen Anspruch auf das Gefühl der Achtung, das wir im Gegentheil den auch in ihm hervortretenden einzelnen und vergleichbaren Tugenden in so hohem Maße zu zollen haben.

Man muß sich im Leben umsehen, um in tausend Zügen die Belege dieser allgemeinen Verschiedenheit zu finden. Die geschäftlichen Verabredungen der Männer sind kurz, die der Frauen wortreich und selten ohne vielfache Wiederholung; sie haben offenbar wenig Zutrauen zu der Festigkeit eines gegebenen Wortes, das nur auf der allgemeinen Verpflichtung zu Treu und Glauben beruht und nicht noch außerdem durch tausend kleine Hilfsmittel verstärkt wird, die aus dem Ganzen des vorliegenden Falles fließen.

Männer legen weniger Werth auf harmonische räumliche Anordnung ihrer Umgebung, außer so weit sie zugleich die augenblickliche und schlagfertige Verwendbarkeit aller Mittel sichert; aber sie schätzen zeitliche Pünktlichkeit, die in weit höherem Grade eine mechanische Bedingung alles Gelingens ist; im Raume stellen die Frauen mit glücklich improvisirender Phantasie eine Fülle von Gegenständen zu einem freundlichen Ganzen ohne strengen Styl zusammen, aber mit der Zeit, die man nicht sehen kann, gehen sie ungenauer um. Wo Männer und Frauen von Beachtung der Formen sprechen, pflegen sie meist sehr Verschiedenes zu verstehen; dem weiblichen Gemüthe liegt die Sorge nahe, die herauskommende sichtbare Endgestalt irgend eines Wirkens zu einem anmuthigen und widerspruchslosen Bilde zu runden; darin liegt ihre Kunst, zu wissen was sich ziemt, und eben darin zugleich das, was das Urtheil des Mannes öfter mißbilligt; denn die Formen, die er beachtet wissen will, sind allgemeine Regeln gesetzlichen Verfahrens, die selbst um den Preis einzelner herauskommenden Dissonanzen durchgesetzt werden müssen. Die bekannte unjuristische Natur der Frauen hängt eng hiermit zusammen. Sie liegt nicht in der Unfähigkeit, individuelle Ansprüche aufzuopfern, denn Niemand würde die Frauen an Freudigkeit zu solchen Opfern übertreffen, sobald sie das fremde Gut vor Augen sehen, zu dessen Gunsten sie dieselben bringen sollen. Aber sie fühlen sich verletzt, weil die Gesetze sehr oft das Ganze eines vorliegenden Verhältnisses nicht als Ganzes auffassen, sondern es um einzelner Züge willen, deren Herausgreifen dem weiblichen Verstande willkührlich scheint, irgend einer allgemeinen Bestimmung unterwerfen, die ihrerseits nicht minder willkührlich scheint, weil in ihr, als einer allgemeinen Formel des Verfahrens, nicht unmittelbar das schließliche Gut zum Vorschein kommt, zu dessen Sicherung sie dient. Dinge zu unternehmen, deren Ende nicht abzusehen ist, widerstrebt dem Manne nicht, sobald es sich um die Durchführung eines allgemeinen Princips handelt; Frauen bedürfen der anschaulichen Ausmalung des künftigen Erfolges; sie wollen die endliche Gestalt des

Ganzen voraus ahnen, zu dem am Ende sich die Unruhe des Wirkens verdichten wird. Man kann nicht leugnen, daß in dieser Neigung, in dem liebenswürdigen Glauben, es lasse sich eben für alle Verwicklungen eine Lösung, für allen Streit eine Schlichtung, für alle zerstreuten Anfänge eine abrundende Sammlung finden, neben der günstigen auch eine schädliche Einwirkung liegt, welche der weibliche Einfluß auf die Erziehung des männlichen Geistes ausübt. Von den Müttern hauptsächlich kommt die zurückhaltende Ueberlegung des möglichen Ausganges der Handlungen in Augenblicken, wo es sich zunächst nach der unvermeidlichen Pflicht fragt.

Das Eigenthum hält der Mann am häufigsten für das, was es wirklich ist, für eine Summe verwendbarer und theilbarer Mittel, und seine Freigebigkeit achtet kein angebliches Zusammengehören derselben; die Verschwendung der Frauen besteht meistens in Anschaffungen, für welche sie die Ausgabe der Entgeltmittel nicht selbst übernehmen. Das einmal erworbene und in ihren Händen befindliche Eigenthum erscheint ihnen dagegen leicht als ein unantastbarer Bestand, dessen Theile, weil sie ein Ganzes bilden, von einander zu reißen unrecht wäre. Es ist nicht eigentlich Unmittheilsamkeit, was ihrer Wirthlichkeit den Verdacht einer Hinneigung zum Geize zuzieht, sondern zum Theil gewiß diese Ehrfurcht vor der innern Zusammengehörigkeit der Dinge, die ebenso gut in der Scheu vor der Zersplitterung eines mit dem ganzen Leben verwachsenen Besitzes, eines theuren Andenkens, als in der mystischen Achtung vor dem vollen Dutzend sich ausspricht.

Ich möchte endlich die Behauptung wagen, daß für das weibliche Gemüth die Wahrheit überhaupt einen andern Sinn hat, als für den männlichen Geist. Den Frauen ist alles Das wahr, was durch die vernünftige Bedeutung gerechtfertigt wird, mit der es sich in das Ganze der übrigen Welt und ihrer Verhältnisse einfügt; es kommt weniger darauf an, ob es zugleich reell ist. Sie neigen deshalb zwar nicht zur Lüge, aber zum Schein, und es liegt ihnen nicht daran, ob irgend etwas, was in einer bestimmten ihnen werth gewordenen Beziehung den verlangten Dienst

des Scheines thut, auch in andere Beziehungen verfolgt, sich als ein solches ausweisen würde, dem mit Recht so zu scheinen gebührt. Selbst etwas scheinen zu wollen, ohne es zu sein, ist allerdings ein gemeinsames menschliches Gebrechen; aber von dem wenigstens, was er besitzt, pflegt der Mann Solidität und Echtheit zu verlangen; Frauen dagegen haben eine sehr ausgedehnte Vorliebe für Surrogate. Mit diesen Neigungen sind sie wissenschaftlichen Bestrebungen nicht zugänglich, und ihre Gedanken haben einen künstlerischen, anschauenden Gang. So wie der Dichter nicht durch Analyse und Berechnung Charaktere schafft, sondern deren Wahrheit daran prüft, daß er selbst ohne das Gefühl künstlicher Selbstverdrehung ihre ganze Weise in seinem eignen Gemüth nachzuerleben vermag, so liebt die weibliche Phantasie sich unmittelbar in die Dinge hinein zu versetzen, und sobald sie eine Vorstellung davon erreicht, wie dem, was da ist, sich bewegt und entwickelt, in seinem Sein, seiner Bewegung und Entwicklung wohl zu Muth sein möge, glaubt sie ein volles Verständniß zu besitzen. Daß eben die Möglichkeit, wie dies Alles so sein und geschehen könne, selbst noch ein wissenschaftliches Räthsel einschließt, ist den Frauen schwer begreiflich zu machen. Man bemerkt leicht, wie große Güter des Lebens, wie die Sicherheit des religiösen Glaubens und der Friede des sittlichen Gefühles hiermit zusammenhängen; aber auch in kleinen und unscheinbaren Zügen findet man dies Uebergewicht des lebendigen Taktes über die wissenschaftliche Zergliederung. Tausende von zierlichen technischen Handgriffen wenden die Frauen bei ihren täglichen Arbeiten an; aber was sie geschickt ausführen, wissen sie kaum zu beschreiben, sie können es nur zeigen. Die analysirende Reflexion auf ihre Bewegungen liegt ihnen so wenig nahe, daß man ohne Gefahr großes Irrthumes behaupten kann, Worte wie rechts, links, quer, „überwendlich" bedeuten in der Sprache der Frauen gar keine mathematischen Relationen, sondern gewisse eigenthümliche Gefühle, die man hat, wenn man im Arbeiten diesen Beziehungen folgt.

Aber ich komme doch in die Gefahr, Unerschöpfliches erschöpfen zu wollen; ich muß sie um so mehr vermeiden, als die Betrachtung der concreten Lebensverhältnisse uns überall auf den Antheil zurückführen wird, den beide Geschlechter an ihrer Gestaltung und ihrem Genusse nehmen. Die kurze Erwähnung der Schranken, die jedem von ihnen seine eigenthümliche Anlage setzt, kann uns indessen in einer Vorüberlegung der abweichenden Entwicklungen leiten, die wir aus dem nationalen Naturell der verschiedenen Stämme und Racen entspringen sehen. Selbst innerhalb eines und desselben Volkes finden wir neben den körperlichen auch geistige Eigenthümlichkeiten, die nicht dem allgemeinen Stammcharakter angehören, oft mit großer Beständigkeit durch mehrere Generationen fortgepflanzt; am häufigsten die Talente für Künste, die sich in anschaulichen Combinationen vieler Elemente bewegen. Die Beispiele der Vererbung mathematischer, musikalischer, malerischer und technischer Anlagen sind nicht selten, und ihnen schließen sich zunächst die Uebertragungen der gleichen Temperamente an, in denen wir ebenfalls allgemeine formelle Eigenthümlichkeiten des innern Lebens erkannten. Mit Ueberraschung sehen die Aeltern häufig dieselben Fehler, dieselben kleinen Gewohnheiten, deren sie sich selber bewußt sind, in den Kindern sich wiederholen; und wenn allerdings in dem civilisirten Leben, das so verschiedenartig ausgebildete Charaktere zu neuen Familien vereinigt, die Beispiele des Gegentheils eben so häufig sind, oder wenn wir wenigstens das Naturell des Kindes oft auf keine Mischung der älterlichen Anlagen zurückzuführen vermögen, so ist dagegen in uncultivirten Stämmen eine größere Beständigkeit dieser Uebertragung nicht nur zu erwarten, sondern die Erfahrung bestätigt diese Erwartung.

Man kann die nationalen Unterschiede gebildeter Völker auf die übermächtige und das ganze Leben von seinem Anfang an durchdringende Einwirkung ihrer eigenthümlichen Bildungsverhältnisse, die zu großem Theil von geographischer Lage und geschichtlichem Zufall abhängig sind, zurückzuschieben versuchen; aber man wird dadurch den allgemeinen Eindruck nicht aufheben, den uns

die Beobachtung macht, und der für eine ursprüngliche oder doch wenigstens jetzt jedem neu geborenen Leben, auch abgesehen von seiner spätern Berührung mit der nationalen Bildungssphäre, unausbleiblich mitgetheilte Stammcharakteristik spricht. Es würde nutzlos sein, diese Erscheinung erklären zu wollen, da noch so viele Meinungsverschiedenheit der Beobachter über den Umfang herrscht, in welchem sie stattfindet. Wir können nicht endgiltig darüber entscheiden wollen, ob alle Racen zu gleicher Bildungshöhe befähigt sind, aber wir finden, daß auch die bevorzugtesten Nationen sich an der Entwicklung der Humanität mit ungleichen Antheilen und in eigenthümlichen Formen betheiligen, und daß innerhalb desselben Volkes die Energie und Regsamkeit des geistigen Lebens den Einzelnen in sehr verschiedenen Maßen verliehen ist; wir haben endlich allen Grund zu dem Glauben, daß die Verwilderung, in welcher wir die farbigen Menschenracen antreffen, kein von ihrem Naturell durchaus unabtrennbarer Zustand ist. Aus diesen Betrachtungen entlehnen wir zunächst die Meinung, daß alle ursprüngliche Verschiedenheit der Begabung leugnen zu wollen, ein überflüssiges Unternehmen ist, denn sie kehrt unerbittlich bei den Einzelnen doch wieder, wenn wir sie von den großen Abtheilungen des menschlichen Geschlechts verneint haben; und sie kann als eine angeborne Schranke den letzteren doch nicht schwerer zu tragen sein, als jenen. Nur darauf würde es ankommen, ob allen Arten der Menschen wenigstens in so weit gleichartige Fähigkeiten zukommen, als sie nöthig sind, um alle zu dem Genusse der sittlichen Güter der Humanität zu führen und sie zu einer zusammenhängenden Menschheit zu vereinigen. Es ist nicht unsere Absicht, diese Frage, die der Philosophie der Geschichte vorliegt, hier zu beantworten; aber eine Vorbereitung zur Antwort wird in der Ueberlegung der Art liegen, auf welche überhaupt durch die erziehende Einwirkung der Natur und der geselligen Verhältnisse das angeborne Naturell der Menschen zur Erzeugung der wesentlichen Güter des Lebens angeregt wird.

Drittes Kapitel.

Die Sitten und Gebräuche.

Gewissen und sittlicher Geschmack. — Unzuverlässigkeit des natürlichen Gemüthslebens. — Die Speisen. — Menschenfresserei. — Grausamkeit und Blutdurst. — Reinlichkeit des Körpers und des Seelenlebens. — Schamhaftigkeit. — Naturhaß und Natursucht. — Realismus der schönen Persönlichkeit und Idealismus der Arbeit. — Umgangssitten. —

Als wir in dem menschlichen Geiste nach dem fruchtbaren Keime seiner sittlichen Entwicklung suchten, glaubten wir nicht, in ihm eine ausführliche Offenbarung anzutreffen, die ihn unmittelbar befähigte, die Verhältnisse des Lebens, ja selbst sein gewöhnlichstes Benehmen mit den wahrhaften Geboten einer sittlichen Ordnung in Uebereinstimmung zu setzen. Verbürgt doch selbst in einem ausgebildeten Bewußtsein das lebhafte Durchdrungensein von dem Werthe eines Ideals keineswegs zugleich das nöthige Feingefühl jener Urtheilskraft, welche die Beispiele wahrhafter Verwirklichung desselben von unechtem Scheine scheiden soll, oder die schöpferische Phantasie, die das im Allgemeinen wohlerkannte Vorbild ohne Verzeichnung und Mißgriff unter den Bedingungen eines besondern Falles der Anwendung zur Geltung zu bringen verstände. Mancher von dem Höchsten tiefbewegte Geist, dem doch seine Zeit keine künstlerisch vollendete Ausprägung seines Urbildes darbot, hat gemeint, es schon verwirklicht zu finden in Gestaltungen, über deren Kümmerlichkeit eine spätere entwickeltere Zeit erstaunt. Genöthigt, seine Sehnsucht an dem zu stillen, was es besitzt, überschätzt das Gemüth leicht die dürftigen Linien, auf deren Magerkeit es die Wärme seines Gefühls überträgt, und dadurch gewöhnt, den Willen für die That zu nehmen, wird es unempfänglich, ängstlich und widerspenstig der reicheren Schönheit

gegenüber, die nun wirklich die That ist, und die, falls sie ihm nur verständlich wäre, seine Bedürfnisse weit wirksamer befriedigen würde. Es verhält sich sehr ähnlich mit der moralischen Entwicklung. Wohl dürfen wir dem menschlichen Geiste als einen ursprünglichen Besitz allgemeine Vorstellungen von einem Rechte zueignen, das da sein soll; aber der sittliche Takt, der uns befähigt, in jedem einzelnen Falle die bestimmte Form zu finden, in der dieses Recht verwirklicht sein will, ist entschieden ein Erzeugniß der fortschreitenden Bildung und wird keineswegs vollständig und hinreichend, sondern nur äußerst unvollkommen und fragmentarisch durch einzelne glückliche Züge des angeborenen Naturells ersetzt.

Man wird dies selbstverständlich finden in Bezug auf alle jene größeren menschlichen Ordnungen, welche, wie der Staat und die bürgerliche Gesellschaft, ihren künstlichen Aufbau auf die nur im Leben selbst zu erwerbende und nur allmählich zu vervollkommnende Kenntniß der tausendfältigen Beziehungen stützen müssen, durch welche die Glieder einer Gemeinschaft unter einander und mit den gemeinsamen äußern Lebensbedingungen verbunden sind. Aber da, wo noch ohne Rücksicht auf so vielverwickelte Verhältnisse der Mensch dem Menschen, oder allein mit sich der äußern Natur gegenübersteht, da sollte man sein Benehmen unzweideutiger durch die angeborene Stimme des Gewissens geleitet vermuthen, die ihm nicht nur die innere moralische Gesinnung, sondern auch entsprechende Sitten und Gebräuche als natürlichen Ausdruck derselben vorschreiben werde. Die Vergleichung menschlicher Lebensweisen lehrt jedoch auch hiervon das Gegentheil. Was dem Menschen zu thun und zu lassen zieme, wie ihm wohlanstehe, seine Umgebungen und sein geselliges Wechselwirken einzurichten, was er zu achten und zu scheuen habe, und was ihm gegenüber in der That rechtlos und ohne eigne Geltung sei, wie er endlich alle Bestandtheile seiner Einrichtungen und alle Einzelheiten seines Thuns zu einem harmonischen Lebensganzen verschmelzen müsse: das lernen wir erst in einem langen Bildungslaufe und lernen es nie ganz aus. Die Naturgüte des menschlichen Geschlechtes

dagegen ist weit entfernt, aus dem Stegreif zu dieser moralischen Entwicklung zu führen.

Wohl mag manche unbefangene Sitte noch naturwüchsiger Völker zu ihren Gunsten von den Verbildungen unserer Civilisation abstechen, wohl mag das naive Hervortreten einzelner schönen Seiten ihres Naturells uns reizend anmuthen: neben diesen einzelnen Lichtern pflegt doch um so tieferer Schatten zu liegen, und der allgemeine Charakter dieses naturalistischen Lebens und jedes Naturvolkes ist die Unstetigkeit, die Zusammenhangslosigkeit und die unberechenbare Inconsequenz, mit welcher neben den liebenswürdigen Aeußerungen einzelner sittlichen Gefühle die unerwartetsten Verkehrtheiten und unmenschliche Frevel gleich üppig aufwuchern. Uns imponiren an den Naturzuständen der Menschheit einige Vorzüge, welche die Civilisation allerdings meistens, obwohl nirgends ganz unvermeidlich für höhere Zwecke aufgeopfert hat, und wir sehnen uns in die Einfachheit jenes Lebens zurück, indem wir vergessen, daß doch nur die Bildung es ist, die unsere Empfänglichkeit für dies Leben als für einen anmuthigen Contrast zu unseren Mißständen schärft, und daß in jener Anmuth des Daseins zugleich eine Armuth liegt, die eine große Menge der höchsten Güter weder kennt, noch erzeugen kann. Wir geben uns eben hier nur zu leicht derselben Muthlosigkeit gefangen, die uns so oft aus der Verwicklung großer und nicht völlig gelingender Unternehmungen, anstatt dennoch vorwärts zu treiben, lieber rückwärts zieht, um uns an dem reinlichen Gelingen unbedeutenderer Werke zu erbauen. Eine kleine Herde zu zählen ist leicht; und wer es vermeidet, sich auf das hohe Meer zu begeben und den tausend widerstreitenden Anforderungen eines geistig durch und durch bewegten civilisirten Lebens gerecht zu werden, der kann leicht ein Idyll aufführen, auf dem einen Moment lang das Auge mit Wohlgefallen ruht, um sich bald gelangweilt von ihm abzuwenden. Glückliches Klima, ererbte Vortrefflichkeit der körperlichen Organisation und Mangel ernster Arbeit entwickeln bei Menschen, ebenso wie es den Thieren geschieht, ohne jedes tiefere Seelenleben

alle Schönheit und Gelenkigkeit der Gestalt und die natürliche Grazie des Benehmens; Wohlwollen und Gutmüthigkeit, die wir gern zu den angeborenen Neigungen des Menschen rechnen, mögen leicht, wo einfache Verhältnisse keine Veranlassung zu dauernden und tiefwurzelnden Zerwürfnissen geben, das Dasein erheitern und durch manchen Zug geselligen Zartgefühls verschönern; aber an die Uebersicht des ganzen menschlichen Lebens nicht gewöhnt, seiner Bedeutung unkundig und der Ziele, die ihm gesteckt sind, findet diese Natürlichkeit des Gemüthes noch zu viel leere Stellen in unserer Existenz, zu viele Punkte, über die gar nichts sittlich festzustehen, zu viele Verhältnisse, die ganz gleichgiltig so und auch anders bestimmbar scheinen, und die dann nach dem zufälligen Anstoß, den Temperament und äußere Gelegenheit geben, oft im schreiendsten Widerspruch mit jenen vielverheißenden schönen Einzelheiten zu völliger Unmenschlichkeit und Barbarei verbildet werden.

Diese sittliche Unzuverlässigkeit ist keineswegs allein den Naturzuständen uncivilisirter Völker eigenthümlich. Auch in der Mitte unserer Cultur wird nicht nur viel böse Gesinnung durch den beständigen allseitigen Druck niedergehalten, den die Autorität der einmal anerkannten öffentlichen Institutionen ausübt, sondern auch die Beschränktheit der sittlichen Einsicht, der Mangel an zartfühlendem Verständniß für alle die Verzweigungen, mit welchen das sittliche Ideal jedes einfachste Lebensverhältniß zu durchdringen bestimmt ist, diese ganze Barbarei des subjectiven Naturells noch ohne Bosheit der Gesinnung würde auch unter uns in jedem Augenblicke verwirrend hervorbrechen können, wenn nicht die Ueberlieferung der Jahrhunderte in Wissenschaft, Kunst, Rechtsbildung und Religion große objective geistige Gewalten bewahrt und gereift hätte. Diese sind es, welche den edleren Gemüthern den Zusammenhang aller heiligen Güter der Humanität, den der Einzelne aus eigner Kraft nicht finden würde, erkennen helfen, während sie die unedlen Herzen als eine Sammlung unverstandener aber einmal in Kraft befindlicher Satzungen in Schranken halten. Und endlich, dieses ganze weitläufige Gebäude menschlicher Gesit-

tung ist zu keiner Zeit vollendet noch in allen seinen Theilen gleichmäßig ausgebaut. Es gibt überall noch Gegenden des Lebens, die einer durchdringenden sittlichen Cultur fähig sein möchten, und die doch auch uns noch als freie und gesetzlose, dem individuellen Belieben des subjectiven Temperaments anheimgegebene erscheinen; es gibt andere Punkte, in denen sich Gewohnheiten, die in der That gleichgiltig sind, mit dem Anscheine schlechthin unüberschreitbarer Gebote, manchem Fortschritt zum Nachtheil, festgesetzt haben; es fehlt endlich dem Ganzen unserer Sitte, und diesen Mangel wird sie nie völlig überwinden, noch auch überwinden sollen, an einer unzweideutigen theoretischen Einsicht in die Gründe der verpflichtenden Geltung ihrer Forderungen, einer Einsicht, welche im Stande wäre, den Glauben an die Würde der sittlichen Institutionen jedem Wechsel der Stimmung und dadurch dem Skepticismus zu entziehen, welchen in uns die Leidenschaften und große Störungen unserer Lebensschicksale nur zu leicht erwecken.

Wenn wir behaupten, daß dieser Mangel nicht völlig überwunden werden soll, so meinen wir damit nur dies, daß es nicht im Interesse der sittlichen Bildung sein würde, wenn die verpflichtende Wahrheit jedes einzelnen sittlichen Gebotes und der unlösbare Zusammenhang aller dem Verstande des Einzelnen mit der theoretischen Sicherheit eines Rechenexempels vorläge, und wenn nicht eben die lebendige gläubige That und Anstrengung des einzelnen Herzens dazu gehörte, sich durch den Kampf des Lebens diese Klarheit der umfassenden sittlichen Anschauung zu erobern. Wie überall die offen gelassene Möglichkeit des Bösen eine Bedingung für die werthvolle Verwirklichung des Guten ist, so läßt auch diese Eigenthümlichkeit der Gesittung dem Rückfall sowohl als dem ursprünglichen Abweg in Barbarei offene Wege. Die Würde irgend einer sittlichen Gewohnheit oder Einrichtung ist sehr selten überzeugend nachzuweisen, sobald man sie isolirt und nicht in ihrem Zusammenhang mit der ganzen durchgeistigten Bedeutung des menschlichen Lebens betrachtet; mit tausend Wurzeln

in dieses Ganze verflochten, pflegt sie eines kurzen syllogistischen Beweises, der nicht endlos seine eigenen Voraussetzungen wieder zu beweisen nöthig hätte, meistens ganz unfähig zu sein. Und eben deswegen ist jedes sittliche Gebot nicht nur der zerstörenden Sophistik blosgestellt, die Alles, was unserem gebildeten Gefühle als Greuel erscheint, durch Losreißung von seinen Beziehungen zu dem Ganzen unsers Lebens in lauter harmlosen Thatbestand zu verwandeln weiß, sondern es begreift sich auch, wie wenig die ungebildete Reflexion eines so genannten Naturzustandes der Menschheit es vermeiden kann, neben dem Guten, wozu ein glückliches Temperament anleitet, auch Verkehrtes und Barbarisches mit zu entwickeln.

Es ist nicht ohne Interesse, sich einiger Beispiele des erwachenden sittlichen Geschmackes zu erinnern, mit welchem der Mensch sich allmählich dem unmittelbaren Naturinstinct zu entwinden sucht, sowie der Fehltritte, denen seine Reflexion dabei ausgesetzt ist. Beginnen wir von den leiblichen Bedürfnissen, die zuerst zum Handeln und zum Erfinden einfacher Gebräuche auffordern, so bemerken wir, daß gegen den Genuß von Pflanzenspeisen nie ein Volk ein sittliches Bedenken gehegt hat. Der vegetabilische Lebensprozeß ist dem unseren so unähnlich, daß die reifenden Früchte ganz ausdrücklich als benutzbare an sich rechtlose Mittel erschienen, gleichweit von der unbrauchbaren Härte der unorganischen Stoffe wie von der thierischen Lebendigkeit entfernt, die unser Verlangen durch ein natürliches Grauen einschüchtert. Der fromme Einsiedler, der sich von Wurzeln und Früchten und höchstens von dem Honig nährt, den die thierische Regsamkeit zwar bildete, aber als unlebendiges Erzeugniß zurückließ, die Völker ferner, die in ursprünglicher Unschuld ihr Leben durch die Geschenke des Brotbaumes und der Palmen fristen, sind unserer Phantasie vertraute und in sich harmonische Bilder. Aber die beginnende Civilisation schämt sich doch bald selbst dieser harmlosen unmittel-

baren Benutzung der Natur; es scheint ihr nicht recht wohlanständig, so frischweg von der Hand in den Mund zu leben; und wenn sie nichts weiter thut, so sammelt sie doch wenigstens die Früchte des Baumes und des Feldes vorher, ehe sie dieselben verbraucht, und speichert sie auf. Es ist, als wenn schon der Zeitverlauf zwischen dem Augenblicke, da die Natur sie reifte, und dem andern, da wir sie genießen, ihren Zusammenhang mit der Außenwelt lockerte, oder als wenn sie durch den Zeitraum, in welchem wir sie besessen haben, bereits mehr unserem eigenen Wesen assimilirt wären. Aber selten bleiben wir dabei stehen; die Erfindungen der Kochkunst mögen zum größeren Theile wohl der Steigerung der sinnlichen Lust dienen, aber ein anderes versteckteres Motiv ihrer Geschäftigkeit liegt gewiß in dem dunkeln Triebe, die unmittelbare Naturgestalt, die Rohform der Nahrungsmittel zu zerstören, und sie, so weit es angeht, vor dem Genusse in Erzeugnisse unserer eigenen Phantasie zu verwandeln. Man würde mit Unrecht dagegen das Vergnügen einwerfen, das wir darin finden, mitten aus der ceremoniösen Anständigkeit unseres cilisirten Lebens heraus selbst einmal auf die Bäume zu steigen und die Früchte vom Aste zu essen; eben die Sicherheit des gebildeten Lebensgefühls macht es uns erfreulich, uns auf einen Augenblick dessen zu entäußern, was wir immer wieder finden können, und uns unseres sinnlichen Wesens und seines Zusammenhanges mit der Natur auf einen Moment mit Behagen bewußt zu werden. Man fühlt dies leicht, wenn man sich den Eindruck denkt, den es machen würde, wenn der nachdenkliche Mensch täglich zur Mahlzeit auf das Feld ginge, um die Rübe da sogleich zu verzehren, wo er sie aus dem Boden gezogen hat.

Ueber die Rechtmäßigkeit und Schicklichkeit thierischer Nahrung hat dagegen fast jede beginnende Civilisation ihre Bedenklichkeiten gehabt. Leichname des Lebendigen zu verzehren hält ein so tiefes Grauen den Menschen zurück, daß er stets viel eher die absichtliche Tödtung der Thiere auf sich genommen hat, die ihm zu großem Theil durch die Aufregung der Selbsterhaltung gegen

ihren Angriff erleichtert wurde. Aber in der Auswahl dessen selbst, was wir zur Nahrung benutzen, hat ein unzweifelhaft sittlicher Geschmack allmählich Grenzen gezogen, deren Werth und Bedeutung sich schwer auf bestimmte Begriffe bringen läßt. Culturvölker verwenden zur Speise fast ausschließlich Wirbelthiere, und selbst unter diesen sind die Amphibien wenigstens niemals eine allgemein übliche Speise geworden; unter den wirbellosen dagegen sind nur sehr vereinzelte Beispiele, wie die Krebse und Austern, als Gerichte anzuführen, die man in ihrer natürlichen Form zu verspeisen sich getraut, während andere, wie Schnecken, nur als unsichtbare Zusammensetzungsbestandtheile anderer Zubereitungen geduldet werden. Dem doctrinären Verstande ist es sehr leicht zu zeigen, daß im Grunde Fleisch Fleisch ist, wenn ihm nicht vielleicht der noch größere Fund gelingt, nachzuweisen, daß in der That unser natürlicher Appetit nur so weit reicht, als im Thierreich die eiweißartigen Stoffe reichen, und daß er da aufhört, wo in niederen Klassen diese Stoffe durch fremdartigere, anders zusammengesetzte vertreten werden; — aber der unbefangene Geschmack des gebildeten Menschen wird gegen alles Räsonnement hartnäckig dabei bleiben, daß zwischen den verschiedenen Geschöpfen allerdings ein Unterschied der Reinheit und Unreinheit bestehe. Insecten und Würmer, Blutigel, Maden und Ungeziefer zu essen wird stets für einen Zug scheußlicher Barbarei gelten, wie groß auch der Nährungswerth dieser Speisen gefunden werden möchte.

Theils ist es die Formlosigkeit dieser doch lebendigen Massen, was uns anwidert, theils manche unangenehmen äußeren Eigenschaften, wie die der schlüpferigen Kälte, theils stört uns die Fremdartigkeit ihrer Gestalt und selbst ihre Kleinheit; denn wenn wir auch thierische Stoffe, massenhaftere Stücke von Fleisch genießen mögen, so hat es doch etwas Abschreckendes, ganze Organismen mit allen Apparaten ihrer Lebendigkeit, überhaupt etwas unzergliederbar Mannigfaches zu verspeisen. So werden wir durch einen natürlichen Instinct zur Verzehrung der höheren Thierklassen gedrängt, deren Organisation der unseren näher steht.

Wie bedenklich dieser Fingerzeig für sich sein würde, brauche ich nicht besonders hervorzuheben; seine logische Consequenz ist offenbar Menschenfresserei. Und in der That ist kaum zu bezweifeln, daß der paradiesische Naturzustand der Menschheit häufig genug diese Consequenz in aller Harmlosigkeit gezogen hat, ohne darin etwas Arges zu sehen, ja selbst bei eintretender Besinnung durchaus nicht um Vorwände verlegen, die einem Gebrauche, in welchem für unser Gefühl das Aeußerste aller unmenschlichen Barbarei liegt, einen Anschein zartfühlender Rücksicht geben sollten. Welches Loos könnte den organischen Resten geliebter Personen schicklicher widerfahren, als ohne den traurigen Rückfall in Verwesung sogleich im Fleisch und Blut ihrer Nachkommen wirksam fortzuleben? Während die Hand vielleicht mit den weißen Knöchelchen des verzehrten Freundes spielt, kann immerhin das Gemüth sich zärtlich in sein Andenken vertiefen und verwundert aufhorchen, wenn der civilisirte Fremdling bei dieser Begehung schaudert. Man wird einwerfen, daß auch die Menschenfresserei vor Leichen Abscheu hat, und daß also überall im Grunde der Mord dem Genusse vorangeht. Aber was könnte den Naturmenschen ernstlich zurückhalten, entweder seine Feinde zu tödten, oder selbst seine Umgebung, die er sonst ganz lieb hat? Man muß sich erinnern, wie uns selbst das gemästete Zuchtthier ans Herz wächst, und wie wir, ohne bemerklichen sittlichen Widerspruch zu fühlen, es Abends noch einmal liebkosen, um es Morgens zu schlachten. Es verträgt sich auch in unserem Gemüthe noch zu viel Widersprechendes mit einander, als daß wir zu maßlosem Erstaunen Grund hätten, wenn wir hören, daß wilde Völkerschaften ihre alternden Eltern einladen, sich zu tödten und verzehren zu lassen, oder wenn wir hinter der süßen Naturgrazie und der Liebenswürdigkeit in dem Benehmen oceanischer Insulaner das Verlangen nach Menschenfleisch hervorschielen sehen.

Wenn man bedenkt, wie leicht es einem gewandten Verstande fallen würde, ganze Reihen sehr scheinbarer und schwer geradezu zu widerlegender Gründe vorzubringen, die so abscheuliche Gewohn=

heiten theoretisch rechtfertigten, so wird man um so mehr inne, welche sittliche That die Cultur schon durch das bloße Festhalten ihrer entgegengesetzten Ueberzeugung und durch ihr unbekümmertes energisches Abwenden von dieser Sophistik vollzieht. Die eigenen positiven Gründe ihres Glaubens würde sie schwer entwickeln, denn sie liegen nicht wie einzelne leicht aufzulesende Sätze auf der Oberfläche unserer Bildung, sondern sind aufs tiefste mit dem Ganzen unserer Weltansicht verbunden. Je höher unsere Einsicht in die Bestimmung des menschlichen Lebens steigt, um so heiliger wird uns jedes individuelle menschliche Dasein, um so unbedingter versagen wir es uns, über seinen relativen Werth irgend eine maßgebende Bestimmung zu treffen, etwa nach unserem Ermessen abzurtheilen zu wollen, ob es seine Aufgabe bereits erfüllt, sein Gutes genossen habe, und nun als rechtloses physisches Material beliebiger Vernichtung anheimgegeben werden dürfe; um so unerträglicher endlich wird unserem Gefühl gerade der Gedanke, daß der Leib, der einem persönlichen Geiste als seine unvergleichbar eigenthümliche Hülle diente, durch andere Kräfte, als die der allgemeinen Natur, die ihn bildete, wieder aufgelöst werden solle, oder daß seine Substanz wie ein gleichgiltiges Ersatzmittel der thierischen Lebendigkeit anderer zu Gute komme. Ueber das Bild der menschlichen Persönlichkeit soll in der Sinnesart der Civilisation jenes Tabu gesprochen sein, das die Verkehrtheit des Naturzustandes zuweilen auf äußere Gegenstände legt, und überall, wo unser Handeln von diesem Grundgefühl nicht durchdrungen ist, wo der Mechanismus unserer Verwaltung die Individuen noch wie Sachen behandelt, leidet auch unsere Bildung noch an einem Reste der Barbarei, deren Princip sie nur im Ganzen überwunden hat.

Daß diese Ueberwindung nicht leicht gewesen und daß sie nicht vollständig ist, daß mit einer bedeutenden Höhe ansprechender Cultur doch ein blutiger Hintergrund bald natürlich wilder bald doctrinär kalter Grausamkeit nicht unvereinbar ist, davon überzeugen uns Blicke auf die verschiedensten Zeiträume der Geschichte. Ein Hang zur Thierquälerei ist sehr häufig Kindern eigen; der

Indianer Nordamerikas geht, erzählt man, an keinem Vogelnest vorüber, ohne es zu zerstören; in Naturvölkern verbindet sich der physische Muth sowohl, den sie mit den Thieren theilen, als mancher Zug schwächlicher Wollust oft mit überlegter Grausamkeit, und wenn auch Blutdurst nicht ein Grundzug der menschlichen Natur ist, so ist wenigstens die Scheu vor Blut gar nicht in dem Maß, als manche optimistische Ansicht meint, ihr eingepflanzt. Die Blutrache finden wir am Anfange fast jeder Civilisation, und eben daß sie als Gebrauch, als systematisirte Pflicht auftritt, lehrt uns, daß ein schon geordnetes Gemeinwesen diesen wilden Trieb der Rache aus dem Naturzustande herübergenommen und ihn nicht hat bewältigen können. Ich will nur kurz der ostindischen Thugs und der Assassinen erwähnen, denn dem mystischen Fanatismus trauen wir am leichtesten selbst in der Mitte einer sonst weit fortgeschrittenen Cultur die völlige Verdunkelung der Humanität zu. Aber in den lichtesten Zeiten des griechischen und römischen Alterthums finden wir auf das unbefangenste die Aussetzung schwächlicher Kinder in einer idealen Staatstheorie empfohlen, und in der Praxis des Lebens die Greuel der Sklaverei; nicht unterstützt durch die Verachtung, welche jetzt dem weißen Herrn die schwarze Haut der für thierischer gehaltenen Race einflößt, sondern über Menschen desselben Stammes verhängt, an systematischer kalter Grausamkeit weit reicher, und an leidenschaftlicher schwerlich ärmer, als die Sklaverei der Gegenwart. Das alles freilich umgeben von einer lächelnden Kunstwelt und von der Glorie eines großen Weltstaates.

Aber wir brauchen nicht in entfernte Jahrhunderte zurückzugehen, um zu suchen, was uns nahe liegt. Ich meine freilich nicht das Uebel des Krieges an sich, das zu allen Zeiten wieder aufflammt, und das durch Olivenblätter des Friedens zu beschwören eine eitle Hoffnung sein wird. Wenn eine hohe Civilisation zu diesem letzten Mittel schreitet, so wird sie doch zur zeitweiligen Entfesselung der tödtenden Kräfte nicht durch die Lust am Greuel bewogen, sondern sie bekennt, daß die Verwickelung

der Lage zu groß ist, um sie befriedigend durch die vorhandene menschliche Gesammtweisheit zu lösen. Niemand wird freilich leugnen, daß die Lösung trotz dieses Bekenntnisses häufig leicht zu finden wäre; aber eben dies, daß die richtige Ansicht nicht überall sich Geltung und Verwirklichung verschaffen kann, gehört mit zu den unvermeidlichen Mängeln aller menschlichen Civilisation, die jenes Geständniß zugibt. So greift man denn zu der äußersten Auskunft, die Gesetze der Humanität augenblicklich zu suspendiren und der Kraft die Entscheidung zu übertragen, die der Einsicht unmöglich fällt; aber doch ist jene Suspension nur partiell, und überall werden wenigstens die Formen des Verkehrs als heilig angesehen, die dazu dienen, in jedem Augenblick die Rückkehr aus dem gewaltsamen Zustande in friedliches Verständniß zu ermöglichen. Wie beklagenswerth es daher immer sein mag, diese Appellation der Cultur an die Gewalt immer wiederkehren zu sehen, so finden wir doch in ihr selbst noch das Gedächtniß des Gutes, zu dem sie wieder zurückführen soll; aber von dem Fortwirken einer barbarischen Weltanschauung mitten in der Civilisation geben die Vorschläge Zeugniß, die wir noch in unserer Zeit unbefangen gemacht sehen: die Aufforderung zu Vernichtungskriegen, die Ermahnung zum Meuchelmord, die Aufreizungen, über das Bedürfniß der Vertheidigung und der Rechtswiederherstellung hinaus zu ungemessener Blutrache fortzustürmen.

Kehren wir jedoch zu den einfachen Erscheinungen zurück, in denen die beginnende Bildung die allmähliche Steigerung des menschlichen Selbstgefühls verräth. Die Grenzen des eignen Körpers von allem Anhängen der fremden Außenwelt zu befreien, dieser Trieb der Reinlichkeit bezeichnet überall den Anfang der Cultur oder doch ein glückliches Naturell, das ihrer Gründung günstig zu sein verspricht. Im Ganzen kann man jedoch kaum behaupten, daß Reinlichkeit dem menschlichen Geschlecht in höherem Maße als den Thieren angeboren sei; sie findet sich von selbst

wohl bei Völkern ein, die eine oceanische Umgebung zu häufiger Lust des Badens einlädt; aber wo diese Begünstigung fehlt, sehen wir nicht nur die Naturvölker in Schmutz versinken, sondern auch bei Nationen, die Anspruch darauf haben, der civilisirten Welt zugezählt zu werden, verträgt sich Schmutz sehr wohl theils mit einer weichlichen Gutmüthigkeit, theils mit lebhaftem ästhetischen Geschmack für die Schönheit äußerer Formen und Bewegungen; unerträglich wird er nur den Culturvölkern, die vor Allem in ihrem Innern, in dem System ihrer Gedanken, ihrer Gefühle und Bestrebungen Ordnung und Consequenz suchen. Genialität sowohl als Wohlwollen haben in jeder Hinsicht eine wunderbare Verträglichkeit mit Schmutz und Liederlichkeit; Nationen dagegen, die weniger durch dieses Naturell sich auszeichnen, desto mehr aber in sich vollendete Charaktere erzeugen, werden an ihrem Körper dieselbe Sauberkeit und formelle Strenge lieben, die sie ihren Unternehmungen und ihren Lebensumgebungen mittheilen.

Ich glaube mehr als eine gesuchte Analogie auszusprechen, wenn ich mit dieser äußerlichen Tugend die innerliche der Wahrhaftigkeit sogleich zusammen erwähne. Der Werth der Wahrheit und die völlige Unmöglichkeit, mit lauter Lügen noch einen menschlichen Verkehr zu unterhalten, drängt sich auch dem rohesten Naturzustand so sehr auf, daß überall die Lüge wenigstens in gewissen Verhältnissen, in denen man auf Wahrheit rechnet, für den Keim alles Bösen gegolten hat. Allein mit der Anerkennung des Werthes der Wahrheit ist der Trieb sie zu sprechen gar nicht unmittelbar verbunden, und sich selbst erscheint der Lügner doch erst in der gebildeten Gesellschaft verdammlich, während das Leben der Naturvölker in vieler Hinsicht auf Hinterlist und auf technische Ausbildung der Heuchelei gestellt ist. Man kann dabei die Bemerkung machen, daß es einem sittlich gebildeten Gemüthe besonders schwer fällt, eine einzelne Lüge aus dem Stegreif zu irgend einem einzelnen momentanen Zwecke zu machen; man fühlt sich durch sie gar zu deutlich aus der Consequenz seiner Persönlichkeit herausgerissen und ist sich bewußt, daß man sich selbst verleugnet; da=

gegen ist es viel leichter, sofort das consequente Lügen zur Maxime seines Handelns zu machen; man fühlt sich dann wieder als eine compacte Persönlichkeit, in welcher Methode ist. Im Grunde kommt dasselbe in Bezug auf andere sittliche Verhältnisse vor; man scheut sich mehr, ein einzelnes Gesetz der geselligen Ordnung zu brechen, während man die andern noch anerkennt und durch diese Anerkennung sein eignes Thun verurtheilt; dagegen ist es um etwas leichter, sich in Opposition zu der ganzen geselligen Ordnung zu setzen, und als ein aus dem Ganzen geschnitztes Ungeheuer sie zu bekämpfen. Mißleitet auf das äußerste, drückt sich doch in diesen Vorgängen der Trieb der Persönlichkeit aus, nicht zum Theil von fremden Bedingungen abzuhängen, sondern sich die Basis ihres Handelns in völliger Uebereinstimmung mit sich selbst, principmäßig, festzustellen.

Um diese doch immer seltenen Fälle bewußter, großartiger und systematischer Unwahrheit gruppirt sich die unglaubliche Masse kleinlicher, unzusammenhängender Lügenhaftigkeit, die in den verschiedensten Formen alle Schichten der civilisirten Gesellschaft durchdringt und bei der ich weit weniger an den gewöhnlichen Begriff der Lüge, als an jene allgemeine Unreinlichkeit und Unwahrheit des innern Lebens denke, die in Naturzuständen der Menschheit das regelmäßige, durch schönen Schein unvollkommen verdeckte Vorkommen ist. Dem sittlich durchgebildeten Charakter ist jede unentschiedene Verwickelung der Verhältnisse, jede Ungewißheit über Ansprüche, die er zu machen oder zu befriedigen hat, jede Unklarheit seiner Beziehungen zu andern eben so zuwider wie eine Unreinlichkeit seines Körpers. Man darf damit nur die Lieblingsneigungen der niedern Stände vergleichen, um die schwer vermeidlichen sittlichen Mängel einer beschränkten Bildung zu bemerken: die Schwierigkeit, sie zu einer entschiedenen, festen Zusage zu bringen, ihren beständigen Hang, so Vieles als möglich dahingestellt, unsicher und schwebend zu lassen, die Unzugänglichkeit für den Gedanken, daß ein gegebenes Wort binde, und in weiteren Kreisen das beliebte unklare Hinschleppen unhaltbarer Verhältnisse, die

Hoffnung, wenn man nie einen bestimmten Schritt thue, in dem Wirrwarr der Ereignisse irgend einen jetzt noch ganz unvorstellbaren Vortheil zu erhaschen, kurz die ganze endlose Geduld gegen alles Verworrene und das Behagen, sich durch Verzögern, Abwarten, halbes Zugestehen und Wiederzurücknehmen, durch Unzuverlässigkeit überhaupt in dem eben so unzuverlässigen Weltlauf fortzuwinden. Die größere Intelligenz der höheren Stände wiederholt diese Mängel nur in anderen Formen, oder selbst in denselben, nur auf Verhältnisse anderer Art bezogen; in ihnen, wie in allen minder begünstigten Lebenslagen gibt es der edlen Gemüther nur wenige, aber auch in allen Lebenslagen gibt es deren doch wirklich, die mit unablässigem Wahrheitstrieb sich selbst alle die Vorwände nehmen, mit denen die Faulheit des Herzens diese innere Haltlosigkeit zu beschönigen sucht, und die aus der Wärme und Strenge einer sittlichen Ueberzeugung heraus das Ganze ihrer Pflichten in jedem Augenblicke des bewegten Lebens nicht nur klar vor sich sehen wollen, sondern auch unmittelbar und entschieden jeder deutlichen Aufforderung zum Handeln nachkommen.

Unerwartete Treulosigkeit und ganz plötzliche unbegreifliche Umschläge der Gesinnungen sind immer die ersten Zeichen gewesen, welche gegen die bestechende Freundlichkeit der Naturvölker mißtrauisch machten. Dem Thiere steht es an, sich durch den augenblicklichen Affect lenken zu lassen; der Mensch soll die leidenschaftlichen Anregungen zur That, die ihm sein momentaner Gemüthszustand zuführt, durch die gegenwirkende Kraft der andern sittlichen Motive mäßigen, die ihm die Erinnerung seiner Lebenserfahrung angesammelt hat. Kindern und Naturvölkern fehlt dies verzögernde oder regelnde Gegengewicht, das wie in den Maschinen den hastigen Ablauf der einmal in Wirksamkeit versetzten Triebfedern hindern könnte, und auf die Beständigkeit ihrer Gesinnungen ist so wenig Verlaß, wie auf den Gang des Wetters. Man muß in sein eigenes Innere greifen, um dies lebendig zu verstehen. Wie leicht ist man für den Augenblick von einem schönen Gedanken, für den Vorsatz einer großen That begeistert! Aber der Aufregung

folgen Zustände nervöser Abspannung oder aufrichtiger und einfacher, der Faulheit; tausenderlei kleine Neigungen und Abneigungen werden wach, die vorher übertäubt waren, und am Ende, wenn auch die Sache recht schön wäre, wie man sie sich vorgesetzt hatte, so findet man doch, daß es auch ohne sie geht, und dann, wer dankte es uns? Das ist die sittliche Schwäche, die so gern ein vornehmes Gewand anzieht, die nicht ausdauernde Kraft hat, Ideale der Jugend festzuhalten, und die dann kühl, als wenn sie ja längst Alles überlegt hätte, als eitlen Traum abweist, was sie aus Traum zur Wirklichkeit zu machen zu träg ist. Ein Gemüth, dem weder Erziehung noch ein reicher Lebensinhalt Gegenkräfte genug an die Hand geben, um dieser alles Gute verdunkelnden Trägheit zu widerstehen, das aber in seiner Natürlichkeit reizbar genug ist für jeden augenblicklichen Vortheil und Nachtheil, wird fast nothwendig diese Schwäche zur Treulosigkeit steigern. Irgend ein querer Einfall, eine verkehrte Ideenassociation weckt das Mißtrauen und stört das Gleichgewicht dieser armen Seelen, und jeder stetige sittliche Verkehr scheitert an der Unmöglichkeit, ihre keinem allgemeinen Maßstab der Billigkeit, der Grundsätze und der Selbstbeherrschung unterworfenen inneren Regungen zu berechnen und zu leiten. Man findet diese Wildheit des Gedankenlaufes und des Gefühlswechsels ebenso wenig wie die übrigen sittlichen Mängel nur in den Naturzuständen der Menschheit; man findet sie vielmehr bei allen Völkern, die nicht durch eine lange, alle Gebiete der Humanität gleichmäßig umfassende Entwickelung sich zu eigentlichen Trägern der menschlichen Cultur gemacht haben; und leider, dem stilleren, gesammelten und von tausend selbstgesteckten Grenzen eingeschränkten Genius der Civilisation imponirt nur zu oft diese noch unverbrauchte Naturkraft. Denn solche und andere Schmeichelnamen sind zuvorkommend bereit für diese unbezähmte und unerzogene Wildheit, die bald mit dem heroischen Lärm ungemessener rücksichtslos sich äußernder Leidenschaft, bald mit dem andern Reize des Seltsamen, Incommensurablen und Dämonischen unser ästhetisches Urtheil besticht. Wir vergessen dann zu leicht, daß Manches

als Tableau sich vortrefflich ausnimmt und in der Poesie Figur macht, was in dem Verkehr des Lebens, wo es sich nicht in einem günstigen Augenblick, sondern in der ganzen Mannigfaltigkeit seiner Consequenzen zeigen soll, unser gutes Vorurtheil sehr beschämen würde. Der Reiz des Fremdartigen, des charakteristisch Ausdrucksvollen und einseitig Originalen ist zu groß, als daß nicht Jeder zuweilen um seinetwillen ungerecht gegen die weniger farbenreiche, aber unendlich werthvollere Consequenz, Besonnenheit und Stetigkeit civilisirter Lebensordnungen würde.

Noch einmal kehren wir zu den ursprünglichsten Naturverhältnissen der Menschen zurück: zu dem großen Mysterium, das unser geistiges Leben an die körperliche Gestalt und die inneren Regungen an äußere Geberden und Bewegungen knüpft, das die Fortdauer unserer persönlichen Lebendigkeit an die beständige Arbeit einer physischen Maschine bindet, dieses Leibes, der uns so vertraut ist, so lange er uns dient, und so seltsam grauenhaft, sobald ihn das Leben verließ; das endlich unser Dasein überhaupt an das unbegreifliche Geheimniß der körperlichen Fortpflanzung gefesselt hat.

Je tiefer der Geist sich seiner selbst und seiner Bestimmung bewußt wird, desto mehr nimmt sein Selbstgefühl an der unmittelbaren Einheit Anstoß, in welche er sein inneres Leben mit diesem Wunder des materiellen Organismus verschmolzen findet, dessen Regungen er in intensiver unabweislicher Lust und Unlust mitzuempfinden, und dem er seine eigenen Strebungen zum Ausdruck, zur Ausführung, ja selbst zur Belebung zu überlassen genöthigt ist. Denn wirklich ein volles und warmes Leben, wie es ihm genügte, führt doch der Geist nur, wenn zu dem übersinnlichen Spiel seiner Zustände und Thätigkeiten als eine begleitende sinnliche Resonanz die Summe aller jener Gefühle hinzutritt, welche uns die Kraft und Elasticität, die Spannung oder Schlaffheit, die Ruhe oder die sehnsuchtsvolle Miterschütterung unsers irdischen Theils zu verrathen scheinen. Die allgemeine Schämig-

keit der Geisterwelt, sich in unauflöslicher Verbindung mit der Sinnenwelt zu finden, das Bewußtsein, daß ihre eignen Ziele ihren Werth in sich selbst haben und weit abliegen von den Vorgängen dieser andern, und das gleichzeitige Bewußtsein, daß wir dennoch an die mechanische Gesetzlichkeit der Natur gebunden sind und daß nichts von unserer ganzen Bestimmung sich verwirklichen würde ohne die Naturtriebe, die unsern Bestrebungen sichtbare Ziele und Mittel der Ausführung geben: dieses dunkle Gesammtbewußtsein hat in der beginnenden sittlichen Ausbildung die verschiedenen Arten der Scham erzeugt, durch die das menschliche Geschlecht überall die Naturbasis seines geistigen Daseins zu verhüllen sucht, und da am meisten, wo sie zu den zartesten und geistigsten Gütern der Liebe und des Lebens die allersinnlichste Vermittelung bildet.

Ich lasse dahingestellt, in welchem Sinne Spuren von Schamhaftigkeit auch in der Thierwelt vorkommen und in welcher Ausdehnung sie dem menschlichen Geschlechte als natürlicher Zug angeboren sein mag. Die Beobachtungen der Naturvölker haben zuweilen eine rücksichtsvolle Zartheit und Keuschheit des Benehmens, viel öfter aber eine thierische Rückhaltlosigkeit in der Befriedigung aller sinnlichen Bedürfnisse bemerken lassen; es bleibt zweifelhaft, welches von beiden wir als ursprünglich, welches als Ergebniß entweder einer schon begonnenen Cultur oder einer fast vollendeten Verwilderung betrachten, oder ob wir die Unterschiede der Völker in dieser Beziehung überhaupt auf Eigenthümlichkeiten nicht allgemein menschlicher Stammnaturelle zurückführen sollen. Die Reflexion und Sophistik der Bildung aber hat neben dem sittlichen Gefühle, das im Ganzen und Großen sich hierüber bleibend bei allen Culturvölkern entwickelt hat, zwei entgegengesetzte Einseitigkeiten zum Vorschein gebracht: die überspannte Verachtung einerseits, mit der ein fanatisirter Spiritualismus auf alle Natur, wie auf an sich Unreines, Schmachvolles und Schimpfliches, durch alle Mittel finsterer Ascese zu Bekämpfendes herabsieht; den kühlen Grundsatz anderseits, daß alles Natürliche rein sei. Weder jener

Naturhaß noch die gemächliche Indolenz der letztern Meinung hat das sittliche Gefühl der gebildeten Menschheit im Ganzen zu verleiten vermocht; beide haben indessen doch theils in das Gemüthsleben einzelner Zeiten bedeutend praktisch eingegriffen, theils haben sie die theoretischen Ueberzeugungen über die Gründe jenes Gefühls und seiner Forderungen mannigfach getrübt.

Es ist nicht wahrhaft menschliche Schamhaftigkeit, die seligen und tiefsinnigen Güter des Lebens, deren Verwirklichung für uns nur durch das Mittelglied der Sinnlichkeit möglich ist, zu verachten und abzulehnen eben um dieses Mittels willen, an welches die Naturordnung sie gebunden hat; es ist im Gegentheil eine unbewußte Schamlosigkeit, die sich vergebens mit dem Vorwande eines der Wissenschaft zu leistenden Dienstes zu rechtfertigen sucht, sich mit Absicht in die dunklen Regionen jenes mysteriösen Zusammenhanges zu vertiefen, zur Stärkung christlicher Demuth die Fülle von Schmutz und Fäulniß zu analysiren, auf der unsere Schönheit und unser stolzes fröhliches Leben ruhe, überhaupt ausschließlich das Unreine und Sündhafte aufzusuchen, dessen man um so mehr finden wird, mit je verderbterer Phantasie man danach forscht. Das wahrhaft sittliche Gefühl sieht zuerst das Reine, Große und Göttliche; die unauflösliche Verbindung aber, in der dies alles mit der Welt der Sinne steht, erscheint ihm als ein Verhängniß seiner eigenen Endlichkeit, das nicht vermag, die Zuversicht zu dem Werthe der Güter aufzuheben, die nur in dieser Vermittelung uns zugänglich sind.

Aber anderseits führt der Grundsatz, alles Natürliche für rein zu erklären, zu einer Auffassung und Handlungsweise, die nicht minder von dem gebildeten sittlichen Gefühl zurückgewiesen wird. Den Nothwendigkeiten der körperlichen Organisation unterworfen zu sein, kann natürlich für das endliche Wesen keinen Vorwurf bilden, und es würde eine sehr wohlfeile Weisheit sein, nur dies allein sagen zu wollen. Aber diese Natürlichkeiten als etwas zu behandeln, das in dem Ganzen des menschlichen Lebens unbefangen mit hervorzutreten und sich unverhüllt mit dem sitt-

lichen Inhalte der Bildung zu mischen berechtigt wäre, darin liegt eine Zumuthung, die wir überall als einen Zug inhumaner Barbarei zurückweisen müssen. Es ist eine schwierig zu entscheidende Frage, auf welche Weise gegen diese Forderung der sittlichen Cultur im Leben und in der Kunst schwerer gesündigt wird, ob durch die leidenschaftliche Wollust, die häufig die Schranken der Sitte durchbricht und die Mittel der Poesie zu ihrer eignen Verklärung mißbraucht, oder durch den kalten objectiven Humor, der sich viel damit weiß, über alle wirkliche Versuchung hinaus zu sein, und der statt des Verführerischen nur noch das Gemeine kennt, aufsucht und mit nackter Deutlichkeit als menschliche Natur oder zu ihr gehörig schildert oder ausübt. Mag das Beispiel der Ueppigkeit rascher zur Ueberschreitung der sittlichen Grenze verlocken, so liegt in ihr selbst doch wenigstens noch die Erinnerung an einen naturwüchsigen Reiz, dem der menschliche Trieb unterworfen ist; in jenem bald rohen bald höhnischen Realismus dagegen, der sich gefällt, an allem Schönen und Edlen das unvermeidliche Irdische hervorzuheben und den Schmutz ausdrücklich anzuerkennen, den unsere Natur nicht abschütteln kann: in ihm liegt eine Verderbtheit der Phantasie, die vielleicht weniger schnell, aber weit vielseitiger alles Zartgefühl des sittlichen Benehmens abstumpft. Freilich wird neben diesen beiden Auswüchsen jener Grundsatz der Naturreinheit am meisten eine mittlere Meinung empfehlen; er wird einer schamhaften Wohlanständigkeit im Allgemeinen ihre praktische Geltung lassen, aber es doch übertrieben sentimental schelten, Natürlichkeiten verleugnen zu wollen, die doch nicht zu leugnen sind. Mit dieser Meinung, deren biedere Aufrichtigkeit Alles beim rechten Namen zu nennen anräth, stimmt am meisten das Benehmen der Erwachsenen überein. Je älter der Mensch wird, um desto rücksichtsloser, wenn nicht eine hohe Bildung des Herzens ihn behütet, läßt er die natürliche Seite seines Wesens hervortreten; die zunehmenden Gebrechlichkeiten des Körpers führen unzählige Gelegenheiten herbei, den Verrichtungen des thierischen Lebens Aufmerksamkeit zuzuwenden und für sie Rath und Beistand

zu verlangen; lauter Veranlassungen, durch die nach und nach die stolze und spröde Verschämtheit des persönlichen Geistes zerbrochen wird, der allmählich sich von dieser zerfallenden Hülle zu lösen beginnt. Erinnern wir uns dagegen der Empörung eines edlen jugendlichen Gemüthes, wenn es im Leben und im Verkehr der Erwachsenen Verhältnisse mit lässiger Gleichgiltigkeit behandelt, erwähnt und sich nahe gebracht sieht, die es vor sich selbst zu verbergen die Pflicht fühlt, so werden wir nicht leugnen können, daß auch jene gutmüthige mittlere Meinung der gesetzten Leute doch nur einen empfindlichen Rückschritt des sittlichen Zartgefühls einschließt, und daß von allen Arten der Aufklärung keine bedenklicher ist als der Streit gegen die Vorurtheile der Schamhaftigkeit.

Wir pflegen die Bethätigung dieses Gefühls am meisten in dem Verkehr der beiden Geschlechter zu erwarten, und in der That sind die Formen, in welchen derselbe geordnet ist, um so wesentlichere Kennzeichen für die Höhe der sittlichen Cultur, je weniger die natürlichen Verhältnisse an sich schon eine bestimmte Form dieser Lebensordnung vorzeichnen. Nur die Ehe zwischen Aeltern und Kindern würde um der Ungleichheit des Alters willen überall unnatürlich erscheinen; aber keinen Einspruch thäte die Natur gegen die Geschwisterehe und durch zahlreiche Analogien würde sie Polygamie ebenso gut empfehlen, wie durch andere Monogamie; ja aus Gründen der Natureinrichtungen würde überhaupt kein Motiv fließen, eine für das Leben dauernde Vereinigung an die Stelle einer vorübergehenden Verbindung zum Zwecke der Lust treten zu lassen. Alle Schranken, die in dieser Beziehung das menschliche Geschlecht seinem Verlangen gezogen hat, sind Erzeugnisse seines allmählich erwachenden sittlichen Geistes; sie werden weder heiliger noch verständlicher dadurch, daß man für sie eine Naturbegründung sucht, die es nicht gibt. Denn nichts würde uns an sich berechtigen oder verpflichten, Fingerzeigen der Natur zu folgen, nur weil sie solche sind; frevelhaft und nutzlos würde uns nur das Beginnen sein, gegen die Gebote der Natur zu handeln, auf deren Befolgung alles Gelingen

unsers Thuns beruht; aber von dem, was sie erlaubt und möglich läßt, hat der sittliche Geist eine engere Auswahl zu treffen, deren ausschließliche Berechtigung nur in seiner idealen Bestimmung liegt. Aus den verschiedenen Graden der Klarheit, mit welcher der Werth der menschlichen Persönlichkeit und des individuellen Geistes verschiedenen Zeiten und Nationen vorschwebte, ist die Mannigfaltigkeit der Sitten zu begreifen, die in Bezug auf keinen andern Punkt der Lebensordnung in sonderbarere Abweichungen auseinandergegangen sind. Einzelnen Völkern des Alterthums schien die Ehe zwischen Geschwistern zulässig; unserem Gefühl ist sie so unbegreiflich, daß eben die Unvermeidlichkeit dieses Falles als ein hinlänglicher Gegenbeweis gegen die Möglichkeit einer Abstammung der Menschheit von Einem Paare gelten gemacht wird. Dies letztere ohne Zweifel mit Unrecht; denn gewiß ist es ein Irrthum, daß dem Menschen unmittelbar eine angeborne Naturstimme die Sündhaftigkeit dieses Verhältnisses zuriefe. Vielmehr ist es eine Stimme der gebildetsten sittlichen Einsicht, die ihm die Scheu vor der Vermischung zweier menschlichen Verhältnisse einprägt, deren jedes nur rein für sich erhalten und getrennt von dem andern in der ganzen schönen Fülle seines ethischen Inhaltes erlebbar ist. Diese Mahnung konnte den Urgeschwistern nicht gelten, die noch keine andere Menschheit um sich sahen.

Aehnlich wie wir der körperlichen Sauberkeit eine Reinlichkeit des innern Lebens zugesellten, möchten wir auch der Schamhaftigkeit ein ausgedehnteres Gebiet zueignen, als das ist, in welchem wir sie gewöhnlich heimisch glauben. So gewiß es eine Einseitigkeit der Bildung ist, die Entwicklung der leiblichen Gestalt und ihrer Fähigkeiten zu vernachlässigen, so wenig sagt es einem wahrhaft sittlichen Gefühle zu, mit der körperlichen Erscheinung hervorzutreten und mit ihr gelten zu wollen. Dem Anstand höher civilisirter Völker und Stände kommt es vor Allem auf eine Correctheit der äußern Erscheinung an, die weder Tadel erweckt noch Vorzüge zur Schau trägt, und die dadurch am meisten ge-

eignet ist, die körperliche Individualität jeder ungehörigen Aufmerksamkeit zu entziehen. Es verräth dagegen eine geringere Bildung, physische Kraft und Gewandtheit außerhalb der Arbeit, der sie zu dienen bestimmt sind, in Scene zu setzen und mit geräuschvoller Anwendung körperlicher Naturgaben seine Stelle in der Welt füllen zu wollen.

Nationen und Individuen theilen sich in dieser Beziehung in zwei verschiedene Gruppen, deren Eigenthümlichkeiten alle Gebiete der Bildung durchdringen und färben. Es gibt ein Naturell, das, — um eins der widrigsten Worte hier anzuwenden, die unsere Zeit erfunden hat, — die Aufgabe seines Lebens darin sieht, „sich darzuleben;" es gibt ein zweites, das, sich selbst vergessend und vernachlässigend, in irgend einem geschaffenen Werke, einer Arbeit, einer äußern Ordnung seine Ideen wiederfinden will; beide hegen gegeneinander eine Antipathie, die nur dann gegenseitiger Bewunderung weicht, wenn sie einander aus einiger Ferne betrachten und jedes die eignen Mängel durch die Eigenthümlichkeiten des andern ergänzt sieht. Wir wollen jedoch nicht verhehlen, daß wir im Interesse der menschlichen Cultur entschieden für das letzte mit allen seinen Mängeln Partei nehmen. Die tiefeingewurzelte Scheu, irgend ein hartes, schwer zu bewältigendes Werkzeug zur Hand zu nehmen und eine ernste Arbeit zu thun, pflegt sich in jener ersten Sinnesweise mit der Neigung zu unermeßlichem Lärm zu verbinden, der mit der eignen Erscheinung und mit allen den physischen Kräften getrieben wird, welche die Organisation des Körpers zuvorkommend und mühelos den Einfällen der Seele zu Gebot stellt. Beständige neugierige Aufregung der Sinne und schnelle Empfänglichkeit macht diese Menschen zu guten Beobachtern für den Augenblick, nur daß ihre leicht zerstreute Aufmerksamkeit fast nur die oberflächliche Harmonie der äußern Formen oder ihre Widersprüche, das Anmuthige und Lächerliche auffaßt. Ein ebenso fortwährendes Bedürfniß, ihr Inneres und seine momentansten und bedeutungslosesten Regungen zu äußern, nöthigt sie, theils in jedem Augenblicke mit ihrem Körper Figur zu machen und

ihren Schmuck oder ihre Lumpen malerisch und heroisch zu drapiren, theils selbst ihr Gemüth im Stillen in eine dramatische Attitude zu bringen, an der sie sich verstohlen freuen und erbauen. Zu eigentlicher Anstrengung wenig geneigt, verwenden sie ihre körperlichen Mittel theatralisch auf das vollständigste; beredt und in ihren Reden über alles Bedürfniß hinaus mit weitläufiger Sonorität beschreibend, malend und ausschmückend, gesangreich und lärmvoll, fügen sie Dem allen einen Luxus ausdrucksvoller Gesticulation hinzu. Es sind hauptsächlich die südlichen Länder der gemäßigten Zone, deren glückliches Klima in ihren Bewohnern mit der kräftigen Schönheit der körperlichen Organisation auch dieses Behagen an ihr und ihren ursprünglichsten Leistungen, so wie die Glut und Lebendigkeit erzeugt hat, mit welcher jede Situation der Freude, der Bewunderung, der Liebe und des Hasses, der Andacht und Verzweiflung von ihnen ausgenossen wird. Fügen wir hinzu, was eine philosophirende Reflexion schon längst gern als die Formel ihres Wesens rühmend ausgesprochen hat, daß in ihnen und ihrer Bildung sich die lebendige Menschengestalt in ihrer höchsten Entwicklung entfalte, so glauben wir damit den Mangel bezeichnet zu haben, den die Sinnesweise des entgegengesetzten Naturells an ihnen zu finden meint.

Denn sich selbst auszubilden und aus sich einen vollkommenen Menschen zu machen, mag allerdings leicht als der Inbegriff aller menschlichen Aufgaben erscheinen; nichtsdestoweniger werden wir doch zugeben müssen, daß dieser Sinnesart, die theils mit instinctiver Unbefangenheit, theils mit doctrinärem Selbstbewußtsein nur das eigene Wesen zu einem plastisch schönen Ganzen auszugestalten sucht, das eine Element der Sittlichkeit, die Hingebung und Selbstaufopferung fehlt. Und diese Bemerkung gilt keineswegs blos der sogenannten gesunden und naturwüchsigen Sinnlichkeit gegenüber, die mit den physischen Gaben der Organisation prunkend im Grunde nicht weiter kommt, als ein vorzügliches Exemplar des naturgeschichtlichen Gattungsbegriffes der Menschheit herzustellen; sondern als ein Egoismus feinerer Art muß doch auch jene bestechende

Selbsterziehung gescholten werden, welche zwar überall das Gute und Edle sucht, aber doch nur darum, damit alle Ornamente der Tugend sich an dem besonders lieben Punkte vereinigen, den wir unser Ich nennen. Alle Pflichten, die diese Gesinnung sich selbst auferlegt, erscheinen ihr als Pflichten, die sie auch nur gegen sich selbst zu erfüllen hat; die Würde der eignen Persönlichkeit ist der Zweck, dem jede Anstrengung des Lebens gewidmet wird.

Man kann nicht sagen, daß die andere Sinnesart, die wir dieser entgegensetzten, nicht zur Erfüllung derselben Aufgaben gelangte, aber indem sie nicht zunächst auf dieses Ziel, sondern selbstverleugnend und selbstvergessen auf die allgemeine Verwirklichung des Guten in aller Welt ausgeht, fällt ihr mehr als eine nebenherreifende Frucht das Bewußtsein ihrer persönlichen Würde zu. Oder vielmehr weniger das Bewußtsein derselben, als die Gewohnheit, ihr gemäß zu fühlen und zu handeln, und damit auch weniger die Virtuosität der äußern ausdrucksvollen Erscheinung, die natürlich dem in höherem Maße eigen sein wird, der sich selbst als ein zu höchster Vollendung zu steigerndes Kunstwerk betrachtet. Ein nützlicher Mensch zu werden und durch den Dienst für das allgemeine Gute seine Stelle in der Welt zu füllen, ist der weit prosaischer erscheinende Wahlspruch dieser Gemüthsart, und die eigene Persönlichkeit wird nur als einer der Theilnehmer geachtet, die an dem Segen dieses Allgemeinen sich zu erfreuen haben. Ueberall wo in einzelnen Zeiten und Nationen diese Sinnesart überwiegt, sehen wir die Lust an der Arbeit erwachen, die ebensowohl den Zuständen der Gesammtheit zu Gute kommt, als auch in ihren Erzeugnissen der Persönlichkeit des Einzelnen ein objectives Abbild gewährt, in dessen charakteristischen Formen er den Werth und die eigenthümliche Phantasie seines Wesens verkörpert sieht. Nicht sich selbst, sondern das, was er geschaffen hat, nicht seine Person, das Erzeugniß des Weltlaufs, sondern den Widerschein, den er von seinem eignen Wesen durch leibliche und geistige Arbeit und Hingabe in seiner Umgebung hervorgebracht hat, stellt dann der Mensch als das hin, um des willen er in der Welt

mitzählt, und in demselben Maße wächst seine Abneigung gegen jede Ostentation, die mit der naturwüchsigen Kraft und Schönheit der Erscheinung getrieben wird. Lauter zu sprechen, als das Bedürfniß der Mittheilung verlangt, erscheint ihm als ungebildetes Prahlen mit den Stimmmitteln; sich heftiger aufregen zu lassen, als der Werth eines Eindruckes rechtfertigt, als unbesonnene Nachgiebigkeit gegen die bloße Gewalt des äußern Reizes; unerträglich wird ihm die Lebhaftigkeit der Geberden, die Grimacen der Fingersprache und des Mienenspiels, die alle als völlig nutzloser unproductiver Luxus von Lärm den einfachen Ausdruck begleiten, widerwärtig eben so sehr das überfließende und unmotivirte Aussprechen von Gemüthszuständen als das Bedachtsein auf effectvolle Haltung. Man sieht leicht, wie an diese Antipathien des äußern Benehmens sich Vortheile und Nachtheile für das geistige Dasein knüpfen, und wie mit einer weiteren Vertiefung dieser idealistischen Gemüthsrichtung in sich selbst die Schönheit des Lebens und der Kunst allerdings in Gefahr kommt, einer Abgeschlossenheit, Verinnerlichung und Sprödigkeit zu verfallen, die im Grunde doch nur sehr wenig in der ursprünglichen Richtung dieser selbstvergessenen hingebenden Sinnesweise lag.

Ich muß es aufgeben, innerhalb des engen Rahmens dieser Betrachtungen auf die andern zahllosen Eigenthümlichkeiten des sittlichen Gefühls einzugehen, die sich in den Formen des täglichen Umganges zwischen den Menschen aussprechen, und zu deren Entwicklung theils die eigenthümliche Lebenslage, theils das ursprüngliche Naturell der einzelnen Nationen beigetragen hat. Man wird im Allgemeinen bemerken können, daß mit der beginnenden Cultur sich ausdrücklich festgestellte Regeln der Etikette in steigender Anzahl einfinden, nicht nur um das Betragen der Geringern gegen Höhere zu regeln, sondern auch um in dem gewöhnlichen Umgange die natürliche Leidenschaftlichkeit und Neugier von der Verletzung des persönlichen Selbstgefühls abzuhalten, oder Leistungen der Menschlichkeit, denen Faulheit und Egoismus widerstrebt, durch die Heiligkeit einer bis ins Kleinste unabänderlich festgestellten

Sitte zu sichern. Je weniger der Willkühr ein Spielraum in der Bestimmung der Form einer Leistung gelassen wird, desto unverweigerlicher pflegt ihr die Leistung selbst zu erscheinen. Doch soll damit keineswegs geleugnet werden, daß die Zartheit und Höflichkeit des Umganges, die Tugend der Gastfreundschaft und andere, die wir in einfachen Culturzuständen geübt finden, nicht zugleich auf dem Grunde einer natürlichen Gutherzigkeit beruhen mögen. Der weitere Fortschritt der Bildung pflegt diese Fesseln des Benehmens zum Vortheil und auch zum Nachtheil zu brechen. Selbst da, wo noch in unsern Verhältnissen die Etikette am meisten gilt, pflegt sie doch entweder die Bedeutung einer rechtlichen oder politischen Ceremonie zu haben, die nicht dem persönlichen Verkehr, sondern der Symbolisirung einer alle Subjectivität übersteigenden objectiven Ordnung dient, oder wo sie allerdings Form des Umganges ist, ist sie doch selten so bestimmt, daß nicht dem gebildeten Geiste erlaubt wäre, an die Stelle der einen Form eine andere gleichbedeutende zu setzen. Die Cultur läßt also hier die bestimmten specialisirten Vorschriften fallen und vertraut mehr dem freien sittlichen Geschmack, durch dessen Herrschaft die Geselligkeit gebildeter Völker allerdings den ceremoniösen Begegnungen weniger entwickelter Nationen überlegen ist. Aber eben so sehr muß man zugeben, daß mit dem Wegfall jenes Zügels der gesellige Umgang in den bildungsloseren Ständen der Culturvölker jeden Halt verliert; täppische Neugier, zudringliche Indiscretion aller Art und Mangel jedes Zartgefühls für die innere Persönlichkeit des Andern setzen diesen täglichen Verkehr weit an Würde herab unter die Zurückhaltung, mit welcher die Gastfreundschaft einfacherer Völker den Wanderer aufnimmt und verpflegt, ohne vorlaut nach Namen, Herkommen und Absicht zu fragen. Immer sparsamer sind jetzt noch die Lebenskreise zu finden, in denen eine althergebrachte Sitte mit allen ihren Umständlichkeiten und Kleinigkeiten der Ueberlieferung doch auch dem Umgange eine bestimmte, schonungsvolle und ehrbare Haltung gibt.

Viertes Kapitel.

Die Gliederung des äußern Lebens.

Natur und Cultur. — Die Heimat. — Jägerleben; Hirtenleben; seßhafte Ansiedelung und Ackerbau. — Das Haus und die Familie. — Die Gesellschaft. — Theilung der Arbeiten und Beruf. — Einförmige und vielförmige Gliederung der Gesellschaft. — Die Civilisation. — Die Geschichte.

Wer hätte nicht schon zuweilen aus der Mitte von tausenderlei Sorgen und Verlegenheiten des Lebens heraus aufgeseufzt: wozu doch alle die Noth und Pein? wozu alle die Convenienz, die uns bald zu nutzlosen Anstrengungen nöthigt, bald uns ebenso unbequeme Zurückhaltungen auflegt? wozu das Streben nach Besitz, da doch unsere Organisation uns keinen andern als eingebildeten Genuß von seiner anschwellenden Menge gestattet? wozu die reizbare Rücksicht auf Ehre, da doch die Geltung, in der wir bei Andern stehen, unmittelbar wenigstens unserm Wohlbefinden so Geringes hinzufügt? warum sollen wir uns nicht auf die einfachen natürlichen Bedürfnisse unsers Wesens zurückziehen und das Trachten nach Allem aufgeben, was doch Werth nur hat als Mittel zu einem Zweiten oder Dritten, welche beide, näher betrachtet, auch wieder nur eingebildete Güter sind? In solchen Stimmungen scheint uns Diogenes in seiner Tonne die richtige Lebensweisheit gefunden zu haben und alle die weitläufige Cultur, die uns umgibt, am besten zu thun, wenn sie sich selbst aufhöbe und die Befriedigung der wenigen Bedürfnisse, welche die menschliche Natur unabweisbar fühlt, nicht durch die unnützen Schranken unzähliger Künstlichkeiten erschwerte.

Gleichwohl hat schon Diogenes erfolglos gegen die Bildung seiner Zeit protestirt, und alle die Einzelnen, die nach ihm der

menschlichen Cultur den Rücken wandten, haben doch ihre Einsamkeit stets nur mit den Gedanken, Kenntnissen und Reflexionen sich erträglich zu machen gewußt, die sie eben dieser verachteten verdankten. Die Opposition gegen die Weitläufigkeiten und Umständlichkeiten der Bildung hat nur Reiz, so lange sie Opposition bleibt; entschlösse sich die Menschheit in einem Augenblicke, zu der Einfachheit der natürlichsten Verhältnisse zurückzukehren, so würden ohne Zweifel dieselben Kräfte des Gemüthes, die zu diesem Entschlusse führten, im nächsten Augenblicke schon geschäftig sein, alle die hinweggeworfenen Ueberflüssigkeiten der Cultur der Reihe nach wiederzuerzeugen. Man kann gern einräumen, daß gar Vieles an unsern verwickelten Lebensverhältnissen müßig und bedeutungslos an sich ist, und daß wir klüger thäten und glücklicher wären, wenn wir gewisse Bedürfnisse nicht hätten. Aber wir haben sie einmal und die bloße Einsicht, daß sie im Allgemeinen mit der menschlichen Natur nicht nothwendig zusammenhängen, ändert nicht im mindesten die Thatsache, daß sie um desto fester an unserer bestimmten durch geschichtliche Entwickelung und Erziehung ausgeprägten besondern Natur haften. Wir, so wie wir einmal sind, würden durch ihre Nichtbefriedigung leiden, und dieselbe Höhe des Lebensglückes, welche der Naturzustand durch wenige Mittel erreichte, ist für uns nur durch die gleichzeitige Erfüllung vieler Bedingungen oder durch bewußte und willkührliche Verzichtleistung auf viele einzelne Befriedigungen wiederzugewinnen. Willkührlich dagegen zu vergessen, wonach unser Herz sich sehnt, ist uns nicht gegeben; nur große geschichtliche Umwälzungen der Schicksale mögen einer Nation zuweilen die Erinnerung an die tausendfach verwickelten Ansprüche, die sie an das Leben machte, verdunkeln und sie befähigen, in wiederkehrender Barbarei mit den einfachsten und elementarsten Lebensgenüssen sich zufrieden zu stellen.

Haben wir aber ein Recht so zu sprechen und jene Cultur dieser Barbarei vorzuziehen? ist nicht jene Höhe der Bildung, eben weil ihre Zufriedenheit an so sehr vielen Bedingungen hängt, und weil sie so sehr Vieles durch Entsagung ersetzen muß, ein

unglücklicherer Zustand, als dies natürlichere Leben, das sein leichter herzustellendes Gleichgewicht sicherer erlangt und fast nur noch den unentrinnbaren Uebeln des Naturlaufes ausgesetzt erscheint? Die Antwort auf diese Fragen finden wir indessen leicht. Denn je lebhafter wir uns in jenen einfachsten Naturzustand zurückdenken, um desto klarer wird es uns, nicht nur daß er nie hinreichen würde, unsere Seele auszufüllen, sondern auch daß die in uns lebenden Strebungen, die ein solches Genügen verhindern, ein unbedingtes Recht haben, mit all ihrem Gefolge von Unruhe und Mißgeschick jener friedlichen Armuth des geistigen Daseins vorgezogen zu werden, die nur als Pause unsers bewegteren Lebens uns zuweilen wieder begehrenswerth erscheint. Das Glück, das dem menschlichen Geiste bestimmt ist, besteht keineswegs nur in der Abwesenheit aller Störungen, welche die ersten, am unmittelbarsten aus seiner Natur hervorgehenden Strebungen hemmen könnten, oder in der Unterhaltung günstiger Bedingungen, die denselben Strebungen eine ununterbrochene gleichförmige Befriedigung verschafften; der Lauf der Bildung ist nicht blos eine Reihe ausgleichender Bemühungen, die ein verlorenes Gleichgewicht und eine früher mögliche Größe des Wohlbefindens unter ungünstiger gewordenen Bedingungen durch ein Aufgebot größerer Mittel nur wiederherzustellen wüßten. Durch den Widerstand vielmehr, welchen der Gang der Dinge einer allzuleichten Sättigung der natürlichen Triebe entgegenstellt, durch die Arbeit, zu der der Mensch genöthigt wird, und in deren Verfolg ihm Kenntniß und Beherrschung der mannigfachsten Verhältnisse zufällt, durch das Unglück endlich selbst nnd durch die mancherlei schmerzhaften Spannungen, welche er unter dem Drucke allmählich sich vervielfältigender Lebensbeziehungen erfährt: durch dies alles wird ihm theils ein weiterer Gesichtskreis vielförmigeren Genusses aufgethan, theils wird ihm nun erst die unerschöpfliche Bedeutung der sittlichen Ideen klar, die mit jedem neuen Verhältniß, auf welches sie sich maßgebend und organisirend erstrecken, einen Zuwachs ihres eignen Werthes zu erhalten scheinen. Es liegt eine flüchtige Ueberschätzung

des blos sinlichen Wohlseins in jener Sehnsucht nach Rückkehr zu einfacherer Gestaltung des Lebens, und wir besinnen uns bald, daß die Quellen des Glückes in einem gebildeten Gemüth weit zahlreicher strömen, und oft mit geheimnißvollem Ursprung. Möchten wir doch selbst die Schmerzen der Entsagung nicht ernstlich missen; und unzählige schwer auszusprechende Gefühle, aus der Empfindung eines Leidens, dessen Bitterkeit nur aus den feinen Beziehungen des geselligen Lebens verständlich ist, und aus dem Bewußtsein einer Ueberwindung und Versöhnung gemischt, die nur aus einer vielfach geübten ethischen Einsicht entspringen kann, durchdringen unser ganzes Leben als ein edler Duft, auf den wir unter keiner Bedingung Verzicht leisten möchten. Man täuscht sich gern, indem man zwei unvereinbare Güter verbinden zu können hofft: die Einfachheit des naturwüchsigen Daseins und die Stimmungen, mit denen wir, durch Wissenschaft, Kunst und Religion erzogen, der äußern Welt gegenübertreten. Denn freilich mitnehmen wollen wir diese Stimmungen alle, indem wir in jenen Naturzustand zurückverlangen; aber sie alle sind Erzeugnisse einer Cultur, die undenkbar ist ohne den ganzen vielverzweigten Mechanismus, durch dessen Geräusch und Härte wir uns zuweilen gestört fühlen. Man würde nur das Eine oder das Andere wählen können: entweder den einfachen, stets gleichgehaltenen Accord eines naturmäßigen Stilllebens, oder die volle, gegliederte, durch mancherlei Dissonanzen hindurch sich entwickelnde Melodie der Bildung; und Niemand wird bezweifeln, daß die letztere die höhere Schönheit bietet, und daß die Cultur nicht nur ein umständlicheres Mittel ist, um unter verschobenen Bedingungen die Genußgröße des Naturzustandes wieder möglich zu machen, sondern daß vielmehr sie erst die Kraft ist, welche den vollen Werth und das volle Glück jedes einzelnen sittlichen Verhältnisses zur Blüthe entfaltet.

Nur wenige einfache Bemerkungen habe ich diesem Gegenstande hinzuzufügen. Ich will hier nicht auf die Frage nach der ersten Entstehung der Cultur eingehen; welche bestimmten Veranlassungen theils in dem Geiste der Einzelnen und der Völker,

theils in den äußern Umständen den Trieb zum Fortschritt erweckten und lenkten, welche andern Hindernisse bald die Lebenslage bald auf räthselhaftere Weise das eigene Naturell der Nationen entweder der Entwicklung überhaupt oder einzelnen Richtungen derselben entgegensetzten, das wird zu großem Theil uns stets unbekannt bleiben, und was davon klar werden will, überlassen wir der spätern Betrachtung der Geschichte. Es ist ebenso wenig hier meine Absicht, einen Vergleich zwischen den verschiedenen Culturepochen zu ziehen, welche die Menschheit bisher erlebt hat, obgleich dieser Versuch zu einer auch hier schon nützlichen Vorsicht in manchen Behauptungen ermahnen könnte. Denn er würde uns zunächst auf die früher gemachte Bemerkung zurückführen, daß nicht immer ein deutlicher Fortschritt im Wissen und Können und in allem äußern Zubehör des Lebens zugleich eine augenblickliche Vermehrung der wahren Güter des Lebens herbeibringt, zu deren Gunsten doch alle Mühe der Bildung überhaupt aufgewandt wird. Mit der Steigerung der Cultur und ihrer Macht über die Außenwelt entspinnen sich zwar überall neue Verhältnisse mit neuen Quellen des Genusses; aber die damit verbundene Veränderung der geselligen Zustände vernichtet unvermeidlich auch manche althergebrachte Lebensform, zu deren eigenthümlichem Glück und Werth die Wirklichkeit nie mehr, sondern nur die Poesie noch einen Zugang findet. Ob wir dies zu bedauern haben, oder ob im Ganzen unserer Geschicke überall das Gute nur dem Bessern weicht, ist eine Frage, deren Beantwortung wir nur in der Betrachtung der geschichtlichen Schicksale des menschlichen Geschlechtes suchen können. Aber der Werth der Cultur überhaupt im Gegensatz zu den Naturzuständen, die wir bald als den Stand der Unschuld, bald als Barbarei bezeichnen zu müssen glauben, wird hierdurch nicht in Frage gestellt. Und obgleich eine scharfe Grenzlinie zwischen beiden überhaupt nur möglich wäre, wenn wir eine nirgends verwirklichte vollkommene Humanität einer völligen Verthierung entgegensetzten, so werden sich doch einzelne Züge der Lebensordnung hervorheben lassen, auf deren

Gegenwart überall das Gute jeder Cultur, und auf deren mehr oder weniger organisirter Verbindung zu einer ineinandergreifenden Gliederung der Vorzug der einen Stufe der Ausbildung vor der andern beruht.

Der Mensch bedarf es zunächst, durch Heimat, Eigenthum und Wirkungskreis an seine bestimmte Stelle in dem Zusammenhange der Welt gestellt zu sein; er bedarf es ferner, nicht nur zufällige Begegnungen mit Andern seines Gleichen zu erfahren, sondern mit Einem wenigstens in einer dauernden Gemeinschaft des Lebens zu stehen, die dem Ganzen seiner Persönlichkeit Verständniß und Theilnahme sichert; diese enge Gruppe der Familie bedarf es weiter, daß um sie sich der umfassendere Hintergrund einer Gesellschaft ausdehne, an deren gemeinschaftlicher Ueberzeugung, Sitte und Rechtsbildung ihr eignes Leben und Streben gemessen und von der sie, wie von ihrem Allgemeinen, getragen, unterstützt und gerichtet wird; überall endlich ist es unvermeidlich daß der Geist eben dieser Gesellschaft ihr Gesammtleben und das Dasein jedes Einzelnen theils durch das Bewußtsein einer irdischen Geschichte mit Vergangenheit und Zukunft verknüpfe, theils durch einen gemeinsamen religiösen Glauben die Summe des Erdenlebens an den noch umfassenderen Zusammenhang einer Weltgeschichte ankette.

Nicht einmal die Thiere schwärmen völlig heimatlos über die Oberfläche der Erde umher; auch wo ein weiter Landstrich ihnen die Mittel ihrer Existenz überall gleich hinreichend darbietet, beschränken sie doch ihre Beweglichkeit auf ein begrenztes Revier, über welches sie nicht der eigne Trieb, sondern nur Gewalt und ungewöhnliche Ereignisse hinausführen. Es ist als genösse jedes Gemüth nur dann Ruhe und Behagen, wenn es sich selbst nicht in einer rastlos veränderlichen Fülle neuer Eindrücke verloren gehen fühlt, sondern wenn um das beständige Bild einer vertraut gewordenen Umgebung sich die entferntere Mannigfaltigkeit der

Welt in abnehmender Klarheit gruppirt. In dem Menschen hält der Lust am Abenteuer, die ihn leichter als das Thier über diese Selbstbeschränkung hinaustreiben würde, ein anderer tieferer Drang das Gegengewicht: der Drang des handelnden Geistes, der die Ergebnisse seiner Thätigkeit nicht in der Flucht veränderlicher Objecte, an die er sie verschwendet, mit verschwinden, sondern sie an beständigen Gegenständen seiner Arbeit allmählich sich sammeln und zu dem anschaulichen Bilde eines zusammenhängenden Lebensgewinnes sich verknüpfen sehen will.

Die natürlichen Verhältnisse begünstigen oder hindern diese Neigung in verschiedenen Graden. Wo die üppige Fülle der Thierwelt und die Nothwendigkeit, sich ihrer Angriffe zu erwehren, den noch heimatlosen Menschen zunächst zu der Lebensweise des Jägers drängt, findet der Anfang höherer Gesittung mehr verzögernde Hindernisse als schnelle Förderung. Die Nöthigung, dem unstäten Wilde zu folgen, läßt an die Stelle der eigentlichen Heimat nur die weitläufigere Vorstellung eines Jagdgrundes treten, und die Leichtigkeit, mit welcher die gemachte Beute nach geringer Zubereitung die natürlichen Bedürfnisse befriedigt, so wie die Spurlosigkeit, mit welcher die Frucht aller Anstrengungen bei diesem Leben von der Hand in den Mund verschwindet, läßt keinen Gedanken an die Aufsammlung des Gethanen zu einem abgeschlossenen Lebenswerke, oder an eine Lebensführung entstehen, welche die zerstreuten Anwandelungen des Handelns zu einem planvollen Ganzen der Entwicklung verknüpfte. Hinterlistige Geduld und leidenschaftliche Wuth des Angriffes sind die beiden Fähigkeiten, die dieses Leben abwechselnd verlangt und übt; beide der höhern menschlichen Gesittung wenig förderlich. Nur die Ruhe, mit welcher der Indianer Nordamerika's der Rede des Andern ohne Unterbrechung lauscht, und der passive Muth, den er im Leiden bewährt, sind nützliche Elemente, welche die Schule dieser wilden Lebensweise ausbildete, indem sie zahlloses Ungemach und Mißgeschick ruhig auszuhalten nöthigte, und schon früh lehrte, schweigsam und zurückhaltend auch jede Bewegung des Jaguars oder des

Büffels abzuwarten, ohne durch ihre Unterbrechung sich selbst zu früh zu verrathen. Wenn endlich nicht andere unvertilgbare Triebe der menschlichen Natur zu einigem Zusammenschluß der Einzelnen drängten, so würde in der Eigenthümlichkeit dieser Lebensweise wenig liegen, was die heimatlosen Jäger zu geselliger Vereinigung und zur Ausbildung eines menschlichen Verkehres führen könnte; zu gleichförmig sind die Beschäftigungen aller, als daß der Eine in dem Andern eine eigenthümliche Ergänzung seines eignen Wissens und Könnens suchen möchte.

Die Lebensweise der Hirtenvölker bringt etwas günstigere Bedingungen der Entwicklung mit sich. Sie kann nicht ganz der Tapferkeit und Rüstigkeit zum Schutze ihrer Heerden entbehren; aber sie ist doch nicht auf Vernichtung, sondern auf Pflege des thierischen Lebens gegründet; so wird sie neben einer nicht unmuthig lauernden, sondern ruhig ausharrenden Geduld mancherlei voraussehende und voraussorgende Gedanken erwecken und bei der wachsenden Mannigfaltigkeit der Bedürfnisse zu dem Anfange einer Arbeitstheilung zwischen einer kleinen Gesellschaft einander unterstützender Hände führen. An die Stelle einer plötzlichen Abwechselung von völlig thatloser Muße und erschöpfender Anstrengung, wie sie dem Jägerleben gewöhnlich ist, tritt eine stetige Reihenfolge einander ablösender und auf einander berechneter Geschäfte; an die Stelle der Vereinzelung ein Zusammenleben, in welchem die Beziehungen zu dem gemeinschaftlichen oder gesonderten Eigenthum, mit dessen Verwaltung alle beschäftigt sind, von selbst einfache Unterscheidungen der geselligen Geltung hervorbringen. So entstehen mit diesem beweglichen Besitz die ersten Anfänge zweier dem Jägerleben fremden Begriffe: der Oekonomie und der Gesellschaft. Zwar nicht nothwendig feste Niederlassungen, aber doch Niederlassungen überhaupt, und auf längere Zeit, werden unentbehrlich, und wenn auch die Gewohnheit, die Heerden nur durch Abweidung der Triften zu nähren, zu einem periodischen Wechsel der Aufenthalte nöthigt, so wird doch immer die Rückkehr zu bekannten Plätzen dem ungewissen Schweifen in die Ferne vorgezogen.

So verschmilzt das Gemüth mehr und mehr mit dem Lande, dessen Umkreis nun erst zur Heimat zu werden anfängt, an dessen Quellen, Hügel und Haine sich nun eine geordnete Erinnerung des früher Erlebten anzuknüpfen beginnt, und das nicht mehr als Schauplatz erfahrner Abenteuer, sondern einer zusammenhängend geleisteten Arbeit den orientirenden Hintergrund aller Phantasien bildet. Gleichwohl wird das Hirtenleben an sich allein nicht überall jene schönen Anfänge der Cultur hervorbringen, die uns an einigen seiner Beispiele erfreuen. Theils die Natur und Leistungsfähigkeit der gezähmten Thiere, die Art ihrer Abwartung und der Grad ihrer Anschließung an den Menschen, theils die klimatische und sociale Umgebung, in der dies Leben geführt wird, endlich die unberechenbare Eigenthümlichkeit des nationalen Naturells modificiren sehr die Höhe seiner Entwicklung. Die Hirtenvölker der Polargegenden, durch die Ungunst der Natur gedrückt und durch weite Räume von der Berührung mit einer anders gearteten und höheren Civilisation abgeschnitten, bieten ein kümmerliches Bild neben dem Leben der semitischen Patriarchen, in dessen einfacher Hoheit wir doch deutlich die Spuren eines Wechselverkehrs und ziemlich mannigfacher Berührungen mit der Cultur seßhafter Nationen wahrnehmen. Nicht allein, daß ein beginnender Handelsaustausch die Erzeugnisse fremdartiger Industrie den Hirten zur Erleichterung und Ausschmückung ihres Daseins zuführt: schon das bloße Wissen darum, daß außerhalb ihres unmittelbaren Gesichtskreises sich noch anderes menschliche Leben in andern Formen und Gewohnheiten bewegt, muß die Anschauungen und Gedanken über jene Monotonie hinaus erweitern, die in abgeschlosseneren Stämmen durch den Mangel des Begriffs einer menschlichen Gesellschaft entsteht. Denn allerdings fehlt dieser Begriff da noch, wo eine selbst größere Vereinigung von Familien doch in jeder derselben nur dieselbe Lebensweise, denselben Beruf und dieselbe kleine Organisation des Haushaltes wiederholt.

Den eigentlichen Beginn einer höheren menschlichen Sittigung hat schon das Alterthum mit einem frischeren Nachgefühl,

als wir es besitzen können, überall in der Wendung des nomadischen Lebens zur seßhaften Niederlassung gefunden. Zu ihr mußte nothwendig das Bedürfniß führen, die Mittel des Unterhaltes aus der ergiebigeren und gleichmäßiger fließenden Quelle des vegetabilischen Lebens zu ziehen. Nur eine üppige tropische Landschaft gewährt jedoch alle diese Mittel mühelos und in weitverbreiteter Fülle; und eben in diesen Gegenden würde der Mensch am vollständigsten ein Parasit seiner brottragenden Baumwelt geblieben sein, wenn nicht wenigstens der Trieb zu geselligem Lebensgenuß und manche fessellos aufglühende sinnliche Begierde in der dicht aufwachsenden und sich gegenseitig drängenden Bevölkerung eine nothdürftige Ordnung des Zusammenlebens gestiftet oder durch deren gewaltsame Unterbrechungen dem Leben wenigstens einen leidenschaftlichen Inhalt gegeben hätte. Wo die segenspendenden Pflanzen sparsamer vertheilt sind, bezeichnen ihre zerstreuten Gruppen auch die Wohnstätten des menschlichen Lebens, das an ihrem Fuße sich ansiedelt, aber eine zusammenhängende Cultur entwickelt sich doch erst da, wo die Natur die Arbeit vor den Genuß gesetzt hat. Die Wohlthaten, welche die Pflanzenwelt in dem Wuchse der Banane, des Brotbaumes, der Dattel und der Kokospalme dem Menschengeschlecht erzeigt, werden gewiß nicht gedankenlos von ihm hingenommen, und die Phantasie der Völker, die von ihnen zehren, ist empfindsam genug, um mit dankbarer Verehrung an ihre großartigen Bilder die erwachenden poetischen Reflexionen ihres einfachen Lebens zu knüpfen. Aber diesen Anregungen weit überlegen ist die gemüthbildende Kraft, die überall von den mannigfachen Geschäften des Anbaues der Cerealien ausgeht. Es ist die eigene Kraft und Anstrengung, welche der ackerbauende Mensch zur Befriedigung seiner Bedürfnisse einsetzen muß; Natur und Boden, mit denen er verkehrt, lassen sich ihre Gaben weder abschwindeln, noch bieten sie dieselben freiwillig dar, aber sie gewähren sie dem unablässigen und genauen Fleiße. Die nothwendige Beachtung vieler kleinen Bedingungen, die alle den Erfolg sichern helfen, die Unerläßlichkeit einer

bestimmten Reihenfolge von Geschäften, welche weder die Willkühr umkehren, noch der leichtsinnige Uebermuth sich ersparen kann, die Geduld nicht nur im Kampfe mit Wetter und Jahreszeit, sondern auch im Abwarten des langsamen Reifens, das keine Hast der Begierde zu beschleunigen vermag, der Anblick endlich der Gleichförmigkeit, mit welcher im Ganzen das Werk der natürlichen Kräfte fortschreitet: alle diese Dinge lehren den Geist, sich aufgenommen und mit verwickelt zu fühlen in einen treuen folgerichtigen und vielverzweigten Zusammenhang der Naturgesetzlichkeit, und sie werden nicht verfehlen auch in dem ärmlichsten Gemüth das Bewußtsein zu erzeugen, wie nothwendig zum Gelingen jedes Werkes die Vollständigkeit einer zusammenhängenden formalen Vermittlung ist, und wie wenig ein aus dem Stegreif geführtes Leben auf Erfolg und Befriedigung rechnen darf.

Mit den wachsenden Mühen des Feldbaues ist nun die Gründung der nicht mehr beweglichen, sondern festen Niederlassung verbunden, und mit ihr zuerst ist der Mensch zu der Natur in ein Verhältniß beziehungsreichen Gegensatzes getreten, auf welchem alle späteren Fortschritte seiner Bildung beruhen. Denn in der That ist nicht die Fesselung an den Erdboden, die an dem seßhaften Leben zunächst ins Auge fällt, das Ueberwiegende an diesem Verhältniß und nur mit wenigem Recht mag der freihinschweifende Nomade auf diese Gefangenschaft verachtend herabsehen; er selbst steht vielmehr in einer weit größeren Abhängigkeit der Natur gegenüber, zu deren Scenerie er fast eben so sehr als die Heerde gehört, die er führt, oder als das Wild, welches er verfolgt. Die Wände des Hauses dagegen, innerhalb deren der Mensch beginnt, theils in müßiger Zeit, abgeschlossen von allen äußern Eindrücken, das heimlich zusammengedrängte Leben der Familie zu genießen, theils die technischen Hilfsmittel vorzubereiten, mit denen er dann wieder in die weite Umgebung hinaustreten und ihre Erzeugnisse ernten und bearbeiten wird: diese Wände befreien ihn weit kräftiger von der Außenwelt, als den Nomaden die flüchtige Eile, die wohl rastlos Ort mit Ort ver-

tauscht, ohne den Zugang zu einer inneren Welt anderswo, als eben wieder am Ende der Bahn in dem stillen Inneren des Zeltes aufzufinden. Die Wände des Hauses umschließen ein neues Reich menschlichen Dichtens und Trachtens; in ihnen findet das neue aufwachsende Geschlecht eine Umfriedigung seines Daseins, erfüllt mit den Erinnerungszeichen der Vorfahren, mit deren dahingegangenen Gestalten jetzt zum ersten Male das gegenwärtige Leben sich in einer unabgebrochenen Gemeinschaft fühlt, und zu deren nachgelassener Arbeit jede Generation hinzubauend, umgestaltend und fortführend, ihren Beitrag hinzuzufügen vermag. Aber wie unnöthig würde es sein, die Stimmungen und Gefühle zu schildern, die Jeden bei dem Namen des Hauses ergreifen und die noch jetzt in ihrer ganzen Frische sich bei der Gründung jeder festen Niederlassung wiederholen, die bestimmt ist, auf ungerechnete Zeiten hinaus der anschauliche Uebungsplatz einer ineinander verschlungenen Reihenfolge menschlicher Freuden, Leiden, Hoffnungen und Erinnerungen zu werden. Genug, daß in der beginnenden Cultur der Gegensatz der geistigen Welt zur Natur zuerst und in seiner ausdruckvollsten Anschaulichkeit als der Gegensatz der Häuslichkeit gegen die Unbegrenztheit der Außenwelt zur Erscheinung kam.

Auch in unserem gegenwärtigen Leben, in welchem der vielverzweigte Zusammenhang geistiger Interessen das Verhältniß zur Natur vielfach verdunkelt, können wir leicht bemerken, welchen bedeutenden Einfluß die anschauliche Ausprägung unserer Bestrebungen in äußerlichen Werken auf unser Gemüth ausübt. Der Arbeiter, der ein Werk seiner Hände gestaltet, und dem nicht andere Mängel der socialen Einrichtung die Freude daran schmälern, bewahrt fast überall eine gleichmüthigere und zufriedenere Stimmung, als der Forscher, der sich beständig in einer übersinnlichen Welt nur intellectueller Angelegenheiten bewegt. Wohl mag für lange Kämpfe der Augenblick entschädigen, in welchem ihr Ergebniß die Gestalt eines künstlerisch abschließbaren Resultates erreicht; aber selten ist doch dieses Resultat selbst so zweifellos und in sich

vollendet, wie das äußerliche Werk, das mit allen seinen Vorzügen und Mängeln völlig beurtheilbar und gewiß vor unsern Augen steht, und dessen Entstehen selbst in jedem Augenblicke die anschauliche Einsicht in die Ueberwindung der einzelnen Schwierigkeiten gewährte. Um so mehr muß im Anfang der Cultur, wie es ja noch im Beginn jedes individuellen Lebens geschieht, das Selbstgefühl ein fröhliches Erwachen feiern, sobald es in seinen Erstlingswerken sein inneres Dichten und Trachten in der Gestalt eines von ihm geschaffenen nun fertig dastehenden Werkes verkörpert sieht. Jedes Geräth, das der Mensch gebaut hat, ist ihm die Ausprägung eines seiner Gedanken geworden und er sieht in ihm zugleich die künftige Leistung, die Macht, mit welcher der eigne Geist jetzt kräftiger und umfassender als mit den bloßen Hilfsmitteln seiner körperlichen Organisation auf die Außenwelt einzuwirken befähigt ist. Dieses tiefe Bedürfniß, unser Leben in einer durch uns umgestalteten Umgebung wiedererscheinen zu sehen, beherrscht unsere Schritte überall. Nicht nur Haus und Hof sollen die Geschichten der vergangenen Thätigkeit und die Mittel der künftigen uns vor Augen stellen; auch wo es geistigeren Interessen gilt, denen keine räumliche Erscheinung genügend entsprechen kann, lieben wir wenigstens eine bestimmte Stätte als den Mittelpunkt zu bezeichnen, von welchem aus immer dieselbe menschliche Thätigkeit ihren Ausgang nimmt. Es ist wahr, daß Gott uns überall nahe ist, aber jeder früheste Anfang der Cultur gründet doch örtliche, beständige Heiligthümer und Altäre und will nur da vorzugsweise beten, wo er durch die Gebete seiner Vorfahren und durch die gemeinschaftliche Andacht seiner Mitwelt eine Stelle der Erde vorzüglich geheiligt fühlt. Nicht das drängende Bedürfniß des Lebensunterhaltes allein führt zur Gründung der festen Niederlassung, sondern mit dem Hause zugleich wird die ganze Umgebung in diesen geistigen Besitz genommen, oder eben das geistige Leben vielmehr zu örtlicher Erscheinung gebracht.

Mit der Stiftung eines beständigen Wirkungskreises und seines Mittelpunktes erlangen auch die übrigen sittlichen Verhältnisse die erste Möglichkeit einer gedeihlichen Entwicklung. Der Verkehr der beiden Geschlechter kann in dem wilden Jägerleben kaum eine tiefere Bedeutung gewinnen, als die, welche wir ihn wirklich erreichen sehen. Eine beständige Theilnahme an den Anstrengungen des Mannes macht dem Weibe die Natur unmöglich, und wäre sie möglich, so würde sie doch nur eine Genossenschaft sein, die dem verschiedenen geistigen Naturell beider sehr geringe Gelegenheit zur Entfaltung seiner Eigenthümlichkeiten gäbe. Dieses Leben ist zu arm und bietet zu wenige das Gemüth berührende gemeinsame Erlebnisse und bei seinem Mangel an zu verwaltendem Besitz zu wenig gemeinschaftliche Sorge und Arbeit, als daß die männliche Kraft in der weiblichen Seele eine wesentliche Ergänzung ihrer eignen Unzulänglichkeit sehen könnte. Auch die übrigen Familienbande leiden unter dieser Abwesenheit eines Lebenszweckes. So wie in der Thierwelt eine aufopferungsfähige Liebe der Aeltern das junge Leben umgibt und dann rasch erkaltet, wenn dessen Hilfsbedürftigkeit abnimmt, so zeigt allerdings auch dieser Naturzustand der Menschheit ergreifende Beispiele der Hingabe der Aeltern für die Kinder, aber auch die leichte Lösbarkeit dieses Verhältnisses nach erreichter körperlicher Ausbildung der letztern. In der That, wo keine spätere Generation die Arbeit der früheren zur Fortführung übernimmt, sondern jede wie atomistisch vereinzelt und von vorn anfangend sich wieder an die allgemeine Natur wendet, um ihre Bedürfnisse auf längst bekannten Wegen zu befriedigen, da fehlt begreiflich jenes Ineinanderverwachsen der Seelen mit ihren gemeinsamen Lebensinteressen und doch individuell verschiedenen Charakteren und Phantasierichtungen, jene Gemeinschaftlichkeit und zugleich jener Widerstreit der Wünsche, Hoffnungen und Befürchtungen, welche in der Welt der Cultur aus den natürlichen Banden des Blutes erst eine sittliche Zusammengehörigkeit der Herzen entwickeln. Man hat oft beobachtet, wie leicht und leidlos sich der Indianer auf ewig von

seinen Aeltern trennt; die Bedeutsamkeit und Schönheit des geschwisterlichen Verhältnisses aber rührt noch viel weniger das Gemüth des Naturmenschen.

Ich könnte fortfahren und an dem Hirtenleben die höhere Bedeutung rühmen, die in den Familienbanden empfunden wird, die freiere Stellung des Weibes, das aus der Dienerin zur Lebensgenossin des Mannes erhoben ist, die Freude an der Fortführung der Stammtafeln, die in ununterbrochenem Zusammenhang das einzelne Mitglied einer allmählich angewachsenen Gemeinschaft seiner Zugehörigkeit zu Altvorderen versichern, um deren Namen die wohlgepflegte Tradition hervorragender Thaten und Ereignisse ihren Glanz verbreitet hat. Aber in der That gehören diese schönen Anfänge der Cultur doch auch nur wenigen begünstigten Stämmen und vor allen jener semitischen Vorzeit, in die wir wie in den Spiegel der reinsten und ursprünglichsten Menschenentwicklung hineinzublicken gewohnt sind. Sie zeigen sich sehr vermindert und mit weit geringerer Tiefe des Gemüthes in den kriegerischen Hirtenvölkern, die noch jetzt die Wüsten und Steppen der alten Welt beleben, und sie verschwinden fast ganz in der unpoetischen Verwilderung der Polarnationen. Eine umfassendere ethnographische Vergleichung, als sie uns jetzt hier erlaubt ist, würde uns deutlicher machen, wie wenig die erreichte Höhe der Ausbildung von den verschiedenen Lebensweisen, die wir hier ins Auge fassen wollten, allein abhängt; wie bedeutend vielmehr die unerklärte Verschiedenheit der geistigen Begabung, die den einzelnen Stämmen der Menschheit zu Theil geworden ist, unter sonst ähnlichen Bedingungen zum Auseinanderweichen ihrer Bildungsgänge führt; manches überdies, was wir geneigt wären, als ziemlich unmittelbare Wirkung der durch die äußern Umgebungen bedingten Lebensweise zu betrachten, ist vielleicht Nachklang einer zu Grunde gegangenen oder Reflex einer anderswo bestehenden Cultur, mit welcher der historische Lauf der Ereignisse auch einen scheinbar isolirt sich entwickelnden Stamm doch in fruchtbare Beziehungen gebracht hat. Mag nun die geschichtliche Betrachtung

diese zusammenwirkenden Einflüsse zu sondern suchen; wenn es dagegen nur gilt, den sittlichen Werth von Lebensformen zu beurtheilen, auf denen auch die Cultur der Gegenwart noch beruht, so werden wir nicht zweifeln, daß die seßhafte Niederlassung und der Wirkungskreis, der sich in Haus und Hof eröffnet, die feste Grundlage eines geschlossenen Familienlebens und mittelbar durch dieses auch die Basis der größeren gesellschaftlichen Ordnung bildet. Es liegt freilich weder als eine Möglichkeit im Laufe der Dinge, noch als ein unabweisbares Bedürfniß in der menschlichen Natur, daß eine und dieselbe feste Heimat die allmählich anwachsenden Geschlechter dauernd beherberge, die in ihr geboren wurden, oder daß die Bande der Verwandtschaft, welche die zahlreich gewordene Nachkommenschaft mit ihren Vorvätern und unter einander verknüpfen, ins Unendliche hin der Erinnerung klar und gegenwärtig bleiben. Großältern und Enkel verbindet noch eine starke natürliche Zusammengehörigkeit, aber über die dritte Generation hinaus und entsprechend in der wachsenden Seitenverbreitung der Verschwägerung gehen diese Gefühle der Blutsverwandtschaft rasch in ein allgemeineres Interesse zurück, das nur noch der Mensch am Menschen, oder der Landsmann am Landsmanne nimmt. Aber dies vernichtet nicht den Zauber, den über das Gemüth die mögliche Rückerinnerung an eine seit Jahrhunderten sich fortsetzende Reihe von Generationen, als deren letzte Glieder wir uns wissen, immer ausüben wird; wie jedoch diese Tradition nur unter Voraussetzung eines schon stark gewordenen Culturgefühls möglich ist, so liegt ihr Werth auch nur entweder in dem Bewußtsein einer überkommenen historischen Aufgabe, die fortzuführen ist, oder in der Reflexion über die Verknüpfung menschlicher Schicksale, die hier mit Deutlichkeit an einer einzelnen sich fortspinnenden Kette verfolgt werden mag, während die allgemeine Geschichte über der Betrachtung des Gesammtgeschlechtes die einzelnen Fäden aus dem Auge verliert. Nur Wenigen kann dieser Rückblick und das Glück vergönnt sein, in einem alten Stammsitz unter den Denkmälern der Vorfahren zu weilen; den Meisten

wird eine vorübergehende Häuslichkeit der Aeltern die Stelle eines angestammten Grundbesitzes vertreten. Aber auch zu solchem Vaterhause kehrt die Phantasie gern aus dem bewegten Leben zurück, und nach der Zerstreuung der Familie, wenn mit der erschwerten gegenseitigen Uebersicht der auseinandergehenden Lebensbahnen ihrer Glieder das Gefühl ihrer Verbindung sich abschwächt, bezeugt eben die Rücksehnsucht nach dem tiefempfundenen einstigen Glücke der häuslichen Vereinigung den Werth, den auch in unsern Culturverhältnissen die feste Ansiedelung der Familie besitzt. Diese Zerstreuung selbst aber wird gemildert durch die mehr und mehr hervortretende Bedeutung der Gesellschaft, die, je vollendeter und reicher ihre innere Gliederung wird, um so zahlreicher andere sittliche Verhältnisse zwischen den Einzelnen erzeugt, deren Werth den Banden der Verwandtschaft gleichkommt und in einzelnen Fällen sie zu überwiegen anfängt. Doch bedarf es kaum eines Beweises, daß die sittliche Kraft dieser geselligen Beziehungen selbst auf dem Grunde des häuslichen Familienlebens wurzelt, und daß jede scheinbar excentrische Lebensbahn im Stillen um diesen Mittelpunkt gravitirt und ihren menschlichen Werth darin hat, daß sie aus jenem Leben entsprang, in ihm endet oder für eine Gemeinschaft wenigstens arbeitet, die auf ihm beruht.

Wenn nicht schon der natürliche Lauf der Dinge aus dem einzelnen Stammpaar eine sich erweiternde Gesellschaft erzeugte, oder in der gegenwärtigen Welt jeden ohne sein Zuthun in der Mitte einer schon bestehenden Gesellschaft entstehen ließe, so würde zur völligen Entwicklung der Humanität und zur Befriedigung aller Bedürfnisse seines Gemüthes jenes einzelne Paar sich diesen größeren beseelten Hintergrund seines Lebens ersehnen müssen. Ich bezweifle nicht, daß die kleinste Hütte Raum hat für glücklich Liebende; aber wir können gewiß sein, daß ohne Erinnerung an eine Gesellschaft, deren bildenden Einfluß sie vor ihrer Isolirung erfuhren, und ohne Rückkehr in diesen lebendigen Kreis das Glück

ihrer Liebe nicht wesentlich größer sein würde, als es den Waldindianern zufällt, deren melancholische Paare einsiedlerisch und stumm in Aufsuchung und Genuß der täglichen Bedürfnisse neben einander hingehen. Das Drama des Lebens fällt zu inhaltlos aus, wenn nur zwei Personen es spielen; sie bedürfen wenigstens des Chores, der ihnen die unendliche Fülle menschlicher Interessen gegenwärtig erhält, von denen ihre eigenen wechselseitigen Beziehungen doch immer nur einen kleinen Theil zum Bewußtsein bringen. Man ist nicht zufriedengestellt durch das einsame Zusammenleben mit einem Zweiten; man will ihn in seinem Verhalten zu einem Dritten beobachten und sich selbst von ihm in dem eigenen Verhalten zu diesem Dritten beobachtet wissen; man will endlich, daß das eigene Wechselwirken von einer beseelten Umgebung gesehen und anerkannt werde, und völlig unbekannt genießen gilt fast so viel als nicht sein. Dieses Bedürfniß geht durch unser ganzes Leben; auch die bescheidenste Liebe will doch ihr Glück zuletzt zeigen; der Freund will vor fremden Augen stolz sein können auf den Freund; nicht das Lob, das der Andere uns ertheilt, befriedigt uns so sehr, als das Bewußtsein, mit ihm beladen vor einem Dritten zu erscheinen; jedes künstlerische Streben bedarf der Anerkennung, und die entsagendste wissenschaftliche Thätigkeit, die zurückgezogen von der Mitwelt sich in sich selbst versenkt, rechnet im Stillen auf die unsichtbare Nachwelt und ihr Verständniß; nicht umsonst endlich ist zu allen Zeiten der beliebteste Gesprächstoff der Nebenmensch; denn in der That Alles, was sonst im Himmel und auf der Erde ist, kommt an unmittelbarem Interesse den Handlungen des Menschen nicht gleich, in deren Betrachtung, Untersuchung, Tadel und Billigung wir unserer eigenen Vorzüge, Mängel, Bestrebungen und Ziele am meisten bewußt werden können.

So lange nun in einer größeren Gemeinschaft von Menschen die Natur der Lebensweise eine völlige Gleichartigkeit der Zwecke und der Beschäftigungen Aller unterhält, wird diese gegenseitige Theilnahme an einander nicht ihre ganze bildende Kraft entfalten.

Erst die feste Niederlassung und die auf den Ackerbau begründete Mannigfaltigkeit der Arbeiten führt zu einer wachsenden Verschiedenheit der Berufe, deren eigenthümlicher Geist, ohne die allgemeinen menschlichen Eigenschaften zu unterdrücken, doch den ganzen Menschen ergreift und durchdringt. Ein doppelter Vortheil liegt hierin. Jede ausschließlich gewählte Lebensarbeit bedingt einerseits nicht nur eine gründlichere Kenntniß der Gegenstände, denen sie sich widmet, und gewöhnt an eine größere Strenge formaler kunstmäßiger Consequenz in ihrer Behandlung, sondern sie eröffnet auch einen übersehbaren in sich zusammenhängenden Anschauungskreis, innerhalb dessen sich allgemeine Wahrheiten um so überredender aufdrängen, an je specielleren Beispielen sie sich anschaulich und greiflich und der gewöhnlichen Beschäftigung wie eingeboren aufdrängen. Man darf, um dies zu würdigen, nur an den Schatz der Sprichwörter und der sprichwörtlichen Redensarten denken, in denen jedes Volk seine praktische Lebensweisheit niederzulegen pflegt; die ausdrucksvollsten von ihnen verrathen, daß sie ihre allgemeine Wahrheit innerhalb eines bestimmten Berufskreises von speciellen nur hier vorkommenden Beispielen abstrahirt haben. Anderseits gibt jeder Beruf dem Gemüth sein eigenthümliches Temperament, der Phantasie ihre besondere Richtung, der Weltauffassung ihre unterscheidenden Standpunkte und Manieren der Beurtheilung, den Leidenschaften und der ganzen Haltung des Menschen ein zusammenstimmendes Sondergepräge; dadurch eben wird der Eine für den Andern nun ein Gegenstand von größerem Interesse. Indem wir uns in das Studium einer uns so fremdartigen und von der unseren abweichenden Erscheinung vertiefen, tritt neben den unzähligen Einzelheiten, die unsere Theilnahme erregen, das allgemeine Menschliche um so klarer hervor und unser sittlicher Gesichtskreis erweitert sich, sobald wir die eigene individuelle Manier des Daseins nicht mehr für die einzige denkbare oder löbliche zu halten berechtigt sind. Aber da schon der Anfang der Odyssee hervorhebt, was unser moderner Reisetrieb bestätigt, welchen Werth es nämlich hat, vieler Menschen Städte

und Sinnesart kennen zu lernen, so bedarf diese Seite des bildenden Einflusses der Gesellschaft keiner weiteren Beweise. Im Gegentheil wollen wir der Gefahren gedenken, welche die immer weitergehende Mannigfaltigkeit der Lebensweisen und ihr wechselseitiges Kundwerden für einander mit sich bringt.

Welche Verengung des Gedankenlaufes, welche Verkümmerung der Empfänglichkeit für wesentliche menschliche Interessen die Monotonie einer beschränkten Berufsweise verursachen kann, bedarf nur dieser kurzen Erinnerung; aber auch das Nebeneinanderbestehen verschiedener Lebensarten hat neben den Vortheilen seine Nachtheile. Je gleichförmiger die Beschäftigung einer größern Gesellschaft ist, desto leichter bildet sich als Norm für alle ihre Verhältnisse eine feste, Alles in ihr Bereich ziehende Sitte, die, so lange sie besteht, zwar den Einzelnen fast nur als ein Beispiel einer nationalen typischen Bildung dahinleben läßt, ihn aber doch auch dem Unglück des Zweifels und der sittlichen Haltungslosigkeit entzieht. Wo dagegen die Bildung eine mannigfaltigere Gliederung der Arbeit und der Lebensformen hervorgebracht hat, am meisten, wo durch historische Conflicte die in sich zusammenhängenden Culturweisen verschiedenartiger Völker sich mischen, bietet sich dem Gemüthe eine verwirrende Buntheit möglicher Existenzarten dar, die ebenso kräftig, wie sie einerseits die Intelligenz über die Beschränktheit hergebrachter Vorurtheile erhebt, anderseits auch die Haltbarkeit und Sicherheit aller sittlichen Schranken erschüttert. Die großen Völkermischungen, die mehrfach im Laufe der Geschichte eingetreten sind, bilden dadurch in gewisser Weise die interessantesten Epochen der menschlichen Entwicklung. Auf den Trümmern einer in sich festen und harmonischen Cultur regt sich ahnungsvoll, ungebunden, mit Lebhaftigkeit nach allen Seiten hin suchend und durch den Mangel inneren Gleichgewichtes zu glänzenden Extravaganzen geneigt, die ihrer Wildheit zurückgegebene und doch durch den Einfluß der Vergangenheit vielfach angeregte Phantasie der Menschheit; aber wenn sie buntfarbigere, wärmere und mannigfachere Erzeugnisse hervor=

bringt, als in der Regel die Blüthezeit einer zum Gleichgewicht gekommenen, Ein Ideal ausschließlich verfolgenden Cultur, so sinken anderseits diese Zeiten in ein Gemisch naturwüchsiger Barbarei und einzelner naturwidrigen sittlichen Uebertreibungen zurück. Man kann diese sittlich auflösende Kraft auch in der Gegenwart an allen den menschlichen Wohnstätten beobachten, in denen sich große Gegensätze der Cultur fortwährend berühren. Es ist eine längst gemachte richtige Bemerkung, wie verwirrend auf schwache Gemüther im Orient die Betrachtung so verschiedener Stämme einwirken muß, die, weiß oder schwarz von Haut, freiheitstolz oder knechtische Sklaven, hier zu diesen, dort zu jenen Göttern beten, die einen die Treue der Ehe bewahren, die andern die Freuden der Polygamie genießen; und es geht Alles; Alle befinden sich auf ihre Weise wohl und es fährt nirgends ein Blitz vom Himmel, um zwischen diesem Chaos der Meinungen zu richten.

Um aus einer nationalen Gewohnheit des Lebens in eine selbstbewußtere Humanität überzugehen, muß die Bildung durch diese Gefahr des Skepticismus hindurch, und die Geschichte wiederholt stets ihre Bemühungen, die Wechselwirkung menschlicher Geschlechter zu steigern. Seltener werden die größeren Wanderungen der Einzelnen und der Völker durch den Mangel der einfachsten und natürlichsten Unterhaltsmittel des Lebens, öfter durch einen unruhigen abenteuerlichen Drang, am häufigsten durch die Begierde nach Gegenständen hervorgerufen, deren unmittelbarer Werth für die menschliche Natur gering ist, und die nur theils durch Schönheit und Fremdartigkeit die Sinne und die Neugier locken, theils selbst erst im Laufe der Bildung durch Gewohnheit die Dringlichkeit nothwendiger Lebensreize erhalten. Schon die Dichter und Moralisten des Alterthums haben von der Unersättlichkeit des Menschen gesprochen, die, von tausend künstlichen Bedürfnissen gestachelt, alle natürlichen Beschränkungen überfliege und in das Leben, das einfach und friedlich verlaufen könnte, die Unruhe und Gefahr fernhinzielender Unternehmungen bringe. Wie Vieles könnte diesen Klagen die Gegenwart hinzufügen! Denn

kein Reich der Natur ist, das nicht durch Producte, die es anbot, das Menschengeschlecht zu unabsehbarer Arbeit entflammte. Durch Gold und Edelgesteine, durch Eisen, Schwefel und Kohle lockte das Mineralreich und führte zur Entdeckung neuer Welttheile und zu einem Aufschwung der Industrie, aus dem mittelbar unzählige andere menschliche Thätigkeiten ihre Anregung und einen weiten Wirkungskreis gewannen. Durch seine nährenden Früchte belebte schon früh das Pflanzenreich den Handel, aber durch Zucker, Kaffee, Thee und die mannigfachen Gewürze, die man entbehren konnte, so lange man sie nicht besaß, hat es in weit höherem Maße den gewinnsüchtigen Unternehmungsgeist herausgefordert. Endlich hat das Thierreich durch den Walfisch und durch das Pelzwerk der Vierfüßler des Nordens bis zu unwirthlichen Polarregionen den Muth und den Forschungsgeist der Menschen verlockt und durch das Gespinnst der unbedeutenden Seidenraupe gebildete Nationen früh zu gegenseitigem Verkehr veranlaßt. Zu bekannt, als daß sie mehr als einer Erwähnung bedürfte, ist unserer Zeit die Unermeßlichkeit der Einflüsse, welche diese Anregungen auf die Entwicklung aller menschlichen Kräfte ausgeübt haben. Ein Leben, welches mit der Befriedigung seiner natürlichsten Bedürfnisse zufrieden gewesen wäre, würde wenig Veranlassung zur Fortbildung gefunden haben; der entbehrliche Luxus hingegen hat alle physischen und geistigen Kräfte zu äußerster Anspannung getrieben, und indem der Maßstab der Anstrengungen beständig wuchs, welche Hoffnung auf Erfolg gewährten, ist in diesem Dienste die Wissenschaft groß gewachsen, die Phantasie des Menschen hat unermeßliche bildende Beschäftigung, der moralische Muth unzählbare Gelegenheiten seiner Bewährung unter neuen und eigenthümlichen Bedingungen gefunden.

Wir haben bisher die Cultur nur in Bezug auf die Güter des Lebens betrachtet, welche sie erzeugt und dem Einzelnen darbietet; je höher sie steigt, um desto mehr bedarf sie auch äußerlich

festgestellter Normen des Verhaltens der Einzelnen gegen einander und einer bestimmt angeordneten Verwaltung, welche die zweckmäßigste Befriedigung der Bedürfnisse Aller durch das vorhandene oder das erringbare Quantum der Genußmittel sichert. Die Gesellschaft mit ihrer naturgemäß entstandenen Sitte und Convenienz verwandelt sich in den Staat, welcher kunstgemäß und mit bewußter Berechnung die in dem Geiste der Gesellschaft lebendigen sittlichen Ideen in die Einzelheiten ihrer vorgefundenen Lage als ordnende Principien hineinarbeiten, und in einem systematischen Ganzen von Rechten und Pflichten dem Gemüthe den geistigen Organismus, dem es sich als Glied einzufügen hat, als eine ausgeprägte objective Wirklichkeit vorhalten soll. Es ist nicht dieses Ortes, ein Ideal der politischen Ordnung zu verzeichnen, eine Aufgabe, zu der wir erst am Ende unserer Betrachtungen zurückkehren werden; nur die Nothwendigkeit, ein solches Ideal in mehr oder minder glückenden Versuchen zu verfolgen, und die unvermeidlichen Stellungen, in welche zu ihm nach dem Laufe der Welt der lebendige Einzelne tritt, haben wir kurz zu berühren. Es wird zwei beständige Conflicte geben, den einen zwischen der subjectiven Willkühr überhaupt und dem Gebundensein durch eine objective Ordnung, den andern zwischen den Bedürfnissen des Einzelnen und dem Mechanismus des politisch geordneten Lebens, der sie ihm nicht alle befriedigt.

So alt Staatenbildungen in der Welt sind, so alt ist auch der Druck, den ihre Institutionen auf einzelne der Angehörigen ausüben; tadelnswerth überall da, wo dem Verdienste und der aufstrebenden Kraft gesetzlich der freie Raum zur Entfaltung und zur Erringung einer angemessenen Lebenslage verweigert wird, entschuldbar da, wo außer der freien Eröffnung jeder Laufbahn die staatlichen Einrichtungen nicht zugleich alle Hindernisse hinwegräumen, die ihrem Betreten theils die äußern Umstände, theils die menschliche Natur und ihre Schwächen und üblen Neigungen entgegenstellen. Wir werden später doppelte Veranlassung haben, auf diese theils vermeidlichen, theils unvermeidlichen Mängel

menschlicher Einrichtungen zurückzukommen; nur so fern sie den Zweifel an dem Glücke der Cultur überhaupt und die Rücksehnsucht nach einfachen Naturzuständen erregen, erwähnen wir sie hier. Daß die wachsende Verfeinerung des Lebens nicht Allen in gleichem Maße zu Gute komme, und daß ein unbeschränkter Genuß der physischen und geistigen Güter der Bildung nur sehr wenigen Begünstigten zu Theil werde, daß dagegen zu allen Zeiten ein großer Bruchtheil der Menschheit weit unter dem Niveau der erreichbaren Bildung und sehr entfernt von ihrem Genusse zurückbleibe, wird nicht in Abrede zu ziehen sein. Um so irriger ist der Wahn, daß unvermeidlich die Cultur, indem sie jene Begünstigten hebt, die Uebrigen unter das Maß des Lebensgenusses herabdrücke, das ihnen möglich wäre, wenn alle Schranken der verwickelten geselligen Ordnung hinwegfielen. Das gereizte Gemüth des Leidenden vergißt dabei sehr viele Wohlthaten, die ihm diese Ordnung erweist, und die, weil sie nicht die greifbare Gestalt eines Sonderbesitzes annehmen, eben so leicht übersehen werden wie die Gegenwart der Luft, die um uns ruhend unser Athmen möglich macht; er vergißt die Sicherheit seiner Person, den Rechtsschutz, der doch auch seinen Ansprüchen zu Theil wird, die ihm offen stehenden Möglichkeiten der Bildung, die Benutzung, ja eben das Vorhandensein selbst, vieler geordneten und vorbereiteten Wege zum Versuch, seine Kräfte für sich selbst nützlich zu verwenden. Er vergißt, daß dies alles, ebenso wie die ganze Kenntniß der meisten Güter, die ihm versagt sind, nur durch die von ihm gescholtene Civilisation möglich ist, und daß anderseits der einfache Naturzustand, in den er sich zurücksehnt, in den meisten Klimaten gar nicht, und in sehr wenigen auch nur annähernd und auf die Dauer einem zahlreich gewordenen Menschengeschlecht dieselbe Befriedigung seiner Bedürfnisse gewähren würde. Die Uebel der Armuth und des Elends, die wir so oft in betrübendem Gegensatze zu dem dicht neben ihnen sich entfaltenden Glanze des Reichthums finden, müssen ohne Zweifel ernstliche Bestrebungen zur Verbesserung der socialen Einrichtungen anregen, aber sie ent-

kräften die Behauptung nicht, daß, wo nicht eigene Verschuldung ihn daran hindert, Jeder, der auch nur in untergeordneter und ungünstiger Stellung einer civilisirten Gesellschaft angehört, nicht nur an einem unendlich reicheren Geistesleben Theil nimmt, sondern auch die Möglichkeit einer materiellen Wohlfahrt hat, die seine eigne vereinzelte Kraft ihm nicht gewähren würde.

Auch den andern Conflict, den wir zuerst nannten, berühren wir nur mit einem Worte. Der Druck, den die allgemeine Ordnung auf den Einzelnen ausübt, die Schranken, welche sie seinen Launen, Phantasien und Leidenschaften entgegensetzt, erregen das natürliche Gegenbestreben in ihm, entweder sich dieser gedrückten Lage zu entziehen, oder, wo dies nicht möglich ist, jene Ordnung selbst, die Ursache des Druckes, aufzuheben oder umzugestalten. Zu dem letztern Versuche wird die Gesellschaft sich berechtigt fühlen, wenn sie selbst als Ganzes von ihren unpassend gewordenen Einrichtungen leidet. Und allerdings würde es ein leerer Formendienst sein, eine bestehende Ordnung im Widerstreit mit den Bedürfnissen der Gesammtheit aufrecht halten zu wollen, zu deren systematischer Befriedigung sie vorhanden ist. Gleichwohl steht diese gegebene Ordnung nicht blos dem Einzelnen als eine berechtigte Schranke seiner individuellen Gelüste entgegen, sondern sie kann in echt menschlichem Sinne auch in die Willkühr der Gesammtheit nicht so vollständig gestellt sein, als wäre sie das beliebige Erzeugniß ihrer Uebereinkunft. Die Statuten einer freiwillig zusammengetretenen Gesellschaft werden wohl für verbindlich geachtet von gewissenhaften Theilnehmern, aber Niemand sieht sie für heilig an; ja selbst daß sie für verbindlich gelten, dieses Halten an Treu und Glauben, scheint mir nur in der Mitte einer civilisirten Gesellschaft möglich, die vorher gewohnt gewesen ist, eine von ihrer Willkühr unabhängige verpflichtende Ordnung der Dinge zu achten. Eine große politische Gemeinschaft ist nun überall zum großen Theil ein Werk der Natur, oder vielmehr nicht der bloßen Natur, sondern der von dem Einzelnen unabhängigen sittlichen Weltordnung, auf deren Gebote eben das menschliche Geschlecht sich in

seinem Zusammenleben besinnt. Sie beruht einerseits auf der Pietät gegen das, was die Vorfahren an menschlicher Arbeit, an Humanität zu entwickeln begonnen haben, anderseits auf der sorgenden Liebe für die Nachkommen, denen wir das empfangene Erbe zu erhalten und vermehrt zurückzulassen haben. Eine Menschheit, welche Vergangenheit und Zukunft ganz vergessen und die Formen ihres Lebens rein zur Befriedigung der Gegenwart gestalten wollte, würde sich in nichts als in der größeren Zweckmäßigkeit ihrer Mittel von der Thierheit unterscheiden. Obgleich daher gewiß der Mechanismus der civilisirten Ordnung um der Gesellschaft willen, nicht diese um jenes willen vorhanden ist, so ist doch die Gesellschaft nicht der Summe aller in ihr gleichzeitig vorhandenen Einzelnen gleichzusetzen. Selbst wenn der unwahrscheinliche Fall einer ausnahmslosen Uebereinstimmung Aller einträte, würden sie dennoch nicht die Gemeinde bilden, die, sittlich betrachtet, mit souveräner Willkühr über alle Formen ihres eignen Bestehens bestimmen dürfte; die dahingegangenen Geschlechter und die, die noch im Schoße der Zukunft ruhen, gehören als wesentliche Glieder mit zu dieser Gemeinde. Nur dann ist der Mensch wahrhaft Bürger eines Staates oder Weltbürger zu nennen, wenn er sich eingeschlossen in diese unabgebrochene Kette zeitlicher Entwicklung der Humanität fühlt, beschenkt mit unzähligen Gütern, die ihm die Vorzeit erwarb, und eben darum mit Leib und Leben diesem geschichtlichen Ganzen verpflichtet, ohne das seine eigne Existenz undenkbar wäre, und dessen angefangene Arbeit er durch seine Thätigkeit und Intelligenz fortzuentwickeln berufen ist. Von diesem Gefühl ist zu allen Zeiten etwas in den Menschen lebendig gewesen, aber die Betrachtung der Geschichte wird uns lehren, wie selten das einseitige Haften am Alten und die blinde leidenschaftliche Neuerungssucht sich zu diesem Werke wahrhafter Entwicklung mit Bewußtsein verbanden und wie viel häufiger es der unbewußt drängenden Nothwendigkeit der historischen Verhältnisse überlassen wurde, den verweigerten oder verfehlten Fortschritt allmählich zu erzeugen.

Fünftes Kapitel.

Das innere Leben.

Zweifel über Zwecke und Bestimmung des Lebens. — Der Mensch als vergängliches Naturproduct. — Unmittelbare Meinungen und Reflexionen hierüber. — Die Verbindung mit der übersinnlichen Welt. — Der Aberglaube. — Die Religiosität. — Die Unstetigkeit und Zusammenhanglosigkeit der menschlichen Bestrebungen. —

Je vielgestaltiger sich die äußere Ordnung des Lebens verzweigt, desto dringlicher tritt die Frage nach dem Kern dieser Schale und nach dem Reingewinn hervor, der mit all den Unkosten der Lebensarbeit errungen werden soll. Sie wird nicht nur von dem aufgeworfen, den eine ungünstige Stellung in der Mitte verwickelter Culturverhältnisse zu einem langen Kampf um seine Existenz und zu einer sich fortschleppenden Reihe von Anstrengungen nöthigt, in der jeder erreichte Erfolg nur die augenblickliche Nothwendigkeit neuer Arbeit und kaum in unabsehbarer Ferne die Aussicht auf eine endliche gesicherte Lage herbeiführt. Sie wird ebenso häufig von denen ausgesprochen, die ohne alle Sorge um die Erringung und Befestigung ihrer gesellschaftlichen Stellung zu dem Genusse aller Güter des Lebens gelangen; auch ihnen scheint es oft, als gäbe es Zwecke und Ziele des Daseins nur, so lange man sich deren willkührlich feststellt; nur die Leidenschaft des Ringens nach dem noch Unerreichten scheint das Gemüth beleben zu können, jedes erreichte Gut dagegen sich zu verflüchtigen und die Schalheit der zurückbleibenden Abspannung vergeblich nach einem neuen Ziele zu suchen, dessen Reiz den Augenblick seiner Erlangung überdauerte. Es gibt günstigere Loose allerdings, solche, in denen saure Wochen und frohe Feste, Arbeit und lohnender Genuß billiger gemischt sind; aber auch aus der Zufriedenheit solcher Lebensläufe schrecken uns doch die Zweifel auf, die uns die

Uebel des Naturlaufes und die Betrachtung der Geschichte gleichmäßig erwecken. Der Trost, den eine zusammenfassende Ueberlegung der menschlichen Geschicke und die Spuren göttlicher Leitung in der Geschichte der Menschheit gewähren könnten, liegt nicht in dem Gesichtskreise der Menge; ihren Augen bietet sich fast nur jener Kreislauf der Dinge dar, in welchem die versöhnenden Elemente doch nur für ein Gemüth, das seinen Frieden schon gemacht hat, sich mit den verletzenden ausgleichen. Es ist nicht jedem redlichen Streben möglich, sich zu einer befriedigenden Lebenslage emporzuarbeiten, und wenn wir selbst zugeben wollten, daß kein Mißgeschick ohne Mißgriffe dessen eintritt, der es erduldet, so wird dadurch wenig die Bitterkeit gemildert, mit der wir unverhältnißmäßig größere Fehler durch unverdiente Gunst der Umstände belohnt sehen. Wie viele Hoffnungen endlich unterbricht Krankheit und Tod; wie viele Seelen erscheinen in diesem irdischen Leben nur, um es eben so schnell zu verlassen, ziellos, zwecklos, ohne irgend eine Frucht der Entwicklung in ihrem kurzen Dasein! Und der Ueberblick der menschlichen Schicksale, so weit sie in unsere lebendige Erinnerung fallen, was zeigt er Anderes, als die beständige Wiederkehr derselben Mühen und Leiden, derselben Mißverständnisse und Verkehrtheiten, nur durch die Verschiedenheiten der äußern Scenerie abwechselnd, und aufgehellt überall von denselben einzelnen Lichtern eines bald wieder erlöschenden Genusses? Wie groß ist die Reihe der Stunden und Tage, die in Arbeiten und Anstrengungen hinschwinden, alle nur unternommen in Hoffnung eines Erfolges, der mehr werth ist als sie selbst; und wie wenig zahlreich die Augenblicke, in denen es uns vorkommt, als hätten wir wirklich gelebt und uns nicht nur mit den Zurüstungen zum Leben beschäftigt! Betrachtungen dieser Art werden kaum irgend einem Gemüthe ganz erspart, wie flüchtig sie auch, zum großen Glücke der Menschheit, in den meisten auftauchen und bald wieder von der Leichtblütigkeit oder der Entsagung verdrängt werden, mit welcher das menschliche Herz doch wieder jedem kleinen Reize des Lebens sich hingibt und für den Augenblick durch ihn zufrieden

stellen läßt. Es ist das alte Wort: wir wissen nicht, von wannen wir sind, wir wissen nicht, wohin wir gehen; wohl kann es uns wundern, daß wir so fröhlich sind.

Der kurze Ueberblick über das menschliche Dasein, durch welchen wir bisher die Betrachtung seiner geschichtlichen Entwickelungen vorzubereiten gedachten, kann nicht damit enden wollen, diese inhaltschweren Fragen zu beantworten. Aber dies eben, daß sie aufgeworfen werden, und daß die Menschheit zweifelnd, hoffend, phantasirend und glaubend nach Zielen ihres Daseins ausblickt, daß sie sich in beständiger Verknüpfung mit einer übersinnlichen Welt fühlt und selbst durch absichtliche Bekämpfung dieses Gefühls nur dessen widerspenstige Lebendigkeit bezeugt: diese ganze Summe von Reflexionen und Gemüthsbewegungen muß ebenso wie die äußere Ordnung der Gesellschaft, ja vielmehr noch ausdrücklicher als diese, unter den entscheidenden Thatsachen erwähnt werden, welche die Humanität über alle psychische Ausbildung der Thierwelt erheben. Zu festen Formen geselliges Zusammenlebens führt auch einzelne Thiergeschlechter die Wechselwirkung des psychischen Mechanismus mit ihrer physischen Organisation; aber während in diesen Thierstaaten eine vorherbestimmte Ordnung, die nichts mehr fraglich läßt, die Leistungen aller Glieder zu einem stets gleichförmigen Ganzen verbindet, bricht in der Menschheit erst, eben indem sie die Frage nach ihrem eignen Wesen und ihrer Bestimmung aufwirft, ein wahrhaft inneres Leben an, zu dessen Ausbildung und Bereicherung aller Aufwand äußerlicher Thätigkeit bestimmt scheint. Die Lebensansichten, welche der Versuch zur Beantwortung dieser Fragen zu allen Zeiten in dem menschlichen Gemüthe hervorbringt, werden der letzte Gegenstand unserer diesmaligen Erwägung sein.

Kaum irgend eine theoretische Ueberzeugung hat an ihrer Vergleichung mit der Erfahrung eine härtere Probe zu bestehen, als die Meinungen, die wir uns über unsere eigene menschliche Natur und Bestimmung bilden. In der stillen Zurückgezogenheit

speculativer Betrachtung tritt meist das Gute, Edle und Bedeutungsvolle des menschlichen Wesens, wie allein vorhanden, hervor, und indem alle Schlacken fallen, verklärt sich unvermerkt das Bild des Menschen zu einer idealen Gestalt, die in dem vernünftigen Ganzen der Weltordnung nicht nur harmonisch ihre Stelle füllt, sondern eine so hervorragende Stelle verdient, daß die Bedeutsamkeit ihrer Bestimmung und der Tiefsinn ihrer Weltstellung kaum würdig genug zu bezeichnen scheint. Es ist ein harter Zusammenstoß, mit dieser Ehrfurcht vor dem Begriffe der Humanität seinen einzelnen Trägern auf der Straße zu begegnen. Wohl finden wir die allgemeinen physischen und geistigen Hilfsmittel, welche dem Menschen zur Erfüllung jener hohen Bestimmung gegeben sind, überall wieder, aber so wenig im Dienste dieser Bestimmung verwendet, daß Menschenliebe im Allgemeinen und Menschenverachtung im Einzelnen zwei nur allzu verträgliche Gefühle werden. Es mag sein, daß die letztere durch eine billigere Berücksichtigung der bessern Keime sich mildern läßt, die auch in einer verzerrten menschlichen Natur sich immer noch finden; aber im Ganzen sollte doch der Eindruck dieser Erfahrungen uns bedenklich gegen jene Selbstüberschätzung des Menschenwerthes machen, die unsern anthropologischen Reflexionen so geläufig geworden ist, und die eigentlich nur wenig dem weit demüthigeren Urtheile entspricht, mit dem das menschliche Geschlecht in seinem unbefangenen Lebensgefühle sich selbst mißt. So wie man überall die irdische Natur als die einzige Erscheinungswelt ins Auge faßte, in welche die Fülle des schöpferischen Grundes sich ausgegossen habe, so hat die Philosophie ganz gewöhnlich den Menschen als den isolirten höchsten Gipfel dieser Welt betrachtet und zwischen ihm und Gott keine andere Vermittlung als eine Kluft zu sehen geglaubt, deren völlige Leere dem Versuche, sie ganz zu überspringen, nur wenig widerstehen würde. Wer nur der unmittelbarsten Erfahrung trauen will, die uns Uebersinnliches gar nichts, und in der Sinnenwelt den Menschen als das Höchste vor Augen stellt, hat in seiner Weise Recht. Wer jedoch einmal seiner Ahnung verstattet, die Grenzen der sinnlichen

Welt zu überfliegen, hat Unrecht, wenn er nicht zugleich die mögliche Grenzenlosigkeit des übersinnlichen Reiches anerkennt, sondern lieber versucht, das Höchste der bekannten Sinnenwelt zum unmittelbaren Nachbar des Schlußsteines im Weltbau zu machen. Es ist nicht unsere Aufgabe, jene grenzenlose Weite durch mehr oder minder kühne und unsichere Träume auszufüllen; aber aussprechen müssen wir, wie gar nichts uns eine Theorie gilt, die in eitelem Vertrauen darauf, in irgend einer dialektischen Methode die Gleichung für die gesetzliche Curve der Weltentwicklung zu besitzen, den menschlichen Geist als die letzte und höchste Verendlichung des Unendlichen, menschliches Leben und Dasein als den letzten Ring in der großen Kette von dessen Selbstentwicklungen erweisen zu können meint. Lassen wir alle diese Vermessenheit fahren, aus sicherer Kenntniß der Rangordnung, die uns im Weltbau so hoch gestellt hätte, die Geheimnisse unsers Wesens, unsere Hoffnungen und unsere Bestimmung zu deuten, und beginnen wir vielmehr damit, daß wir ein gebrechliches Geschlecht sind, das vielfach rathlos und hilflos in sich selbst sich im Zweifel herumwirft und nichts so unmittelbar empfindet, als die Unsicherheit über seinen Ursprung, seine Schicksale und seine Ziele.

Dieselbe erhabene und feierliche Beleuchtung, in welcher der Begriff der Menschheit dem Blicke der Speculation zu erscheinen pflegt, ist nur noch in weit ergreifenderer Färbung über die stillen Gestalten der Urmenschen gebreitet, wie die Ueberlieferung sie am Anfang der Geschichte in der Umfriedigung des Paradieses oder doch in patriarchalischer Einfalt über die noch junge Erde wandeln läßt. Wie schnell verändert sich der Glanz auch dieses Bildes, wenn wir auf das Gewimmel der inzwischen zahllos angewachsenen Menschheit blicken! Wie schwer fällt es unserer Phantasie, in diesem tausendfach gemischten Lärm des prosaischsten Verkehrs noch denselben Eindruck zu bewahren, den so natürlich jene kleine vertraute Gemeinde der Urwelt und die poetische Großartigkeit ihrer einfachen Lebensverhältnisse hervorrief! Gewiß sprechen wir nur ein Allen wohlbekanntes Gefühl aus, wenn wir an die de=

müthigende und verwirrende Wirkung erinnern, die auf uns der lebendige Anblick der unermeßlichen Menge der Menschen ausübt, in deren Gewühl unsere Persönlichkeit wie verloren zu gehen scheint. Nicht der ganz Einsame vielleicht weiß sich Gott am nächsten und in seiner unmittelbaren Beziehung zu ihm geschätzt und geschont; wohl aber empfindet dieses Glück, wer in der sittlichen Gliederung der Familie eingeschlossen alle die bedeutungsvollen Wechselverhältnisse, die sie Geistern zu Geistern gewährt, in seinem eignen Innern sich durchkreuzen fühlt, und dabei doch nicht durch den Gedanken an die tausendfältige Wiederholung gestört wird, durch welche an allen Punkten der Erde auch diese sinnige Harmonie des Daseins nur als ein gewöhnliches Alltagsvorkommen des Weltlaufs erscheint. Wie unser Herz nicht weit genug ist, um mit gleich lebendiger Liebe Alles zu umfassen, so scheuen wir uns, unsere Beziehung zu dem Unendlichen mit Unzähligen zu theilen, und ihre Stärke, ja die Zuversicht zu ihrer Wahrheit scheint uns in demselben Grade abzunehmen, in welchem sie sich schrankenlos über eine zunehmende Menge ausdehnt. Je mehr der Mensch aus einer patriarchalischen Zurückgezogenheit heraustritt und sich der unerschöpflichen Fruchtbarkeit bewußt wird, mit welcher die Erde seit undenklichen Zeiten Geschlechter auf Geschlechter entstehen ließ, mannigfach verschieden an äußerer Gestalt und inneren Anlagen und doch alle im Wesentlichen nach demselben Bilde, ja alle sogar in der Form und den Bedingungen ihres Lebens den Geschlechtern der Thiere ähnlich, die in noch größerer Fülle, massenweis entstehend und vergehend, die vergessensten Winkel der Erde beleben: je mehr dies alles unmittelbar dem Bewußtsein gegenwärtig wird, um so zaghafter wird der Mensch über den Werth seines eignen Daseins zu denken beginnen, und der Glaube, nichts Anderes, als eine der vergänglichen Erscheinungen zu sein, die eine ewige, in Schaffen und Wiedervernichten schwelgende Urkraft zwecklos hervorbringt und wieder verschwinden läßt, wird sich allmählich des Gemüthes bemächtigen.

Ich will hiermit noch nicht andeuten, daß diese Ansicht histo-

risch zu irgend einer Zeit im menschlichen Geschlecht die herrschende gewesen sei, obwohl sie sich in der That als die entscheidende Grundstimmung manches Zeitalters würde erkennen lassen. Ich will sie vielmehr als eine solche bezeichnen, die zu allen Zeiten aufzufinden ist, zwar niemals vielleicht als unbestrittener Glaube, wohl aber als ein weitverbreitetes Gefühl, das seinen Schatten wirksam genug auf alle menschlichen Bestrebungen wirft. Und zwar in doppelter Gestalt begegnet uns diese geringe Meinung des Menschen von sich selbst. Zuerst, ohne durch weitgehende Reflexion geschärft und entwickelt zu sein, tritt sie als ein unmittelbares Gefühl der eignen Niedrigkeit und Gewöhnlichkeit in der großen Anzahl derer hervor, die, durch die Ungunst ihrer Verhältnisse in einen engen Gesichtskreis eingespannt und zum Kampf mit alltäglichen kleinen Hindernissen gezwungen, im Grunde nur das Leben leiden, wie ein ihnen aufgenöthigtes Verhängniß. Vertraut mit dem Anblick des Elends, wissen sie wohl, wie der Naturlauf schnöde und haufenweis die Menschen zu Boden zieht, während den Glücklicheren der seltner beobachtete Untergang des Lebens wenigstens mit der Feierlichkeit eines außerordentlichen Ereignisses erhebt und tröstet. Alle Schattenseiten des Daseins, alle Mißhandlungen durch den gemeinen Lauf der Dinge treten unverdeckt in ihre tägliche Erfahrung und bringen jene widerstandlose Resignation hervor, mit der wir zu allen Zeiten die Masse des menschlichen Geschlechtes Leben und Tod ertragen sehen. Sie führen nicht sowohl das Leben, sondern sie dulden es durch, ohne Ziele im Großen, nur im Kleinen auf zweckmäßige Abwehr der augenblicklichen Uebel und die Gewinnung des nächsten kleinen Gutes bedacht; sie dulden eben so den Tod, als eine Nothwendigkeit, der zu entgehen für ihr Leben sich kaum der Mühe lohnte; denn welcher einzelnen Genüsse sie sich auch erinnern mögen, sie würden kaum ein bleibendes und großes Gut in ihrem Dasein finden, das sie der Vernichtung abstreiten müßten. Dieselbe Macht, die uns über so viele dunkle Abgründe des Lebens hinweghilft, mildert auch die melancholische Färbung dieser Stim-

mung, ich meine die leichtsinnige Vergeßlichkeit, mit welcher die menschliche Seele gar verschiedene Gedankenkreise, einen nicht wissend vom andern, nebeneinander beherbergt, und die uns befähigt, mit dem Hinterhalt einer so geringen Meinung von dem Werthe unsers ganzen Lebens gleichwohl uns voll und ganz der vergänglichen Lust einzelner Momente hinzugeben.

Was hier als unmittelbares Gemeingefühl des Daseins auftrat, kehrt durch Reflexion verfeinert und zu bewußtem Glauben gesteigert in zahllos verschiedenen Formen theoretischer Ueberzeugungen wieder, denen in diesem Augenblick weiter nachzugehen wir nicht versuchen wollen. Es wird keine Zeit gegeben haben, in welcher sich nicht Meinungen gefunden hätten, welche das menschliche Leben ausdrücklich nur als eine vergängliche Welle faßten, die ein unbekannter Grund in seiner beständigen Bewegung schlägt; aber alle diese Ansichten mit dem geringen Werth, den sie der individuellen Persönlichkeit als einem sterblichen und hinfälligen Scheine beilegten, haben eine bemerkliche Wirkung auf das Leben selbst nur da ausgeübt, wo ihnen die eben geschilderte unmittelbare Stimmung lebendig zu Grunde lag, deren Motive und Consequenzen sie reflectirend zum Bewußtsein brachten. Wo dagegen dies unmittelbare Gefühl des Daseins ein anderes und besseres war, wo große Interessen der Cultur und Civilisation das Gemüth mitbewegten und günstige Umstände der Erziehung und Bildung ihm eine lebendige Betheiligung an denselben gestatteten, da ist überall dies wirkliche Leben mächtiger gewesen, als die pantheistischen und materialistischen Meinungen, welche die Reflexion oder die Schule abseits von ihm entwickelt hatten, und die Menschen haben anders wirklich gelebt, gestrebt und gefühlt, als es in den Consequenzen ihrer Theorie über sich selbst gelegen hätte.

Ich weiß, daß man dies leugnen, und daß man behaupten wird, auch jede sittliche Größe und Reinheit des Lebens lasse sich folgerecht mit einer Ueberzeugung vereinigen, die in der That doch ganz aufrichtig das Vorhandensein einer übernatürlichen Ordnung der Dinge, unsere Verknüpfung mit ihr und die Fortdauer unserer

Existenz über die Grenzen des irdischen Lebens hinaus leugnet. Ich gebe die Thatsache dieser Vereinigung zu, aber nicht ihre Folgerichtigkeit; eben die Inconsequenz unsers Wesens vielmehr, die so oft unsern Charakter vor der Verderbniß durch unsere theoretischen Irrthümer bewahrt, macht es uns thatsächlich möglich, auf eine wie mir scheint ganz widerspruchsvolle Weise die Würde der Humanität im Leben mit Meinungen zu verbinden, welche sie eigentlich aufheben würden. Man gibt vor, die Verbindlichkeit der moralichen Gesetze werde nicht geändert, wenn wir alles geistige Leben als mechanische Wirkung des Stoffes und seiner zufälligen Combinationeu betrachten, ohne irgend eine höhere Bestimmung, außer eben der, so lange zu dauern und hin und her zu fluctuiren, als die Constellation der materiellen Bestandtheile es nothwendig macht; aber in dieser Behauptung liegt sicher nicht ein consequentes Zusammengehören beider Gedanken, sondern ein gewaltsamer sittlicher Entschluß, der sich dafür entschieden hat, zum Trotz der materialistischen Theorie die mit ihr unvereinbare Achtung vor dem Sittlichen festzuhalten. Man wird vielleicht an die Stelle einer übersinnlichen geheimnißvollen Welt, aus der für uns die Verbindlichkeit der sittlichen Gebote fließt, die Würde des Menschen setzen wollen, die Selbstachtung, die ihm auch isolirt von allem Anhalt an einem Höheren, dennoch gebiete, die niedere Natur in sich zu unterdrücken und zu beherrschen. Aber ich zweifle, daß eine Ansicht, die nur mechanischen Naturlauf kennt, consequenterweise etwas Anderes thun könnte, als Begriffe, wie den der Achtung überhaupt, zu jenen krankhaften Ausgeburten der Phantasie zu werfen, denen nichts Reelles entspricht, und deren sie eine so große Anzahl bereits zu verwerfen gelernt hat. Ich zweifle ferner, daß eine Meinung, für welche die individuelle Persönlichkeit nur ein schlechthin verschwindendes Moment in der Selbstbewegung einer unendlichen Substanz ist, folgerecht noch eine Veranlassung haben könnte, einem so nichtigen Wesen die Verpflichtung zur Wahrung irgend einer Würde aufzulegen, die ihm als diesem Einzelnen, Vergänglichen zukäme, von ihm durch

Selbstthätigkeit bewährt werden müßte oder könnte, und die nicht vielmehr überall, wo sie vorkäme oder fehlte, vorkommend oder fehlend auf jenes Unendliche zurückzuschieben wäre. Die wahre Consequenz aller solchen Ansichten kann nur die sein, sich gehen zu lassen, wohin die Natur treibt, und den ganz räthselhaften Funken von Selbständigkeit, den wir in uns finden, mit Klugheit zur Erreichung und Steigerung des natürlichen Wohlergehens zu benutzen. Durch die Nebenempfehlung ihrer durchschnittlichen Nützlichkeit allein könnten die sittlichen Gebote als Maximen unsers Handelns noch Zugang zu unserem Leben erhalten.

Es ist indessen weder möglich, noch unsere Absicht, hier bereits über das absolute Recht oder Unrecht der verschiedenen Meinungen über die übersinnliche Welt zu sprechen; wir hatten nur vor, sie anzuführen, so wie sie als thatsächliche Bestandtheile der menschlichen Bildung aufzutreten pflegen. Und eben in dieser Beziehung drücken wir noch einmal den Zweifel daran aus, daß jemals eine dieser Ansichten von der Unselbständigkeit und Vergänglichkeit des menschlichen Wesens zu einem wahrhaft die ganze Individualität, nicht nur in ihren Reflexionen, sondern auch in ihrem unreflectirten Dichten und Trachten vollkommen durchdringenden Lebensgefühl geworden sei. Es nimmt sich gut aus, wenn ein Dichter des Alterthums, nachdem er alle Vorstellungen von Göttern und einer Vergeltung nach dem Tode als unnütze Schreckbilder zurückgescheucht, die den glatten friedlichen Verlauf des natürlichen Lebensgenusses stören, nun auch die Furcht vor dem Tode schilt und uns zuruft, ob wir denn unbescheiden ewig genießen und nie mit Anstand von dem Gastmahl des Lebens als gesättigte Gäste zurücktreten wollen? Aber vergißt er nicht dabei, daß die Aufforderung zu Bescheidenheit und Anstand sehr frostig an den gerichtet wird, der im nächsten Augenblicke nicht mehr ist? oder liegt nicht vielleicht eben in diesem seiner Absicht ganz widersprechenden Gleichniß die wahrere Vorstellung, die ihn verstohlen beherrscht, die Vorstellung, daß dies Leben wohl ein vergängliches Gastmahl ist, von dem der gesättigte Gast, nicht eben so vergäng-

lich, nur zu einem andern Dasein zurücktritt, und mit der Erinnerung an das Genossene? Wie poetischen und glutvollen Ausdruck haben nicht anderseits so oft die pantheistischen Ansichten gefunden! Aber eben, indem sie das Verschwimmen des Einzelnen in das Allgemeine mit andächtigem Entzücken preisen, verherrlichen sie da nicht gerade das bleibende und fortdauernde Lustgefühl, das dem Vergänglichen in seiner Wiedervereinigung mit dem Ewigen entsteht? und sprechen sie dadurch nicht sogleich wieder die Unvergänglichkeit dieses Vergänglichen aus, das, wie es auch zu Grunde gehen mag, doch eben nur zu dem Grunde geht, in welchem es auf irgend eine Weise erhalten bleibt? Dieses Nebengefühl, welches die pantheistische Poesie nicht vermeiden kann, vermag auch das prosaischeste Raisonnement der alltäglichsten Meinungen gar nicht von sich abzuschütteln. Man mag noch so sehr von seiner eigenen bevorstehenden Vernichtung überzeugt zu sein scheinen oder von dem Verschwinden des persönlichen Daseins in den Schooß der allgemeinen Natur sprechen: man wird sich zwar vorstellen können, daß etwas nicht mehr geschehe, was früher geschah, aber nie, daß etwas nicht mehr sei, was früher war. Und wie man sich auch weiter zu überreden versuchen mag, unser eignes Selbst sei in der That nur ein Vorgang, ein vergängliches Geschehen zwischen veränderlich bewegten Atomen: das unmittelbare Gefühl unserer persönlichen Realität wird diesen Versuchen immer unüberwindlich sein und wir werden nie unser Verfließen in den allgemeinen Abgrund denken, ohne uns verfließend und verflossen doch wieder als in ihm erhalten und fortdauernd zu denken.

Ich wiederhole, daß ich diese Vorstellungsweisen nicht als Wahrheiten aufstelle, sondern als Thatsachen unsers natürlichen Bewußtseins schildere; sie mögen Recht haben oder Unrecht, aber sie sind die, mit denen wir uns durch das Leben schlagen; unsere Reflexionen werden nie der Ahnungen eines Uebersinnlichen ganz ledig. Sie sind anderseits eben so wenig im Stande, diese Ahnungen anders als durch einen gewaltsamen Entschluß des Glaubens zu unbestrittener Geltung zu erhöhen; der natürliche Zustand der

Menschheit ist das Schwanken zwischen dem Bewußtsein eines ewigen Weltberufes und der immer wieder aufquellenden Angst, gleichgiltige und aussichtslose Erzeugnisse des allgemeinen Naturlaufes zu sein, beide Gefühle gemildert durch den Leichtsinn der Gedankenlosigkeit. Auch in jene apathische Stimmung der Massen, die ich schilderte, fallen zerstreute Streiflichter dieser Ahnungen, und durch die Mahnungen ihres Gewissens wird es ihnen vorübergehend klar, daß sie doch nicht ganz dem Grase des Feldes und seiner vergänglichen Vegetation gleichen; umgekehrt wird auch die Sicherheit der gläubigsten Ueberzeugung von der ewigen Bedeutung des Geistes durch die große zudringliche Deutlichkeit unterbrochen, mit welcher der Naturlauf ihr zuruft, es sei doch nicht anders, als daß die Zerstörung, durch welche die lebendige Gestalt vergeht, vollkommen spurlos auch den Geist aus dem Zusammenhang der Wirklichkeit verschwinden mache.

Verweilen wir nun noch einen Augenblick bei dieser Weltansicht, in deren Lebensgefühl als der entscheidende Bestandtheil das Bewußtsein der eignen Niedrigkeit und Vergänglichkeit hervorsticht, so ist klar, daß sie von Zwecken des Lebens kaum überhaupt sprechen kann. In der That sind ihre wissenschaftlichen Ausbildungen fast immer nur dahin gelangt, alle grübelnde Sorge um solche Zwecke und alles Uebersinnliche abzurathen und maßvolle Beschränkung auf die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse zu empfehlen. Aber sie haben auch fast nie vermocht, den Widerspruch eines bessern Gefühls zum Schweigen zu bringen, das sich stets dieser Vereinfachung des Lebens zu einer friedlichen ziellosen Vegetation widersetzte. Theils haben sie der menschlichen Natur darin nachgeben müssen, daß sie den Vorzug, den unser Gemüth der Erkenntniß der Wahrheit, dem Zauber der Schönheit, der Majestät der sittlichen Gebote vor allen dringenderen Antrieben der Natur gibt, stillschweigend zugestanden, ohne ihn doch aus ihren eigenen Grundgedanken zu begreifen; theils sind sie nie im Stande gewesen, praktischen Bestrebungen Stillstand zu gebieten, die weit über das Bedürfniß jener pflanzenartigen

Immanenz des Lebens hinausgingen. Bald in unwillkührlicher sorgender Liebe für das Wohl einer entfernten Nachkommenschaft, bald in der lebendigsten Theilnahme an der historischen Weiterentwicklung der menschlichen Zustände überhaupt, wie oft endlich in weltbewegenden Aufregungen des Ehrgeizes hat sich thätig dieses unvertilgbare Gefühl des Verbundenseins mit einer unvergänglichen Welt bewährt, obgleich es theoretisch sich selbst nicht zugeben wollte! Der einzelne Geist, der sich für ein flüchtiges Erzeugniß des Naturlaufes hielt, ist selten ganz unempfänglich für den Nachruhm gewesen, und doch wo läge der Reiz dieses Ruhmes, wenn er sich nur an einen Namen knüpfte, für den es keinen Träger mehr gäbe! In allen diesen Erscheinungen bricht der verhaltene Glaube durch, daß es ein Universum geistiger Interessen gibt, das die einzelnen Glieder nicht wieder los läßt, die ihm angehören, wie fern auch noch jede deutliche Vorstellung von der Art dieser ewigen Aufbewahrung des scheinbar Verschwindenden liegen mag.

Nicht überall tritt jedoch in der räthselhaften Mischung unserer Lebensgefühle jenes eine Gefühl von der völligen Nichtigkeit und Verlassenheit des irdischen Daseins dominirend hervor. Der Prosa dieser resignirten Stimmung steht als eine zweite große Form des menschlichen Selbstbewußtseins die wilde Poesie des Aberglaubens gegenüber. Man hat längst bemerkt, wie unerwartet nahe der üppigste Aberglaube dem Unglauben liegt und aus ihm hervorspringt. Und in der That sind die beiden Gedanken an die gemeine naturgesetzliche Vergänglichkeit des Einzelnen und an die alleinige Beharrlichkeit des dunklen unergründlichen Ewigen zwei zugleich erklingenden Tönen ähnlich; es kommt auf einen Windhauch an, ob bald dieser bald jener anschwellen und den andern überschreien soll. Darauf aber beruht aller Aberglaube, daß die Wirksamkeit jener unendlichen Substanz, die vorhin nur mittelbar nach einem gleichgiltigen Geschäftsgang und wie aus kühler Entfernung den Lauf der einzelnen Dinge leitete, nun plötzlich mit unmittelbarer Gegenwart in alle geringfügigen

Wendungen desselben eintritt und den Zusammenhang der Erscheinungen mit einer geheimnißvollen düstern Glut brennender Beziehungen überfüllt, denen das einzelne Geschöpf, überall bedroht und ergriffen, sich nirgends entziehen kann.

Auch diese Stimmung, sich allenthalben von einer übersinnlichen Welt eingeschlossen zu glauben, in deren nebelhaftes Wogen die scharfgezeichneten nächsten Umrisse der Lebenszustände sich untrennbar und unkenntlich verlieren, hat theils historisch große Zeiträume der menschlichen Entwicklung beherrscht, theils ist sie zu jeder Zeit bereit, wenigstens in einzelnen Anwandlungen wieder hervorzutreten. Auf die Gestaltung des Lebens hat sie verschiedenen Einfluß geäußert, je nachdem Temperament und Naturell der Völker und der mehr oder minder offene Sinn für die hellen thatsächlichen Verhältnisse der Erfahrung und für die einfachen sittlichen Anforderungen des Gemüthes die Phantasie bald zu heiterer ästhetischer Auffassung, bald zu düsterer oder maßloser Schwärmerei hinneigten. Orientalische Ueberschwenglichkeit hat breiten Hintergrund und üppige Farben zu ihrem Gemälde genommen; Vorstellungen über den Ursprung des Weltganzen, über gute und böse Principien aller Dinge, über dämonischen Abfall der Schöpfung von ihrer Bestimmung, über eine Weltgeschichte in dem eigentlichsten Sinne einer zusammenhängenden Entwicklung aller sichtbaren und unsichtbaren Wirklichkeit: alle diese äußersten Gedanken, an welche sonst die menschliche Vernunft nur zaghaft streift, traten mit einer gewissen Familiarität, wie sehr bekannte Geschichten, in den Gesichtskreis des alltäglichen Lebens; sie wurden darin festgehalten durch unzählige Ceremonien, bald durch ungeheuerliche Büßungen, durch welche die Einbildungskraft eine Heiligung und weltbeherrschende Macht wiederzugewinnen sich fest vermaß, von der doch die nüchterne Beobachtnng nicht die geringste Spur als wirklich errungen hätte nachweisen können, bald durch einzelne Vorschriften, die kleinlich, peinlich und fruchtlos die unbefangensten Regungen des gewöhnlichsten Lebens mit der Erinnerung an ihr vorgebliches Bedingtsein durch geheimnißvolle Zusammenhänge des

Weltganzen einengten. Anders ist es der griechischen Mythologie gelungen; zwar nicht ohne große Einbuße an lehrhaftem Inhalt, aber mit dem Zuwachs freundlicher künstlerischer Gestaltung hat sie den größeren Theil des menschlichen Lebens wieder freigelassen und von der bedrückenden Ueberwucherung einer alle Welt von Pol zu Pol umfassenden Mystik erlöst. Andere Zeiten und andere Sitten haben andere Formen dieser Lebensstimmung begünstigt; aber überall, wo die Ueberzeugung von einer engen und durchgängigen Verknüpfung unsers irdischen Daseins mit einem allgemeinen Weltleben zu unmittelbar dieses Dasein selbst durchdrang und zu Versuchen einer mystischen und theokratischen Anordnung der gewöhnlichen geselligen Verhältnisse systematisirt wurde, hat sie der natürlichen Entwicklung nur Hindernisse durch die künstlichen, zum Theil unverständlichen Aufgaben bereitet, durch welche sie die wahren physischen und sittlichen Interessen der unbefangenen menschlichen Natur in Schatten stellte.

Entsprangen doch aus solchem Grunde neben verkehrten Theorien, die der alltäglichsten Erfahrung sorglos widersprachen, zugleich eine Menge finsterer asketischer Bestrebungen, die, eins der merkwürdigsten Phänomene der Welt, zu Gunsten einer idealen Bestimmung ausdrücklichen Kampf gegen die realen Naturgrundlagen eröffneten, auf denen das Dasein des Kämpfenden beruht. Wo dagegen ein günstigerer Lauf der Dinge den Sinn der Menschen für die tägliche Arbeit und für die Betriebsamkeit des Schaffens und Gestaltens mehr entwickelt hat, da tritt umgekehrt vor der Theilnahme an diesem deutlich gegliederten Organismus der nächsten Lebensaufgaben die Sorge um ihr Zusammengehören mit einer unsichtbaren geheimnißvollen Ordnung der Dinge zurück und nur in den einzelnen Zügen des Aberglaubens wieder hervor, die beharrlich, aber im Ganzen fruchtlos, der Erfahrung widersprechen. Im Allgemeinen überwiegt in dieser ganzen Lebensauffassung das Schwermüthige, und der Aberglaube, indem er sich überall von der unmittelbaren Gegenwart der tiefsten Weltbezüge umspannt wähnt, fühlt diese Umspannung meist als eine

beständige Beargwohnung, Versuchung und Bedrohung, mit der eine dunkle schicksalsschwere Gewalt ihn rings umgibt. Aber mit dieser düstern Färbung ist zugleich ein größerer Werth verbunden, der unbewußt und unwillkührlich auf die endliche Persönlichkeit gelegt wird. Eben indem der mysteriöse Zusammenhang der Dinge sich überall um sie kümmert und sie nicht los läßt, erscheint sie sich gar nicht als ein gleichgiltiges vergängliches und bedeutungsloses Element des Weltlaufes, das von diesem geformt und wieder aufgelöst wird, sondern als ein unauflösliches reales Wesen, das mit Wahl und Freiheit auf die verfänglichen Fragen desselben antwortet und im Stande ist, durch seine Wahl ewige Verschuldungen auf sich zu laden. So ist der Aberglaube voll von dem Gedanken der Verantwortlichkeit, den jene andere Ansicht nicht kennen kann, welcher jedes endliche Wesen als ein unerhebliches Erzeugniß des Allgemeinen erscheint.

Ich eile nun kurz einem Schlusse zu, der ja nur bestimmt ist, den Ausgangspunkt unserer letzten umfassenden Betrachtungen zu bilden. Aus dem Schwanken zwischen den beiden Lebensansichten, die ich schilderte, hebt sich ein Zustand des Gleichgewichtes hervor, nicht durchaus unerreichbar für den Menschen, aber vielleicht nie anders, als in einzelnen begünstigten Augenblicken, vollkommen erreicht. Als Religiosität wollen wir diese dritte Form des Lebensgefühls bezeichnen, in welcher das Bewußtsein der eignen Gebrechlichkeit mit dem andern eines nichtsdestoweniger ewigen Weltberufes verschmolzen ist, und die Ueberzeugung eines eignen Zusammenhanges zwischen unserm irdischen Dasein und dem geheimnißvollen Ganzen des Weltbaues gleichwohl die Empfänglichkeit für die kleinen Aufgaben des erstern nicht mehr trübt. Es ist nicht die Kraft eines größern Wissens, durch welche die Vereinigung dieser widerstrebenden Gedanken gelingt, sondern die Kraft eines größeren und lebendigeren Glaubens, der der Stimme der innern Erfahrung und des Gewissens nicht geringere Bedeutung als dem Zeugnisse der Sinne beimißt, das Zeugniß der

Sinne nicht umdeutet nach einem vorgeblichen höheren Wissen, in Allem aber sich bescheidet, daß Zeit und Stunde zu wissen für die Erfüllung unserer Ahnungen, Gott allein sich vorbehalten hat. In den unermeßlichen Zusammenhang des Daseins erscheint das irdische Leben in dem Sinne einer Vorarbeit, einer bildenden Prüfung eingereiht, nicht zwecklos und bedeutungsleer, als eine vergängliche Gegenwart, der keine Zukunft folgte, nicht Selbstzweck anderseits oder so unaufheblich, daß jeder Irrthum dieser Schule zu einem unwiderruflichen Verhängniß würde. Die Gewissenhaftigkeit, der Ernst und die Liebe, die das Gemüth der Arbeit dieses Lebens zuwenden soll, entspringen aus dieser Vorstellungsweise zugleich mit dem größeren Ernste und der Heiterkeit des Bewußtseins, daß den Unvollkommenheiten irdischer Bestrebungen ihr Stachel genommen sei; denn nicht das erarbeitete äußere Ergebniß, das gering sein mag, sondern die Treue des Arbeitens selbst ist ihr Ziel und unser Beruf.

Aber es sind in der That nur Augenblicke, in denen dieser Friede des Lebensgefühls in uns zur Wirklichkeit kommt. Ich will nicht der Kämpfe und Anfechtungen und der beständig wiedererwachenden Unruhe gedenken, die aus dem beschwichtigten, aber nicht beseitigten Zwiespalt zwischen den Entschlüssen des Glaubens und den aufdringlichen Einwürfen des Wissens entstehen; ist es doch dieser Zwiespalt gewesen, aus dessen lebhafter Empfindung unser ganzer Versuch hervorging, Klarheit zu gewinnen über die Stellung und Bestimmung des Menschen. Um so weniger bedarf es hier der erneuten Erwähnung, wie heftige Erschütterungen aus dieser Richtung her die Ruhe unsers Gemüthes zu erleiden pflegt. Eine andere menschliche Unvollkommenheit vielmehr, deren wir oft gedachten, müssen wir am Ende dieser Uebersicht über die Stimmungen unsers inneren Lebens noch einmal erwähnen; ich meine jene Unstetigkeit unserer Gedanken und Gefühle, die uns so selten erlaubt, das zu unserem Frieden Zusammengehörige zusammenzuhalten und es als einen starken, gehaltenen, schwankungslosen Accord fortklingen zu lassen. Bald denken wir der Zwecke allein und vergessen die Mittel, bald vertiefen

wir uns in das Gebahren mit den Mitteln und verlieren die Erinnerung der Zwecke; das Erhabene blendet uns und läßt die kleinen Aufgaben verschwinden, und das Kleine blendet uns nicht minder für das Große; Spannung und Abspannung wechseln auch hier wie in dem körperlichen Befinden und unsere Gedanken sind Festtags anders als Werktags. Wie Vieles von dem, was wir in Augenblicken der Sammlung für unsere ernsthafte Ueberzeugung anerkennen, ruht doch lange Zeiten außerhalb unserer Erinnerung wie ein aufgespeicherter Schatz, dessen Besitz schon genügt, und in wie seltenen Augenblicken werden wir uns der übersinnlichen Welt, an die wir glauben, als einer vollen, in unser Leben wirklich hineinragenden Wahrheit bewußt! Was wir so oft im Groben geschehen sehen, das Verschieben der guten Vorsätze, dasselbe geschieht in uns fast überall im Kleinen; mit dem aufrichtigen Glauben an die Einheit unserer Aufgabe und an die Zusammengehörigkeit aller menschlichen Bestrebungen zur Erfüllung einer und derselben Bestimmnng lassen wir doch viele Fragen dahingestellt und unsere Thätigkeiten nach den verschiedensten Richtungen isolirt auseinandergehen. So löst sich das Reich der Wissenschaften und jede einzelne von ihnen als ein selbständiges und sich selbst genügendes Gebiet der Interessen, so die Kunst und die Betriebsamkeit, die den Bedürfnissen des äußern Lebens dient, von der bewußten Beziehung auf jenen gemeinsamen Mittelpunkt ab, und mit der feiertäglichen Anerkennung des höchsten und absoluten Zweckes arbeiten wir Woche für Woche für mittelbare Zwecke des dritten und vierten Ranges. Es ist nicht sowohl ein schwerer Vorwurf, den wir hiermit aussprechen, als vielmehr die Bezeichnung einer Unvollkommenheit, der sich die menschliche Natur nicht durch ihren guten Willen ganz entwinden könnte. Aber eben diese Unvollkommenheit einzugestehen, war die letzte Pflicht dieser Schilderung, die nicht Ideale, denen wir nachzukommen haben, verzeichnen, sondern die Meinungen darstellen wollte, welche das menschliche Geschlecht in Wirklichkeit von seinen Idealen zu hegen, und die Bestrebungen, durch die es ihre annähernde Erreichung zu versuchen pflegt.

Schluß.

Es ist kein abschließender Standpunkt, bei dem wir angelangt sind, sondern eine abschüssige Fläche, auf der wir weiter gleiten, und von welcher wir nur flüchtig einen Rückblick auf das Woher und das Wohin unsers Weges werfen.

Eine unbefriedigende Ansicht war uns als Ergebniß der ersten größeren Gruppe unserer Betrachtungen zurückgeblieben: neben andern unzähligen Beispielen erschien uns der Mensch nur auch als ein Beispiel dessen, was aus der allgemeinen Gesetzlichkeit des Naturmechanismus fließen kann. Wohl wußten wir, daß ja nie Gesetze an sich allein eine Wirklichkeit erzeugen; sie erzeugen sie nur durch ein vorher wirkliches mannigfaches Reale, das, unableitbar gegeben, ihnen sich und sein Wirken unterordnet, und auf dessen leistungsfähige Kraft sie nur als richtunggebende Maßbestimmungen sich beziehen. Aber die ganze so vorauszusetzende Fülle der Wirklichkeit erschien doch zunächst als eine zerstreute Menge zufälliger Thatsachen, durch kein Band lebendiger Einheit zu einem zweiten großen Gliede des Weltbaues so verknüpft, wie die einzelnen Gesetze der mechanischen Naturordnung zu Einer Nothwendigkeit, als dem ersten grundlegenden Gliede desselben, zusammenstimmen. Zeigte die Erfahrung Spuren nicht blos einer Unterordnung aller einzelnen Elemente unter die gleichen allgemeinen Gesetze, sondern auch einer Nebenordnung derselben zu der Planmäßigkeit eines Ganzen, dessen Theile einander hilfreich ergänzen, so verkehrte doch auch diese Harmonie sich immer wieder in einen blinden Erfolg der ursprünglichen Natur und Constellation der Weltelemente, die ja irgend eine Natur und Stellung haben mußten,

und die nun, weil sie eben diese und keine andere hatten, nur zu dieser Ordnung und nicht zur Permanenz eines Chaos führen konnten. Auch die Hartnäckigkeit dieser unerfreulichen Ansicht wurde endlich überwunden; sie mußte zugeben, eigentlich doch nur der verschleierte und widerwillige Ausdruck des Geständnisses zu sein, daß eben die letzte umfassendste und allem Andern zu Grunde liegende Thatsache der Wirklichkeit die Einheit und innere Zusammengehörigkeit der schaffenden Natur sei, die jenem nothwendigen Gesetzkreise nicht eine unverbundene Anzahl von Uebungsbeispielen hinwarf, sondern ihnen den geschlossenen Keim einer geordneten Welt zur Entwicklung darbot. Und hieran mußte eine Reflexion, welche die spätere Verknüpfung ihrer einzelnen Ueberlegungen vorbedenkt, den Gedanken anschließen, daß ja überhaupt jenes Reich von Gesetzen, dem die Wirklichkeit sich zu fügen scheint, nicht in Wahrheit eine vorherbestehende Nothwendigkeit ist, der die später gekommene Wirklichkeit sich auf diese Weise fügen könnte, daß vielmehr eben die schaffende Natur selbst, die den Forderungen des Mechanismus sich anzubequemen scheint, das erste und einzige Wirkliche, er dagegen eben die aus ihr selbst quellende Form ihrer Wirksamkeit ist, die um der durchgängigen Einheit und Consequenz dieses Wirkens willen sich von dessen einzelnen Beispielen lösen, als eine allgemeine überall sich selbst gleiche Nothwendigkeit isoliren und endlich wie eine fremde selbständige Schranke dem vorausdenken läßt, dessen eigene Natur sie ist.

Diese lebendige Wirklichkeit war der Gegenstand unserer Betrachtung; in ihr suchten wir den Menschen auf und die Stellung, die in ihr seine eigenthümliche Natur im Gegensatz zu den ebenso eigenthümlichen Naturen anderer Wesen einnimmt. Aber fast nur verneinend ist diese Betrachtung zu ihrem Ziele gekommen; wie ausgedehnt auch der Einfluß allgemeiner gesetzlich wirkender Bedingungen auf die Entwicklung des menschlichen Daseins sich fand, es fand sich zugleich, daß er nie ausreicht, diese Entwickelung zu erklären ohne Bildungsanlagen der eigenthümlichsten Art, die er in dem menschlichen Wesen antrifft, aber nicht ihm erst anerzeugt.

Wie wir dagegen bejahend die Zusammengehörigkeit dieser menschlichen Natur mit dem Ganzen der Wirklichkeit und ihre bedeutungsvolle Stellung in demselben bestimmen sollen, darüber endeten unsere Ueberlegungen in Zweifel und Dunkel. Wir wissen nicht, was die unzähligen Gestirne verbergen, die in unser Leben nur mit ihrem nächtlichen Scheine hereinragen; was ist nun unsere Stellung in dem Weltall, dessen kleinsten Theil nur wir kennen? An der Oberfläche dieses Planeten finden wir uns an der Spitze einer Thierreihe, deren Typus in unserer Organisation gipfelt, aber was will diese systematische Würde, an die wir im Leben kaum je denken, und die dem Fortschritt unserer Entwicklung keinen Nutzen bringt? Wir fühlen uns endlich geistig durch eine große Kluft von dieser Thierwelt geschieden; aber indem wir Ideale verfolgen, die nur uns gelten, empfinden wir theils, wie wir fast durchaus hinter dem zurückbleiben, worauf wir allein Werth legen zu dürfen glauben, theils bemerken wir, wie frisch zugleich auch jenes andere Seelenleben um uns fort vegetirt, das diese Ideale nicht kennt. Unsere eignen Ziele sind uns nicht klar; Unzähliges existirt außer uns, dessen Sinn und Bestimmung noch fremdartiger ist; wer sich selbst kennen wollte, müßte den Plan des großen Weltbaues errathen, zu dem so mannigfache Glieder zusammenstreben.

Wie viel von diesem Plane uns durch den Ueberblick der Geschichte und durch die Verknüpfung der Ideen klar werden mag, welche die geistige Arbeit des menschlichen Geschlechtes allmählich gewonnen hat, wird der letzte Theil dieser Betrachtungen zu entwickeln suchen, zerstreute Fäden der Ueberlegung vereinigend, und manchem scheinbaren Widerspruch zur Lösung.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.